Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

Raulf Novellen.

Aus der Mappe

eines

Cosmopoliten.

Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken

von

Emanuel Raulf.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.

Meinen Geschwistern.

Inhalt.

I.

Ein seltsames Duell.

Novelle.

Die Garnison eines ungarischen Grenzstädtchens wurde durch ein Husarenregiment verstärkt. Mit klingendem Spiel rückte ein Grenadierbataillon aus, um den neuen Ankömmlingen die militärische Ehre des Empfanges zu erweisen. Die zahlreiche Schuljugend trieb sich, selbst um den Preis des Mittagessens und einiger Backenstreiche, erwartungsvoll in den Hauptstraßen auf und ab; aus allen Fenstern wurden so neugierige Mädchen- und Frauenblicke herabgeschossen, als hätte Gott Amor dem schönen Geschlecht in die Ohren gezischelt: Helft mir heute aus — meine Pfeile sind alle geworden! Die schmucken Husaren, hoch zu Roß, mit ihren blank geputzten Carabinern und nachlässig über die Achseln geworfenen Dollmans, musterten funkelnden Blicks die feinen, zarten Gestalten an den Fenstern. Besondere

Aufmerksamkeit erregte ein junger, bildschöner Husaren-offizier, der seinen langmähnigen Eisenschimmel mit der Ritterlichkeit eines chevaleresken Gentlemans tummelte. Sein Pferd, anfangs in der Nähe der zweiten Musikbande des vornweg marschirenden Grenadierbataillons, war durch die Bombenschläge der großen türkischen Trommel scheu geworden; es schlug klafterhoch aus, und machte die boshaftesten Seitensprünge, um sich seines Reiters zu entledigen. Der Offizier jedoch blieb sattelfest — wie blitzten die silbernen Stachelsporen im Sonnenlicht! ja er reizte damit den wildschäumenden Hengst noch absichtlich, um seine feine Zügelführung, seine Gewandtheit und männliche Grazie vor den Blicken der Schönen zu entfalten. Plötzlich aber bäumte sich der Schimmel — schon glaubte man, Roß und Reiter müßten sich rücklings überschlagen, da forcirte der Kühne das schnaubende Thier zu einer ungewöhnlich hohen Lançade, und bewältigte es mit eiserner Faust in der nächsten Minute zum allgemeinen Erstaunen der murmelnden Menge. Dabei blieb es jedoch nicht. Ein ganz besonderes Zeichen der zartesten Anerkennung seiner Ritterlichkeit ward dem sich nun stolz in die Brust werfenden Husarenoffizier zu Theil. Von schneeweißer Hand flog eine rothe Rose aus einem Fenster auf ihn hernieder; die schöne Spenderin zielte so glücklich, daß sich die Rose in den wallenden Mähnen des Eisenschimmels mit ihren Dornen verfing. Alle Augen richteten sich nun auf das Fenster. Jene Dame, die sich in der

Darbringung ihrer öffentlichen Huldigung über das Herkommen hinaussetzte, war die noch sehr jugendliche Primadonna des Stadttheaters, die durch ihre reizende Erscheinung, durch den verlockenden Silberklang ihrer Stimme der jüngeren Männerwelt sehr gefährlich war. Sie warf die Rose jedoch mit so viel Anstand, ja sogar mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung, als wolle sie dadurch deutlich zu erkennen geben: sie sei in diesem Augenblicke die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts, das in unsern Tagen nicht mehr Gelegenheit habe, ächter Männlichkeit in den Schranken der Oeffentlichkeit den Zoll der Bewunderung zu spenden, wie einst die Damen auf hohem Balkone dem tapfersten Ritter des Tourniers. Der Volksmasse gefiel dies unerwartete Intermezzo; selbst die ehrbarsten Bürgersfrauen nickten beifällig und riefen einander zu: „Das hat sie gut gemacht!"

Der Offizier, um nicht zurückzubleiben hinter der allgemeinen Billigung, nahm die ehrenvolle Anerkennung nicht blos auf gewöhnliche Weise hin. Er löste die Dornen rasch aus der Mähne des Rosses, und steckte die Blume so geschickt in das reiche Schnurwerk seiner Palatinal-Uniform, daß sie wie der rosenrothe Orden der Liebe an seiner Brust erglänzte. Hierauf salutirte er, der Schönen die feurigsten Blicke zuwerfend, mit der blanken Säbelklinge so tief, als gälte es, der volkssouverainen Majestät der Frauenschönheit unbegrenzte Ehrfurcht zu bezeigen.

Der Zug nahm sein Ende — die Husaren erreichten ihre Caserne. Die Volksmenge zerstreute sich. Von der Rose wurde im Städtchen viel gesprochen; denn es war allgemein bekannt, daß die schöne Mathilde eine Liaison mit einem Offizier des hier in Garnison liegenden Grenadierregiments habe, der sie im Theater an jedem Opernabend mit den eifersüchtigen Blicken eines Argus bewache.

Nachmittags, eben in demselben Gebäude, vor dessen Fenstern sich der ritterliche Vorfall ereignete, klapperte und rasselte von Stufe zu Stufe der Säbel eines Husarenoffiziers, als dem Eilenden ein Major mit hoher Bärenmütze hastig unter der Hausflur den Weg vertrat, und ihn barsch in der gereiztesten Stimmung anfuhr: „Was haben Sie in diesem Hause zu suchen?"

„Was geht das Sie an? Sind Sie vielleicht hier angestellt als Haus=, Hof= und Thürverriegler?" warf mit zweideutigem Lächeln der Husar auf die trotzige Frage hin, die Absätze mit Sporengeklirre an einander schlagend.

„Sie blöder Ritter von der Rose, haben Sie Lust, mich mit dieser Bemerkung zu insultiren?" schrie der Major, gelb vor Zorn und Eifersucht.

„Wie es Ihnen beliebt, Sie Ritter ohne Rose!" lautete die stechende Antwort.

„Maledetto! — Ich forder' Sie auf Pistolen!" kreischte wüthend der Grenadieroffizier mit einer fieberhaft zuckenden Bewegung der rechten Hand.

„Auf Pistolen?“ wiederholte kühl-ironisch der Husar; er galt in seinem Regimente für den besten Pistolenschützen.

„Morgen früh um sechs Uhr vor dem Südthore, rechts beim ersten Gehölze des Thiergartens — Ihr Name?“

„Arthur Graf von Radasdy, Husaren-Rittmeister. Wem werde ich die Ehre haben das Lebenslicht auszublasen?“ versetzte mit beißendem Spotte der Geforderte.

„Antonio di Comelli, Major bei den hier stationirten Grenadieren!“ rief der jähzornige Italiener, die Lippen pressend. Nach kurzer Pause setzte er noch stoßweise hinzu: „Fünfzehn Schritte! fehlen die ersten Kugeln, so werden zweite gewechselt — Blut muß fließen — meines oder Ihres! — soll ich für Waffen und Secundanten sorgen?“

„Bitte, lieber Major, bemühen Sie sich nicht!“ entgegnete der Magyare.

Nach diesem kurzen, raschgeführten Wortwechsel trennten sie sich. Arthur eilte fort, Antonio stürmte hinauf, wild wie durch die Bresche einer belagerten Festung. Kaum hatte er die Thüre aufgerissen, so rief er mit blitzenden Augen: „Ha, falsche Schlange!“

Mathilde, in einem eleganten Sopha lehnend, erwiderte gleichgültig: „Was will der Herr Major noch hier? — Antonio, es ist längst aus zwischen uns —

störe mich nicht, ich muß heut Abend im Theater singen, meine Rolle memoriren."

„Per Dio santo! In diesem Tone sprichst Du mit mir? Mathilde? Mathilde!" stammelte der Südländer, sich mit der Hand wie wahnsinnig in die Haare fahrend.

„Du bist ein Thor, Antonio, und wirst es ewig bleiben! Ich bitt' Dich, geh'! ich habe keine Lust, mich Deiner eifersüchtigen Grillen wegen vor dem Publikum zu blamiren."

„Natter, Scorpion! Du sollst an mich denken bis zum jüngsten Tag! ich will Deinem Liebsten den neu creirten Rosenorden morgen mit der Kugel von der Brust wegexpediren, daß Du Dir die Blätter als hundert Angedenklein von ihm in's Stammbuch legen kannst!" drohte der Major, wie ein Rasender der Thüre zueilend.

„Antonio, bleib!" rief Mathilde, erschreckt vom Sopha aufspringend; jedoch der Welsche hörte sie nicht; so rasch er gekommen, eben so rasch war er verschwunden. Mathildens schöne Züge verriethen Bestürzung. Sie sah im Geiste das Blut, das ihretwegen fließen sollte. Was thun? — Ihr Busen flog ungestüm auf und nieder; das herrlich gebaute achtzehnjährige Mädchen, blieb einige Secunden unschlüssig stehen. Sollte sie dem Major nacheilen, und doch einen Versuch machen, ihn zu besänftigen? Der Schreck lag ihr wie Blei in den Gliedern; sie sank in das Sophakissen zurück

und murmelte vor sich hin: „Ich muß um jeden Preis heute noch einmal Arthur nach dem Theater sprechen!“ Bald darauf rief sie laut aus: „In solcher Aufregung soll man den Anforderungen des Publikums genügen, in solchen Augenblicken, wo einem das Herz aus dem Busen zu springen droht!“ — Und doch hatte der Gedanke, daß zwei Männer für sie der Güter Höchstes kühn in die Wagschale werfen wollten, etwas ihrer weiblichen Eitelkeit Schmeichelndes. Mathilde war ein sonderbares Gemisch von weiblicher Zartheit und männlicher Charakterfestigkeit, ein Wesen, welches die Natur in körperlicher und geistiger Hinsicht so reich ausgestattet, daß sie sich berechtigt glaubte, die Vorurtheile der Welt belächeln zu dürfen. Sie sammelte sich, griff wieder nach der Rolle und sang einige Recitative fast nur parlando. Um halb sechs Uhr eilte sie in's Theater, um eine ungewöhnliche Toilette zu machen. —

Die kühn geschleuderte Rose trug wol das Ihrige dazu bei, daß heute die Räume des Hauses nicht ausreichten, um die von allen Seiten zuströmende Volksmenge aufzunehmen. Bellini's Montechi und Capuletti war mit großen Lettern an den Straßenecken angekündigt. Mathilde sang den Romeo. In der Loge des Prosceniums links lehnte vornehm, jedoch mit ächt militärischer Haltung, Arthur Graf von Radasdy — eine Persönlichkeit, die für den heutigen Theaterabend eine besondere Bedeutung hatte. Jede Lorgnette war auf ihn gerichtet. In voller Husarenuniform, die ver-

hängnißreiche Rose auf der Brust, schön wie ein Adonis, stolz wie ein König der Frauenherzen, saß er da. In seinem jugendlich männlichem Antlitz ließ sich nicht die leiseste Aufregung entdecken; er schien die Ruhe selbst zu sein; nur von Zeit zu Zeit strich er nach alter Magyarensitte seinen dunkelbraunen Schnurrbart, der wie Seidenflaum die feingeschnittenen Lippen überschattete. Ihm gerade gegenüber saß unter mehreren Offizieren höheren Ranges der breitschultrige, benarbte Major Comelli. Er suchte die Unruhe, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte, vor dem Publikum durch ein lebhaftes Gespräch mit seinem Nachbar zu verbergen; dies wollte jedoch dem Sohn des Südens nicht recht gelingen. Die auffallende Bläße seiner Wangen, durch den Contrast des gelockten ebenholzschwarzen Haares noch gehoben, sein unruhig umherschweifendes Auge, das manchmal einen tödtlichen Blick auf Arthur hinüber schoß, das nervöse Zucken seiner Gesichtsmuskeln: dies Alles verrieth nur zu deutlich, daß ihn, nicht blos momentan, der Dämon des Hasses beseelte. Das Publikum zischelte sich nicht wenig über beide Männer in die Ohren. Alles war in der größten Spannung.

Der Vorhang rauschte in die Höhe. Schon bei ihrem ersten Erscheinen wurde Mathilde, in der geschmackvollen italienischen Männertracht des Mittelalters, das ihren regelmäßigen Gliederbau in's vortheilhafteste Licht stellte, mit einer fast endlosen Beifallssalve be-

grüßt. Ihre aufgeregte Stimmung paßte glücklicher Weise zu der Rolle; ihre Mimik war diesen Abend eine außerordentliche; das Glockenmetall ihrer jugendlichen Stimme, das edle Feuer des Vortrages riß zur Bewunderung hin; selbst die fleißigsten Theaterbesucher hatten sie nie so gesehen. Ihr Wesen war potenzirt, ihr Gefühl strömte in alle Herzen über; wenn dann ihr begeistertes Auge flüchtig Arthur's trunkenen Blicken begegnete, biß sich Comelli vor Wuth in die Lippen. Das Publikum war berauscht. Noch nie hatte Mathilde einen so glänzenden Triumph gefeiert — Hervorruf folgte auf Hervorruf. Als sie sich nach dem Schlusse der Oper noch einmal dem Publikum zeigte, flog aus der Loge des Grafen von Radasdy ein prachtvoller Rosenkranz zu Mathildens Füßen, und nicht anders als hätte das ganze Husarenregiment, welches im Parterre und in den Gallerien sehr gut postirt war, nur dieses Signal abgewartet, flogen nun von allen Seiten Kränze und Sträußchen so, daß Mathilde, wie von einem Blumenregen überschüttet, kaum mehr wußte, wie sie durch Verbeugungen für diese außerordentliche Huldigung danken sollte. Der Beifallssturm schien kein Ende nehmen zu wollen. Mathilde drückte Arthur's Centifolienkranz in sichtlicher Bewegung an den Busen, sich vor dem Publikum auf das tiefste verneigend. Comelli knirschte mit den Zähnen, und schrie seinem Nachbar zu: „Hätt' ich meine Pistole da, ich schösse dies ungarische Fratzengesicht dort in der Loge wie einen

tollen Hund über den Haufen! Eh' ich einem Weibe in dieser Welt noch traue, will ich das treulose Meer bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen!"

Endlich hatte sich der Enthusiasmus ein Genüge gethan. Unter auffallend lautem Gemurmel verließ die Menge vergnügt das Haus; während des Drängens noch guckte Mancher nach der Loge, worin Graf Radasdy mit dem Stolze eines römischen Triumphators stand, ironisch hinüberlächelnd auf Comelli, der die Dunkelheit der Nacht verfluchte, weil sie ihn hinderte, seiner glühenden Rache augenblicklich freien Lauf zu lassen.

Der Logenmeister spielte dem Grafen bei günstiger Gelegenheit ein Billet in die Hände, wofür ihn Arthur mit einem Goldstück belohnte. Bei der nächsten Straßenlaterne eines Quergäßchens entfaltete er das Briefchen und las:

Stern meines Auges! Glück meines Herzens! ich erwarte Dich, Geliebter, eine Stunde nach dem Schlusse der Oper in meiner Wohnung, um Wichtiges mit Dir zu besprechen. Entschuldige die Kürze und Eilfertigkeit dieser Zeilen, die ich in der Garderobe auf das Papier hingeworfen, als ich eine halbe Viertelstunde die Scene verlassen durfte. Komme gewiß!

Dein Dich glühend liebender
Romeo.

Arthur noch ganz Feuer und Flamme über ihre Darstellung, drückte einen heißen Kuß auf das Wort: „Romeo". Noch einmal die eleganten und doch so ausdrucksvollen Schriftzüge, die fast einer Männerhand anzugehören schienen, betrachtend, ja sogar den Blick eine Weile träumerisch in sie versenkend, seufzte er tief auf: „Mathilde, Du meine süße Rose, es wäre bitter, morgen zu sterben!" Wie bezaubert blieb er stehen. Das Briefchen in die Brust steckend, besann er sich, daß er, bevor er zur Königin seines Herzens eilte, noch einen unaufschiebbaren Gang zu machen habe. Theils um seinen Kameraden zu beweisen, daß er Mathildens huldreiche Spende beim Einzug der Husaren nicht für sich allein beanspruche, sondern für ein Zeichen der Anerkennung nehme, das dem ganzen Regimente gebühre; theils um ihnen Allen, die für ihn in's Feuer gingen, eine letzte Aufmerksamkeit zu erweisen, falls er im Duell bliebe: hatte der reich begüterte Arthur in einer der beliebtesten Stadtlocalitäten ein Festmahl bestellt, wozu er nicht nur die Offiziere, sondern die sämmtliche Mannschaft seines Regimentes geladen. Er wußte zu gut, daß der Ehrgeiz im Nationalcharakter des Magyarenstammes jede andere militärische Tugend noch weit hinter sich zurücklasse. Kaum trat er in den Saal, so donnerte ihm ein dreimaliges: „Eljen Radasdy!" entgegen. Arthur brachte als Erwiderung, nachdem er die Gläser mit Tokaier zu füllen befohlen hatte, einen Toast auf das Wohl aller ungarischen Husaren aus;

worauf der Dame von der Rose ein hundert- und hundertstimmiges Hoch erscholl. Eine Stunde verflog, man wußte nicht wie. Arthur wählte einen der ausgezeichnetsten Offiziere zu seinem Secundanten, und rief vor dem Scheiden der ganzen Versammlung zu: „Gedenkt meiner, wenn ich morgen nicht mehr lebendig unter Euch bin! — Lebt wohl, Magyaren! für die Frauenschönheit in den Tod!“

„Eljen Radasdy!“ hörte er noch rufen, als er schon mehr denn hundert Schritte weit den Gartensaal im Rücken hatte. Zehn Minuten später klopfte er an Mathildens Thüre; ein helltöniges, mit ächt englischem Nachdruck gerufenes: „Come in!“ forderte ihn auf, einzutreten.

Mathilde stützte den bloßen Arm auf die Lehne eines purpursammtenen Ruhebettes, vor dem ein zierliches Nipptischchen stand. In dem reizendsten, mit Brüsseler Spitzen garnirten, blendend weißen Negligée, worüber sie lose eine schottische gewürfelte Mantille geworfen, lag der nun wieder zum Weibe gewordene Romeo. Die künstliche Frisur hatte sich nun in eine Fluth von natürlichen kastanienbraunen Locken aufgelöst, die einen Nacken, einen Busen umwallten, den Praxiteles, der Bildhauer-Matador aller in Marmor hingezauberten Frauengestalten, zum Modell gewünscht hätte. Das trotzige Romeo-Schnurbärtchen beeinträchtigte nicht mehr die holde Anmuth des lächelnden Korallenmundes, der eine Reihe von Zähnen des weiße-

sten Email sehen ließ. Ihr dunkles ovales Auge war von dem süßen Schmelz der Liebe umleuchtet. Wenn sie die langen feinen Wimpern senkte, meinte Arthur, es verschlösse sich lockend ein Paradies. Ihr ganzes Wesen verrieth eine Elastizität, wie sie gewöhnlich nur an süd-orientalischen Gestalten zur Erscheinung kommt — sie war noch halb Romeo im Frauenkleide, und dieser Doppelreiz übte auf den feurigen Magyaren einen solch' unwiderstehlichen Zauber aus, daß er an ihren Busen flog, als Mathilde, sich erhebend, ihm einige Schritte in sichtbarer Erregung entgegeneilte.

„Romeo-Mathilde! Du Frauenwunder der Schönheit, nur eine Stunde an Deinem Herzen, und dann versinken in's ewige Nichts, wäre Seligkeit!“ rief er übermannt von seinem Gefühle. Liebestrunken wagte er einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

„Sterben? Du mein süßes Leben?“ flüsterte Mathilde, ihm mit zarter Hand das Gelocke aus der Stirne streichend. „Arthur, hat Dich Comelli gefordert?“

Er durfte nicht läugnen. Sie erschrak.

„Ihr Männer seid doch blutdürstige Vampyre!“

„Vampyre? Ja, Romeo!“ wiederholte Radasdy, „darf ich Dein Herzblut trinken?“

„Du kannst noch scherzen, wo ein Menschenleben auf dem Spiele steht? und ich — für Deines zittere.“

„Mathilde, zittere nicht, ich habe den ersten Schuß! Comelli wußte nicht, als er Pistolen wählte, daß ich mir oft Abends in der Kaserne den Spaß mache, mit

einer Kugel auf fünfundzwanzig Schritte den Docht des Kerzenlichtes zu putzen, ohne es auszulöschen — ob Kerzenlicht, ob Lebenslicht, ist kein großer Unterschied!"

„Du willst ihn also kaltblütig niederschießen, Arthur?"

„Das versteht sich, liebes Närrchen! sonst erschießt er mich," rief der Ungar scherzend. „Das Duell, Mathilde, ist im Kleinen dasselbe, was im Großen ein Krieg zwischen zwei Nationen ist. Da gilt nichts mehr von alle Dem, womit Frau Tante Civilisation so gerne prahlt, da steht man sich wieder wie im Naturzustande gegenüber, und der Wahlspruch des Wilden: Dein Tod ist mein Leben! kommt in solchen Momenten zur vollsten Geltung."

„Und ich sage Dir, Arthur, ich kenne Comelli genau — laß ihm mir zu Liebe den ersten Schuß; glaube mir, seine fieberhaft zuckende Hand fehlt!" rief Mathilde, in diesem Augenblicke wieder ganz Romeo.

Arthur stutzte. Diese an einen Geliebten allerdings sehr sonderbar gerichtete Bitte, die sein Herz zur Zielscheibe des Nebenbuhlers machte, ließ in der Stille seines Gemüthes die Frage auftauchen: Kann wol ein wahrhaft liebendes Weib solch einen Wunsch über die Lippe bringen? Er sah ihr tief in's Auge. Mathilde zuckte mit keiner Wimper — sie wußte, was er in ihrem Antlitz lesen wollte; wie ein Zwillinggestirn erglänzte unaussprechlich mild ihr Augenpaar, ihre Stirne glich einem weißen Blatte, worauf ein einziger Gott=

gedanke stand, als könnte sie gar keinen zweiten fassen, und die regelmäßigen junonischen Züge umfloß ein hingehauchter Schmelz, der an Verklärung grenzte. Ohne es zu wollen, entschlüpften dem Grafen die Worte: „Weib, ist Dir treu sein Traum und Schaum?"

„Arthur!" rief sie mit dem süßesten Wohllaut ihrer Glockenstimme, „Arthur, Du konntest auch nur eine Secunde zweifeln, ob ich Dich liebe?"

„Comelli muß sich doch tief in Dein Herz eingeschrieben haben, daß Du an mich diese Bitte zu richten wagtest — an mich, Mathilde?"

„Schweige! — es war eine jugendliche Verirrung; wer wollte so Etwas Liebe nennen! Du erst, Arthur, hast mir die Göttertiefe dieses Wortes erschlossen," lispelte sie, ihren Lockenkopf schamhaft an den Rosenorden seiner Uniform lehnend.

„Und gesetzt den Fall, Comelli's Hand zitterte — z. B. so, daß die Kugel mein Herz durchbohrte — was dann? Mathilde?"

„Dann?" rief sie amazonenhaft das Haupt von seiner Brust erhebend und ihn mit unstillbarer Sehnsucht anblickend: „Dann sing' ich noch einmal den Romeo! nicht im Theater, nein Arthur, auf Deinem Grabhügel, und wenn die letzte glühende Tonwelle verhallt, erdolch' ich mich! Meinem Herzblut wird eine Rose erblühen — eine Rose! die der Welt als lebendige Grabschrift sagen wird: Sie hat ihn geliebt, wie das eigene Leben!"

Arthur, der Furchtlose, zitterte bei diesem Geständ-

niß. Er umrankte mit seinen prallen Armen die menschliche Blume, die sich im Frühroth ihres maiigen Daseins lieb eglühend für ihn entblättern wollte. Seine Seele löste sich in ihrer auf. So hielten sich die schönen jugendlichen Gestalten lange wortlos umschlungen.

Nun erst begriff er die ganze Hochherzigkeit ihres Charakters. Er war berauscht von dem wollüstigen Gedanken, daß er todt, sie in den Tod bräutlich nachziehen könne. Es lag für Arthur etwas Magnetisches darin, das er zu ergründen sich vergeblich bemühte; wenn dann sein Blick im großen Wandspiegel, der dem Sopha gegenüber hing, auf den schlankhüftigen Husarenoffizier fiel, grübelte er über die oft gehörte Bemerkung, daß er seiner Mutter auffallend ähnlich sehe.

„Du bist sehr eitel, Arthur!“ scherzte Mathilde.

„Ja, das bin ich! was wäre nicht eitel in der sichtbaren Welt vom Goldkäferchen bis zur Sonne? Alles will Figur machen; kein Weib ist am Tage der Verlobung so eitel wie die Sonne am ersten Frühlingsmorgen! ohne Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, mein süßer Romeo, wäre das menschliche Dasein nicht einmal ein Schattenspiel; laß mich Deinen elfenrosigen Schatten haschen, eh' mein letzter Morgen dämmert!“

„Letzter Morgen?“ wiederholte sie, ihm dieses Wort mit einem Kusse halb von der Lippe stehlend; „daß Ihr Männer nicht gläubig sein wollt! Ich, Romeo, prophezeie Dir: Comelli fehlt, und wenn Du breit wie ein Eichbaum vor ihm ständest!“

„Hat sich Deine prophetische Gabe je schon bewährt?“ rief ihr Arthur muthwillig zu, einen verstohlenen Blick auf ein noch unbenütztes französisches Kartenspiel werfend, das unter hundert eleganten Kleinigkeiten auf einem Mahagonytische lag.

„Wohl hat sie sich bewährt!“ entgegnete Mathilde im bestimmtesten Tone, „waren nicht schon die Frauen des Alterthums durch ihre Orakelsprüche berühmt? warum soll denn der prophetische Geist in uns erloschen sein?“

„Nun denn, so sei's gewagt! Ich gebe Dir mein Ehrenwort, nicht auf Comelli zu schießen!“ rief Arthur mit Zuversicht aus, während er Mathildens Alabasterhand ergriff und die Verzweigung der feinen blauen Adern aufmerksam betrachtete.

„Arthur, was suchst Du an meiner Hand? — Einen Ring? ich trage nie Ringe, sie verunstalten die Finger, und —“

„Ich suche keinen Ring — ganz was Anderes!“ fiel ihr der Graf hastig in's Wort.

„Was denn?“ fragte Mathilde ernsthaft, neugierigen Blicks sein dunkles Auge bewachend.

„Auch ich kann wahrsagen, mein kühner Romeo! Die Wälder, die das Schloß meiner Ahnen umrauschten, wurden oft von Zigeunern durchstrichen, die mir, dem damals schon das wilde Roß tummelnden Knaben so Manches von ihrer geheimen Kunst verriethen, wenn

ich ihnen, mit der Rechten erwartungsvoll auf die Mähne gestützt, die Linke mit einem blanken Silberstück hinabstreckte."

„O Du mußt mir wahrsagen, mein Geliebter!" rief Mathilde, ihn so holdselig anlächelnd, daß Arthur ihrem Begehren nicht widerstehen konnte.

„Sieh, hier diese zwei Linien, die sich mit jener großen wie mit einem Blumenstängel verzweigen, sie bedeuten: Du bist ein Glückskind, Mathilde!" Arthur drückte einen Kuß auf ihre schöne Hand.

„Du treibst Scherz mit mir!" entgegnete die Künstlerin.

„Was hätt' ich für Grund zu scherzen?" erwiderte Arthur ernst.

„Weiter, weiter!" rief Mathilde ungeduldig; „löse mir die Räthel meines Schicksals, das mir von Kindheit auf sonderbar mitspielte."

„Hier, dies doppelte Dreieck, beinahe in der Mitte der Hand, mit der Spitze auf einander stehend, ganz der römischen Zehn gleichend: dies verheißt Dir große Reisen, Berühmtheit und —" Arthur stockte schalkhaft.

„Und?" forschte Mathilde gespannt.

„Und!" wiederholte ihr Echo, der in Ahnungen versunkene Arthur und schwieg abermals.

„O, so sprich doch!" drängte die schöne Lauscherin.

„Das sag' ich Dir nicht!" rief er kurz abbrechend. Mathilde verschwendete vergeblich all' ihre Bitten, Ar-

thur blieb standhaft bei der Behauptung, er dürfe ihr das jetzt nicht sagen, wo er dem Tod auf dem Duellplatze in's Auge schauen müsse, doch blickte er sie auf das liebevollste an.

Die Stunden der Nacht verrannen so schnell, daß sie das erste Helldunkeln des Morgens für die Lichtwirkung des längst untergegangenen Mondes hielten. Arthur erhob sich mit dem Ausruf: „Romeo, nun muß es geschieden sein!"

„Nicht wahr, in einer Stunde bist Du wieder bei mir, Arthur, und erzählst mir, wie sich Comelli benommen hat?" fragte Mathilde so ruhig, als stände in ihrer Seele der Glaube, Graf Radasdy sei kugelfest, unerschütterlich.

„Ja, Du mein süßer Morgenstern!" rief Arthur feurig, sie noch einmal in seine Arme schließend. Schon an der Thüre, machte er noch einige Schritte zurück, und sagte im gleichgültigsten Tone: „Erlaubst Du mir, Mathilde, das Spiel Karten, das dort liegt, mitzunehmen?"

„Was willst Du mit den Karten?" fragte Mathilde erstaunt.

„Mit dem Leben spielen!" rief stolz der Magyare, ihr das Verlangte aus der Hand nehmend, und ritterlich von dannen eilend.

Comelli hatte unterdessen ebenfalls eine schlaflose Nacht in Gesellschaft mehrerer Offiziere seines Regimentes verschwelgt, denn er wußte, daß ihn sein siedendes Blut, wenn er auch Ruhe im Bette suchte, nicht schlafen ließe. Der Genuß einiger Gläser Champagner regte ihn noch mehr auf. Wäre es möglich gewesen, daß seine Leidenschaft noch eine Steigerung ertragen konnte, so hätte man wol annehmen dürfen, daß sie gegen Morgen ihren Gipfelpunkt erreicht habe; denn, wie rachetoll sein halbgeleertes Glas gegen die Decke des Zimmer schleudernd, schrie er wüthend seinen Cameraden zu: „Schade, ewig Schade, daß dieser ungarische Sumpfbüffel nicht so viele Köpfe hat, als die Lernäische Schlange! Ich würde ihm einen um den andern mit der größten Wollust heruntersäbeln!" Er konnte die Minute des Sonnenaufgangs gar nicht erwarten. Zehnmal sprang er vom Stuhle auf, und rannte zum Fenster, um zu sehen, ob die faule Dirne — so nannte er die Sonne — noch nicht aus dem Wolkenbette steige. Endlich tagte es. Comelli warf sich mit seinem Secundanten in den Wagen, der sie bald auf den Kampfplatz brachte.

Die Natur lag noch geräuschlos und friedsam in heiliger Stille da, ein Sinnbild gänzlicher Leidenschaftlosigkeit. Kein Blättchen der Laubgruppen des Thiergartens, der im ersten zarten grünsammtenen Frühlingsschmucke prangte, wurde von einem Lüftchen in seiner Ruhe gestört. Ein so lachender Maitag blaute aus

dem Osten herauf, daß man wohl eher auf alles Andere, als auf Mordgedanken kam. Ueber den Thorpfeilern der Thiergartenmauer begann plötzlich das regste Leben. Eine Schaar von Sperlingen trieb, auf das heftigste zwitschernd, im Kreise sich jagend, ihr Unwesen. Wenigstens ein Dutzend Männchen verfolgten ein einziges Weibchen, das bald dort, bald da Schutz suchte. Die Männchen hackten mit den Schnäbeln so wild auf einander los, daß die Federn trophäenartig herumflatterten.

„Sieh hin, Carletto!" rief Comelli seinem Secundanten zu, der eben mit dem Laden einer Corsikaner Pistole beschäftigt war, „ich habe meine Freude an diesem Morgen-Concert! Wir heißblütige Männer machen es auch nicht anders als die Sperlinge. Die Eifersucht ist die Krone aller Leidenschaften, weil sie die natürlichste ist — sieh hin, sieh hin! der Eine mit dem braunen Schopfe und dem lichten Schnabel, der kleine Kerl ist göttlich! Venus muß ihre Privatfreude an ihm haben. Ein Mann, der keiner Eifersucht fähig wäre, ist nie und nimmer werth, ein schönes Weib sein zu nennen!" Carletto blieb die Antwort schuldig, denn schon rollte der Wagen des Grafen eiligst daher, worin außer ihm und seinem Secundaten noch ein Wundarzt saß, um eine hülfreiche Hand in der Nähe zu haben. „Ecco il rodomonte!" rief Comelli flammenden Auges Carletto zu. Die Gegner maßen sich mit stolzen Blicken. Der Duellsitte gemäß machten die Secundanten noch den

Versuch, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, wobei sich jedoch Carletto sehr lau benahm. Comelli blieb unversöhnlich. Die Schritte wurden abgezählt, die Pistolenhähne knackten.

„Sie, als der Geforderte, haben den ersten Schuß!“ rief Comelli hitzig dem Grafen zu.

„Ich cedire Ihnen dieses Vorrecht, Major!“ entgegnete Arthur höflich kalt.

„Wollen Sie den Großmüthigen spielen?“ fragte Comelli mit dem Nachdruck einer unbeschreiblichen Verachtung.

Radasdy hielt es unter seiner Würde, hierauf nur eine Sylbe zu antworten. Er kreuzte die Arme über die Brust, so, daß sein Pistolenlauf bei der linken Schulter hervorguckte. Der Graf entfaltete in Stellung und Miene eine Noblesse, die seinen Gegner beinahe aus der Fassung brachte. Eine halbe Minute verstrich so.

„In des Teufels Namen, so schießen Sie doch! von Ihnen mag ich mein Leben nicht geschenkt haben!“ rief nun Comelli zornig aus, noch ein paar wälsche Flüche in den Bart brummend.

Arthur stand wie eine steinerne Säule da; um seine Mundwinkel spielte ein Anflug von Ironie. Comelli's Stirne runzelte sich vor Ingrimm über das geringschätzende Benehmen des Grafen, doch forderte der militärische Takt, sich wenigstens noch einige Secunden zu bemeistern — er kaute an den Lippen — die Pause fing an unheimlich zu werden.

„Wenn Sie binnen der nächsten Minute nicht schießen, so sind Sie der ärgste Schuft, der je in Ungarn geboren wurde, und ich habe dann das volle Recht, mich meiner Waffe gegen Sie zu bedienen!" schrie Comelli in der höchsten Aufwallung.

Bei dem Schimpfworte krampfte sich Arthur's Rechte um den Pistolenschaft, als wollte sie ihn zerquetschen, jedoch augenblicklich war er wieder Herr über seine Entrüstung, eingedenk des Mathilden gegebenen Ehrenwortes. Er behielt unverändert seine Stellung. Er hätte ja eben so wenig einem Wahnsinnigen diesen Ausdruck übel nehmen können.

Comelli stieß halblaut einen Fluch aus, während er seine goldene Uhr zog. Nie in seinem Leben war ihm eine Minute so endlos vorgekommen; er meinte glühendes Eisen unter den Sohlen zu haben. Die Zornader schwoll ihm so hervortretend an, daß sie einer bläulichen Schlange glich, die über die Stirne hin sich im dunkeln Wald der schwarzen Locken verkroch. Während seine Linke beinahe unmerklich mit dem untersten Knopfe der Uniform tändelte, machte seine Rechte sich ununterbrochen etwas mit der Pistole zu schaffen. Sein schwarzes Auge irrte unstät umher. Wieder zog er die Uhr — die Minute war verstrichen. Dem Gegner einen durchbohrenden Blick zuwerfend, hob er nun das Rohr. Arthur lächelte. Je länger Comelli zielte, desto unruhiger wurde seine Faust; endlich drückte er los — die Kugel schlug in einen alten Weidenbaum, dessen

Zweige das Haupt des Grafen überschatteten. Die Secundanten traten vor. Man erklärte den Streit für beendet; doch Comelli bestand darauf, daß Radasdy nun schießen müsse, und falls er fehle, werden die zweiten Kugeln gewechselt, wie es gestern verabredet wurde; er weiche nicht vom Platze bis Blut geflossen sei.

Da zog Arthur gelassen das Kartenspiel aus der Tasche, blätterte bis er das Coeur-Aß fand, und Comelli zurufend: „Denken Sie sich, dies Herz sei Ihres!“ eilte er einem mannshohen Zaunpflock zu, der sich in jener Richtung erhob, wo ungefähr der Italiener früher gestanden. Arthur steckte das Kartenblatt so in eine Ritze, daß es sich senkrecht, mit gedeckter Rückseite vor dem Winde geschützt, aus dem Stamme erhob. Hierauf zählte er laut von dort ab fünfundvierzig Schritte, also die dreifache Entfernung der im Duelle sich Gegenüberstehenden.

„Was soll's mit dieser albernen Comödie?“ rief Comelli noch immer sehr heftig, während ihn die Secundanten wider Willen mit sich fortzogen, bis sie den Platz erreichten, an dem Arthur eben im Begriffe war, den Pistolenhahn zu spannen.

„Was es soll?“ wiederholte der Graf gemessen; „wenn Sie sich die Frage nach diesem Schusse nicht selbst beantworten können, wahrlich, dann müßte ich annehmen, daß in ihrer Brust auch nicht ein Funken militärischer Ehre wohnt.“ Und mit dem Anstand der feinsten Cavalierbildung wiederholte er nach einer Pause

nachdrücklich: „Herr Major: stellen Sie sich ein paar Augenblicke recht lebhaft vor, Coeur-Aß dort sei Ihr Herz!“

Dies feine Betragen Arthur's beschämte Comelli tief. Er fühlte jetzt erst, daß er früher, als er dem Grafen ein gemeines Wort vor die Füße warf, die Grenzen des Anstandes weit überschritten habe. Es war der erste Moment, in dem er aus dem Rausche seiner Leidenschaft erwachte; er hielt das benarbte Antlitz der streichenden Morgenluft entgegen, um sein heißes Blut zu kühlen. Radasdy zielte unterdessen mit bewunderungswürdiger Ruhe. Blitz und Krach! das Kartenblatt wankte — Coeur-Aß war mitten durchgeschossen. Alle Anwesenden staunten bei der ungewöhnlichen Entfernung über diesen Meisterschuß. Comelli selbst mußte sich gestehen, daß Jemand, der seines Zieles so gewiß sei, durch das Cediren des ersten Schusses einen Heroismus an den Tag gelegt, der in unsern Zeiten zu den seltensten Beispielen gehöre.

„Wollen Sie noch einmal auf mich schießen?“ fragte Arthur kaltblütig.

„Herr Graf, ich müßte kein Offizier sein, wenn ich Ihr Anerbieten annähme,“ entgegnete Comelli verlegen.

„Sie wußten nicht, Herr Major, daß ich in meinem Regimente für den besten Pistolenschützen gelte. Ist Ihnen vielleicht morgen ein Gang in einer andern Waffengattung gefällig, da Sie sich nun schon einmal für den Beleidigten halten, obwohl Sie sich gewiß noch

erinnern, in welcher Art und Weise Sie mir den Weg unter der Hausflur vertraten?" fragte Arthur, einen neuen Beweis gebend, wie weit er seinen Gegner an natürlichem Adel übertreffe.

„Wenn ich bedenke, Herr Graf, mit welcher Ruhe Sie die tödtliche Kugel aus meinem Rohr erwarteten, dann muß ich wol eingestehen, daß Sie mir bereits volle Genugthuung gegeben; mein heftiges Temperament riß mich zu beleidigenden Worten und zu diesem Schusse hin, der streng genommen ein Frevel gegen Ihre Persönlichkeit war," entgegnete Comelli wie umgewandelt.

„Nun, dann haben wir auf diesem Platze nichts mehr zu thun!" rief Arthur, seinen Begleitern winkend.

„Gestatten Sie mir noch eine einzige Frage, Herr Graf! Warum wollten Sie von dem Rechte des ersten Schusses keinen Gebrauch machen?" Comelli begleitete diese Anrede mit einem prüfenden Blick.

„Warum?" wiederholte Radasdy, einige Secunden zögernd, und den Major scharf fixirend. „Weil mir Mathilde das Ehrenwort abgenommen hat, mich nicht der Pistole gegen Sie zu bedienen."

„Mathilde? Ihnen?!" rief Comelli im höchsten Erstaunen.

„Ja, Mathilde," entgegnete Arthur, den Namen eigenthümlich zart betonend.

„Darf ich mir von Ihnen, Herr Graf, zum Andenken an diese seltsamste Stunde meines Lebens das

durchschossene Kartenblatt ausbitten?" fragte Comelli fast weichherzig.

„Das Blatt ist zwar nicht mein, Herr Major, doch ich glaube es verantworten zu können; denn es hat wol kein Mensch in der Welt gerechtere Ansprüche darauf, als Sie," entgegnete Arthur würdevoll. Hierauf setzte sich die Truppe in Bewegung, um das kleine unbedeutende Coeur-Aß, dem heute vom Schicksal die wichtige Rolle zugetheilt war ein Menschenleben zu retten, nicht dem Einflusse der Elemente und somit seiner baldigen Vernichtung Preis zu geben. Der Graf zog die Karte aus dem Zaunpflocke, besah sie einen Augenblick mit Selbstzufriedenheit, und überreichte sie dann mit einer leichten Verbeugung dem Major. Dieser staunte über den Schuß noch mehr als früher, denn die Kugel hatte so haarscharf die Mitte des Blattes durchbohrt, daß rings nur noch ein schwacher rother Rand des hier einst vorhandenen Herzens sichtbar blieb. Comelli, der seit langen Jahren ein besonderer Freund des Pistolenschießens war, und in der That auch sehr gut schoß, wenn ihm sein heißes Blut keinen bösen Streich spielte, brach endlich, das Auge vom Coeur-Aß zum Grafen erhebend, in den Ausruf der Bewunderung aus: „Corpo di Baccho! so was ist mir noch nicht vorgekommen!"

Radasdy verzog den Mund zu einem Lächeln; für einen in solcher Art und Weise gespendeten Beifall war er nicht unempfindlich. Er hatte vom Wundarzt vernommen, daß Comelli seiner persönlichen Tapferkeit und

der Todesverachtung wegen, die er glänzend in mehreren Schlachten bewiesen, einen großen Ruf als Offizier in der Armee genieße; um also etwas Verbindliches darauf zu erwidern, sagte er rasch: „Die große Narbe auf Ihrer linken Schläfe, Herr Major, ist doch noch schöner als mein durchschossenes Coeur-As."

„Darf ich Ihnen meine Pistole dafür anbieten? Ich bin nicht so eitel zu glauben, Herr Graf, daß sie für einen so ausgezeichneten Schützen auch nur einen geringen Werth haben könnte, aber vielleicht erhöht sich derselbe in Ihren Augen, wenn ich, ein Corsikaner, Ihnen sage, daß sich Napoleon, der Große, dieses unscheinbaren Dinges auf seinen Feldzügen in Aegypten bedient hat."

„Unter der Bedingung, wenn Sie, Herr Major, meinen damaszirten Drahtlauf als Gegengeschenk annehmen," versetzte Arthur ritterlich. Die Waffen wurden getauscht; die zwei Männer, die sich so bitterfeindlich gegenüber gestanden, schieden, Jeder die militärische Tüchtigkeit des Andern im vollsten Maße anerkennend, versöhnt vom Kampfplatze. Comelli verneigte sich noch einmal äußerst höflich gegen den König der Schützen, als dessen Wagen fortrollte. —

Das Husarenregiment empfing Radasdy mit Jubel. Wo sich ein Husar blicken ließ, schielten und guckten die Mädchen aus den Fenstern nach ihm. Ein Jahr später lasen die Bewohner des Städtchens die überraschende Nachricht, daß Mathilde auf ihrer Kunstreise

in den ersten Residenzen Europa's als Romeo und Fidelio unerhörtes furore mache. Jedoch noch größere Sensation erregte im Städtchen bald darauf ein Brief, dessen Unterschrift lautete: Mathilde, Gräfin von Radasdy.

II.

Zwei Angedenken aus den Meeresfluthen.

Erzählung.

Im vergangenen Jahrhundert sah man an einem schwülen Sommerabend vom Castell der kleinen Seestadt ***, eben als die Sonne in den Ocean, der todtenstill wie ein ungeheurer blauer Stein dalag, niedertauchte, in duftiger Ferne ein Segel aufflattern, ein zweites, und endlich ein drittes, großes, das stolz wie ein schneeweißer Riesenschwan sich hob und nach und nach den schönen Bau entfaltend, in Gesellschaft der beiden andern auf den Hafen lossteuerte, in welchem sich dort und da ein Kauffahrer blicken ließ. Der Wächter des Castells löste nach Ordre die Signalkanone, um die Bewohner der Stadt von dem ungewöhnlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

Man wußte, daß schon seit einiger Zeit die Mehrzahl der benachbarten Seehäfen vom Feinde blockirt

seien, daher die Annäherung dieser ungebetenen Gäste gerechte Besorgniß erregte. Alles rannte auf den Damm hinaus, die Einen aus Furcht, die Anderen aus Neugierde — leider war die erstere nur zu gegründet; denn in der Abenddämmerung konnte man selbst mit unbewaffnetem Auge bald den vorneweg schießenden Kiel an seinem majestätischen Gange und seiner bedeutenden Größe als ein Kriegsschiff ersten Ranges erkennen, dem zwei Fregatten mit vollen Segeln, wie Schwänchen der Schwanenmutter, folgten. Doch plötzlich machte das voraneilende, mit hundert Gliedern thätige Mastenungethüm eine rasche Wendung, um, wie es schien, Anker zu werfen. Die Fregatten begaben sich dem Kriegsschiffe gegenüber hurtig in den Wind und standen, nachdem die luftigen Segel eingezogen waren, mauerstille. Durch ein gutes Fernrohr konnte man auf den Verdecken die zahlreiche Mannschaft sich sammeln sehen; sie überließ sich sorglos nach den Mühen des Tages der Ruhe.

„Wie weit, Peter, mag wol das schöne Schiff von uns entfernt sein?“ fragte ein zwölfjähriger Junge, des Steinwerfens müde, und erhob dabei den Blick, als wollte er in den Himmel aufschauen. Der Angesprochene, ein Mann von riesiger Größe, der am äußersten Ende des Hafendammes stand und mit seinen lebhaften Augen prüfend die Schiffe musterte, ließ sich nicht in seinen Betrachtungen stören. Er fand es nicht der Mühe werth, dem Kleinen Antwort zu geben. Dieser

jedoch begnügte sich mit dem Stillschweigen des Seemanns keineswegs, wiederholte seine Frage etwas lauter, und zupfte bei den letzten Worten an dem weiten Aermel des Matrosen, um sich etwas bemerkbarer zu machen.

„Wie weit?" brummte Peter, dem Knaben einen Blick zuwerfend, der ihm sagen sollte, daß er den Lauf seiner Ideen unterbrochen habe. „Hm! mit einem guten Ruder möcht' ich wol in einer Viertelstunde an den großen Bauch da klopfen."

Der Bursche, der sich auf Blicke wenig verstand, fuhr fort: „Glaubt Ihr wol?" Peter runzelte die Stirne und sagte in einem Tone, der dem Buben die Lust, fernere Fragen zu stellen, benahm: „Potz Timmerstich und Bramsegel! Willst Du mir die Gedanken in die offene See hinaus jagen? Der Geier hole sie dann wieder ein, Du Schwernothsschlingel! Geh' nach Haus, Karl; die Großmutter wird nicht wissen, wo Du steckst!"

Der Kleine hielt es für das Rathsamste, sich schleunigst in Bewegung zu setzen, um nicht von Peter so aufgehoben zu werden, wie er es mit den Strandsteinen zu machen pflegte. Von Zeit zu Zeit nach ihm zurückschielend, schlenderte er, sich einmal außer der Schußweite seiner drohenden Blicke befindend, gemächlich fort. Der Junge fürchtete den großen Peter mehr, als die Stadt die feindlichen Schiffe.

Jetzt vernahm man fernes Musketenfeuer. Peter,

darüber stutzend, strengte sein Gesicht an, um ungeachtet der hereinbrechenden Dunkelheit die schwachen Bewegungen der Angekommenen zu erkennen. Er bemerkte ein Boot, machte seine Gefährten, die sich inzwischen um ihn versammelt hatten, darauf aufmerksam. Alle waren der Meinung, es sei gewiß von feindlichen Kundschaftern so nahe herangelenkt worden; aber wie fühlten sie sich nach einer Weile getäuscht, als beim Anlanden des Schiffchens laute Flüche von einer ihnen wohlbekannten Stimme erschollen.

„Das ist ja Steffen, der Fischer," rief Peter, „hollaho, Freund! da her! Steffen, wer hat denn Dich so in Harnisch gebracht?"

Statt der Antwort erging sich der Angerufene in neuen, immer stärkeren Verwünschungen. Er fühlte das Bedürfniß, seinem lange unterdrückten Zorne Luft zu machen. Die Matrosen umringten ihn, als er den Kahn verließ; doch erst nach wiederholten Fragen begann Steffen, von allen Seiten bestürmt, noch immer heftig: „Die großmauligen Spitzbuben! — Sollen uns noch kennen lernen, diese ungeleckten Seehunde! Stellt Euch vor — war mit dem Netze draußen — kamen mir die Schufte in den Rücken, schlugen ein dummes Gelächter auf, riefen mich an, und befahlen mir, da es sich nicht der Mühe lohne, wegen einer Handvoll Häuser einen eigenen Abgesandten zu schicken, dem hochlöblichen Rath die Botschaft zu überbringen, daß, wenn morgen längstens drei Stunden nach Sonnen-

aufgang nicht zehn Goldstücke für jeden Kopf, den die Stadt beherberge, gleichviel ob Mensch oder Hund, an sie hinaus geschickt würden, die Einwohner ohne Verzug eine hübsche Kanonade hören sollten. Hierauf mußte ich ihnen meinen ganzen Fang überlassen, und die albernen Lümmel versicherten mich, sie würden dazu meine und der Stadt Gesundheit trinken. Sie entließen mich unter einem schallenden Gelächter, schossen höhnisch ihre Gewehre ab und geberdeten sich, als ob sie einem Hanswurste ein Lebewohl brächten, die gottverdammten Wasserschnepfen; diese vierbeinigen Tölpel! In mir seid Ihr und Alle beschimpft worden; Rache muß geübt werden, oder ich will nicht Steffen heißen!"

Eine allgemeine Erbitterung folgte dieser Botschaft, die von Mund zu Mund sich eilig fortpflanzte; Fäuste wurden geballt, Drohungen zornig gegen die Feinde ausgestoßen, als ob sie Alles über die todte See hin vernehmen könnten. Peter rief, seinen felsenfesten, gewaltigen Arm in die Höhe streckend: „Hochnasige Lotterbuben! ich will Euch noch den Puls fühlen, will Euch das Fell gerben, daß Ihr all' Euer Lebtage an mich denkt!"

Steffen schrie mit glühenden Blicken: „Ja, Peter, thu' es! Wenn Du mein Blut brauchst, um die Racker roth vor Schande zu machen, da ist es bis auf den letzten Tropfen!"

„Sollen allein roth werden, brauche Dein Blut nicht!“ brüllte Peter wüthend.

Die Nacht brach schnell herein. In kurzer Zeit war nur noch der Kiel und die Masten des Kriegsschiffes und endlich nichts mehr als eine dunkelschwarze Wolkenmasse zu sehen, die sich über das Meer hinlagerte. Einer verlor sich nach dem andern, bis Peter allein blieb. Die Geringschätzung, mit der Alle behandelt worden, hatte ihn, nicht gewohnt, eine zu dulden, in stille Wuth versetzt; er biß sich in die Lippen; Gedanken brütend, die fürchterlichste Rache ausklügelnd, glich er mehr einer Statue als einem lebenden Wesen.

Langsamen Schrittes zog die Menschenmenge in die Stadt zurück. Mancher theilte seine Ansicht dem Nachbar mit, was für Sicherheitsmaßregeln gegen den stolzen Feind zu ergreifen wären. Einige meinten, man sollte die Feuerschlünde des Castells herab auf Erdwälle postiren, wo man doch damit nachhaltig wirken könne, da die von Natur ungünstige Lage der Festung und ihr gegenwärtig schlechter Zustand ein großes Hinderniß sei, den Feind gehörig zu empfangen. Andere, sanftmüthiger gesinnt, hielten für das Beste, durchaus nicht an Widerstand zu denken, weil es, abgesehen von andern Uebelständen, an Pulver und Blei mangele, das Geschütz auch nur einige Tage hindurch gehörig zu bedienen. Diese schlechten Aussichten mußten freilich bei der Mehrzahl Furcht und Angst erregen. Die Kaufherren zitterten für ihren Handel, die Bürger — be-

sonders jene, deren Häuser gegen den Hafen Front machten — befürchteten, daß vielleicht schon morgen ihre friedsamen Wohnungen in Schutt und Asche verwandelt seien. So sah Jeder etwas Unheimliches in der nächsten Zukunft; nur die Männer des Volks, die wenig oder nichts zu verlieren haben, schworen der Fahne des Trotzes zu. Die unter solchen Gedanken und Gesprächen nach Hause Gehenden bildeten einen langen Strom, der fast noch schwärzer erschien, als das Dunkel der Nacht, und immer breiter werdend auf den Hafenplatz hinwogte.

Lautes Gemurmel entstand nun hier und dort, da die übrigen Bewohner der Stadt, die früher nicht Zeit hatten auf den Damm zu eilen, sich einfanden, um bei ihren Bekannten Erkundigungen einzuziehen. Peter war einer der Letzten, welche diesen Platz erreichten. Er machte große, hastige Schritte, woran ihn bald das dichte Gedränge hinderte; doch ihm war es ein Leichtes, sich Bahn zu brechen. Bald schob er fünf, sechs Personen ohne alle Anstrengung auf die Seite, bald kündigte er sich durch einige gewichtige Worte an, und so theilte er den schwarzen Menschen-Knäuel ohne Widerstand wie eine Kinderschaar.

„Nu, nu!“ ließ sich ein in die Enge getriebener Spießbürger vernehmen, „der große Peter wird's versäumen, der segelt ja d'rauf los, als wollt' er uns Alle wie ein feindlicher Dreidecker in den Grund bohren — ein breitschultriger Flegel das, der große Peter!“

„Auch so eine Memme, die nichts gelernt hat, als den Nacken beugen und vor hochmastigen, aufgeblasenen Seehunden demüthig die Mütze ziehen!" brummte Peter mehr für sich, als für den philiströsen Krämer, der ihn einen Flegel gescholten. Der Matrose fuhr schleunigst fort, sich Platz zu schaffen, bis er zu einem Hause kam, dessen Ecke in die erste Gasse links schwenkte. Rasch durch die Thüre zu ebener Erde eintretend, warf er den breitgekrämpten Hut auf den viereckigen Tisch, setzte sich auf eine schmale, niedere Bank, an deren vorderem Ende in einem Schraubstock ein großes Stück Holz eingeklammert steckte, das einem halbfertigen Ruder ähnlich sah. Er strich einige Male den mächtig herabhängenden Schnurrbart, gedankenvoll vor sich hinblickend, bis ihn das Knarren der Thürangel aus seinen Träumen weckte.

Die Eintretende, ein großes hübsches Weib, begrüßte den Anwesenden mit den Worten: „Warst Du auch draußen, Peter?"

„Ja, Anne!" erwiderte der Matrose kurz und trokken, wie es gewöhnlich Ehemänner machen, wenn ihnen ein Frage ungelegen kommt. Anne schien dies eigenthümlich betonte „Ja" zu kennen; denn stillschweigend überließ sie sich einer häuslichen Beschäftigung, nachdem sie den zollangen Docht des düster flackernden Lichtes verkürzt hatte.

Peter erhob sich und ging sinnend auf und ab. Ueber seine Stirne hatte sich ein edler Trotz gelagert;

er trug das Haupt stolz wie ein Gladiator. Die Hausfrau wunderte sich nicht über sein unfreundliches Betragen, da er stets bei außerordentlichen Ereignissen wenig sprach, aber desto mehr dachte und handelte, wozu nach seiner Meinung Weiber in entscheidenden Momenten ganz und gar nicht zu brauchen seien.

Peter war, wie schon gesagt, ein Mann von auffallender Größe; er mochte wohl neun bis zehn Zoll über sechs Fuß messen; sein athletischer Gliederbau verhielt sich zur ganzen Figur so regelrecht, daß er als Herkules hätte Modell stehen können. Die blonden Haare, der aufrichtig freie Blick beurkundeten den Norddeutschen, der sich auch durch sein offenes biederes Wesen dem Menschenkenner sogleich verrieth. Die breite, starkgewölbte Brust, auf die der volle gekraus'te Mannsbart schön fiel, gab ihm bei seiner geraden Haltung etwas Gebieterisches. Wer ihn das erste Mal sah, wußte nicht gleich, was den Zügen dieser Kraftgestalt einen so sonderbaren Reiz verlieh, bis man erst allmälig fand, daß es der Contrast sei, den sein großes dunkelblaues Auge über der blutreichen Wange hervorbringe. Sein ganzes Wesen trug den Stempel hohen Selbstvertrauens, mit dem sich eine derbe Gutmüthigkeit heiter paarte, wie sie sich oft an Menschen ausspricht, die von früher Jugend auf am Meere oder in den Alpen lebten.

Plötzlich blieb er stehen, und murmelte, den rechten Hemdärmel bis zur Achsel aufschiebend, die Worte vor

sich hin: „So wird's gehen!" wobei er die Mundwinkel zu einem selbstzufriedenen Lächeln verzog.

Anne, von der Arbeit aufsehend, fragte: „Sprachst Du zu mir?"

„Nein, nein," versetzte Jener, nach seinem Hute greifend, und über eine kleine Weile fuhr er fort: „Wo ist denn Hans?"

„Beim Nachbar," lautete die Antwort.

„Hol' ihn!" sagte Peter befehlend. „Er soll mich hier erwarten, in einer Viertelstunde bin ich zurück; dann, daß ich nicht vergesse, Weib, stell' meine Pechpfanne zum Feuer."

„Willst Du nicht erst Dein Nachtessen, Peter?" fragte einwendend die Hausfrau.

„Keine Zeit dazu heute!" tönte es durch die fast geschlossene Thüre hinein.

Anne schüttelte den Kopf, wie er schon oft von weiblichen Familienhäuptern geschüttelt wurde, wenn sich der Vater des Hauses die Freiheit nahm, die gewöhnliche Stunde des Essens mit einer andern Beschäftigung hinzubringen. Sie ging um die Ecke des Thores rechts, und an das erste Nachbarfenster klopfend, rief sie: „Hans!"

„Ja, Mutter!" hörte man eine helle Stimme von innen.

Anne begab sich in ihre Wohnung zurück, und bald darauf kam der Gerufene nach, ein hochaufgeschossener Bursche von 16—17 Jahren, dem man es mit

einem Blicke absah, daß er Peter's und Annens Sohn sei. Die kräftige Gestalt des Vaters, die sanften Gesichtszüge der Mutter verschmolzen sich zu einem schönen Ganzen; die nachlässige Schifferkleidung bestand aus einem reinlichen Hemd, dessen aufgestreckte Aermel zwei durch starke Arbeit nervig gemachte Arme sehen ließen, und einer breitgestreiften Hose, die sich um die Hüften fing.

„Was wollt Ihr, Mutter?" begann er mißlaunig.

„Der Vater braucht Dich zu einer Arbeit," erwiderte Anne, indem sie ihr Auge wohlgefällig auf die schlanke Baumgestalt ihres Erstgeborenen richtete.

„Ist der Vater in der Kammer?" fuhr Jener zu fragen fort.

„Nein, doch wird er bald kommen," versetzte die Mutter.

„Und da habt Ihr mich vom Spiele abrufen müssen!" schmollte der rothwangige Bursche.

„An's Spielen könnt Ihr noch denken, wenn der Feind vor der Thüre steht? o die Jugend!"

„Der Feind vor der Thüre? Wird uns nicht fressen dieser Feind! Wir wollen ihn abtrumpfen wie den Schellenkönig! Mutter, ruf' mich, wenn es Zeit ist — ein Spiel kann ich noch machen!"

„Bleib, Hans! sei nicht unwillig," ermahnte ihn Anne, „Du kennst den Vater — setz' Dich, jetzt hast Du noch einige Minuten Zeit, Dein Abendbrod zu ge-

nießen; wenn er zurückkommt, darfst Du Dein Essen auch nicht mit einem Blicke anschielen."

Er nahm ohne Widerrede am Tische Platz, obwohl er gern zu seinen Spielgefährten zurückgeeilt wäre. Hans dachte, es sei doch besser, auf das kurze Vergnügen Verzicht zu leisten, als später mit leerem Magen zu arbeiten; vollends wurde er in diesem Glauben bestärkt, als ihm die sorgsame Mutter eine große Schüssel mit in Oel gebratenen Fischen vorsetzte, und dabei Gesellschaft leistete.

„Was kann wol der Vater heute so spät noch zu arbeiten haben?" fragte Hans mit der Gabel auf dem Teller klimpernd.

„Ich weiß nicht, was ihm durch den Sinn fährt," versetzte Anne. Kaum waren die Reste des Mahles weggeräumt, so trat auch schon Peter ein, legte zwei hölzerne Kugeln auf den Tisch und noch dazu vier andere, die nach und nach aus seinen weiten Taschen zum Vorschein kamen, worin sich überdies eine Menge Werg und lange Nägel befanden.

„Jetzt laß uns frisch an die Arbeit gehen, Hans!" rief er ungeduldig, sich zu diesem wendend.

Anne aber konnte ihre Neugierde nicht mehr bezähmen; während sie nach einer der Kugeln griff, war sie nicht im Stande, die Frage zu unterdrücken, wozu das Alles gehöre.

„Das wirst Du morgen noch zeitig genug erfahren; kegeln werden wir nicht damit, eher ein Bischen Fang=

ball spielen!" rief Peter, ihr die Kugel aus der Hand nehmend. Laß uns allein, Anne! warte nicht mit dem Schlafengehen, wir werden vermuthlich die ganze Nacht arbeiten."

Anne zog sich in die anstoßende Kammer zurück. Sie horchte lange an der Thüre, die, aus dicken Eichenpfosten gefertigt, nur wenige, größtentheils unzusammenhängende Worte zum Ohr der Lauscherin dringen ließ, was noch mehr durch das Pochen des Hammers oder Rascheln der Feile verhindert wurde. Die Geduld endlich verlierend, ging sie zu Bette und träumte? — von den Kugeln.

Als Peter mit seinem Sohne allein war, begann er, nachdem Hans auf sein Geheiß ein gutes Theil des Wergs in das Pech getaucht hatte: „Nimm eine Kugel, und sieh mir zu; trachte sie gleich mir so schnell als möglich auszuhöhlen. Er machte sich über eine der Kugeln her, deren jede beiläufig 4 — 5 Zoll im Durchmesser hatte. Unterdessen bohrte und stemmte schon Hans mit spitzem Eisen in dem langsam größer werdenden Loche. Auch er war neugierig, zu wissen, zu welchem Zwecke diese Vorbereitungen dienen sollten; jedoch gewitzigt durch die Antwort, welche die Mutter so eben bekam, unterließ er, danach zu forschen.

Zwei starke Stunden flossen dahin, bis die Kugeln so ausgehöhlt waren, wie Peter es wünschte; nämlich jede hatte nur eine einzige Oeffnung, so groß als die Peripherie einer Nuß, aber je tiefer das Loch wurde,

desto mehr ging es in die Breite. Nun schlugen sie gemeinschaftlich viele lange, dünne Nägel, mit einem Widerhaken versehen, nach allen Richtungen in die Oberfläche, daß die Kugeln fast aussahen wie Igel, wenn sie gereizt alle Stacheln heben. Hierauf steckten sie in Pech getränktes Werg, Schwefel und anderes brennbares Zeug in jedes Loch, und banden eine Schnur an einen Nagel, so daß man die Kugel nach einigen Schwingungen leicht schleudern konnte.

Mitternacht war vorüber, als Peter sich erhebend sagte: „So, jetzt sind wir fertig; Hans, nimm das Feuerzeug und hilf mir tragen." Hans, dem schon Alles, was er bisher sah, sonderbar und außergewöhnlich vorkam, stand nun maschinenmäßig auf, glotzte den Vater mit großen Augen an, als hätt' er ihn noch nie gesehen, und brachte ziemlich verblüfft nichts als ein: „Wohin?" aus der Kehle.

„Auf die See hinaus!" entgegnete rasch Peter, die Thüre leise öffnend.

Nun erst dachte Hans an die feindlichen Schiffe, und mit einem Male schien ihm Alles klar zu werden. Die Sommernacht war lau. Beide gingen ohne Jacken. Die Meeresküste erreichend wurde Hansem, der in seinem jungen Leben noch wenig Abenteuerliches mitgemacht hatte, recht seltsam zu Muthe. Er band den kleinsten zweirudrigen Kahn, den er in der Eile finden konnte, vom Pfahle los, und legte die mitgebrachten Sachen

unter die Brettersitze. Vater und Sohn ließen die Ruder tüchtig spielen.

„Gott sei Dank!" rief Peter mit frohem Herzen, „die Nacht ist nicht so finster, als sie zu werden drohte; die Wolken haben sich zertheilt." Dem Kahn eine schwache Wendung gebend, fuhr er nach einer Pause fort: „Wir müssen uns mehr leewärts halten, Hans, sonst werden wir die Mastbäume der stolzen Racker vergeblich suchen."

„Wenn sie nur fest schnarchen, die unverschämten Wasserratzen, dann wollen wir ihnen den Pelz gewiß anbrennen!" rief der Jüngere.

Sie steuerten munter, als ging es zu einem fröhlichen Geschäft, über das alte, ruhig schlummernde, unergründliche Meer. Hansens Phantasie fing nun an sehr thätig zu sein; wundersame Luftgestalten aus der Dunkelheit des Gewölks sich herabsenkend oder aus dem Ocean emportauchend umkreis'ten ihn, doch wie jeder kühne Jüngling fühlte er seinen Muth von Minute zu Minute wachsen. Sein Herz wiegte sich in dem Verlangen nach einer ungewöhnlichen That. Eine Viertelstunde mochte verflossen sein, als ihm Peter die Weisung gab, jetzt nur noch vorsichtig zu rudern und leise zu sprechen, da ein lautes Wort in die Todtenstille der Nacht weit hinhalle, und sie daher leicht verrathen könnte.

„Fern von ihnen sollten wir nicht sein, wenn sie dort schlafen, wo sie geankert haben," meinte der erfahrene Matrose. „Siehst Du gar nichts, Hans?"

Der Angesprochene strengte seine Sehnerven an, aber nur die nächste Umgebung des Schiffchens und ein Stück Wolkenhimmel im Zenith ließen sich erkennen, alles Andere war in eine kohlschwarze Masse zusammengeschwommen. „Nichts, Vater!“

„Dein Blick, Hans, ist noch nicht geübt in der Nacht; Du mußt das Auge weit aufreißen, und in die Finsterniß stets auf einen und denselben Punkt hinglotzen, als wenn Du sie durchbohren wolltest; wird dann der Fleck nicht dunkler oder heller, d. h. bleibt sein Schwarz gleichmäßig dasselbe, so ist auch nichts dort als Himmel oder Wasser. Laß den Kahn auslaufen!“ Peter befolgte nun selbst die Regeln, die er seinem Sohne eben gab. „Hier ist nichts!“ rief er nach einer Pause von fünf Minuten mit der Zuversicht eines Seemannes, der sich selten in seinem Leben geirrt hatte. „Sollten wir doch zu weit leewärts gesteuert haben?“ murmelte er, mit seiner Riesenfaust einige Augenblicke den Kopf stützend. Er orientirte sich so gut es ging. Hastig griff er nach dem Ruder; wie eine Muschel tanzte der leichte Kahn über die stille See hin. Peter sah unverwandt nordostwärts, wo er die Kriegsschiffe entdecken zu müssen glaubte; nichts — weit und breit nichts! schwarze, ungeheuere Massen thürmten sich himmelhoch vor seinem Auge auf. Hans fing an zu zweifeln an dem Gelingen ihres schwierigen Unternehmens; kein Stern, kein Mond, um ihn als Compaß zu benützen, Alles pechschwarz, als hätte die Weltkugel ein

Trauerkleid angezogen; stille wurde es wie in einer Gruft, als sie abermals die Ruder bei Seite legten. Doch plötzlich ließ sich Peter nach einigen Minuten also vernehmen: „Hol' mich der Geier! wenn nicht der lange, schwarze Strich dort der Mittermast eines Dreideckers ist! Hans, siehst Du den dunklen Wolkenfetzen am halben Himmel im Nordost? nun fahre mit dem Auge gerade herab, und Du kannst nicht fehlen."

Hans that, wie ihm geheißen, aber all' sein Bemühen, die schwarze Linie des Mastes zu entdecken, blieb unbelohnt, bis das Schiffchen, von Peter's vorsichtiger Hand allein getrieben, dem bezeichneten Gegenstand so nahe kam, daß er nicht nur die Masten, sondern auch den mächtigen Rumpf des Kriegsschiffes, das sich wie ein schlafendes Seeungeheuer hindehnte, zu erkennen im Stande war.

Möglichst geräuschlos fuhren die Beherzten nun zwischen dem Hauptschiff und einer der Fregatten; Peter erhob sich, lauschte ein Weilchen — kein Spinnefaden rührte sich — der Moment war günstig; leise flüsterte er Hansem zu: „Nun mach' Feuer, und leg' ein Stück brennenden Zunder hier zu meiner Rechten unter das Brett, damit wir, wenn unser erster Versuch fehl schlägt, ihn gleich wiederholen können; schleudere die Kugel nur hübsch hoch mitten in die Segelstangen der Fregatte hinein — auf das mindeste Lärmzeichen hurtig fort, sonst bohren uns die Philister mit einem Zwölfpfünder in den Grund."

Wie gesagt, so gethan; die Kugeln kreis'ten, schwirr=

ten an den Schnüren, zwei große rothe Sterne funkelten, stiegen immer höher, machten wunderschön im Dunkel der Nacht den Bogen der Wurfparabel, und einer dieser glühenden Sterne blieb im Takelwerk des Kriegsschiffes hängen, der andere zischte wie ein Tropfen aus geschmolzenem Metall in's Meer. Wieder stille war's um die Verwegenen wie auf einem Friedhofe. Hans hatte zu weit aus geschleudert

Die Wachen auf den Schiffen mußte der Schlaf überwältigt haben, doch kaum war von Hans eiligst die dritte Kugel, die, weil sich ihr Inhalt schnell entzündete, wie ein purpurrothes Meteor durch die Luft schoß, glücklich gegen die Fregatte geschleudert, so erscholl aus dem höchsten Mastkorbe der Ruf: „Feuer! Feuer!" worauf allgemeiner Lärm entstand. Aber Peter jagte bereits den Kahn wie ein edles Roß, das den Preis des Rennens gewinnen sollte, über die Spiegelebene des Oceans hin, und als Hans noch zugriff, ging es vogelschnell. Achtzig bis neunzig Ruderschläge blieben sie unentdeckt; doch da sie, um der zweiten Fregatte auszuweichen, der hohen See zueilten, war der Hauptmast des Kriegsschiffes schon in einen Leuchthurm verwandelt, und eine Kanonenkugel, der ein Donnerknall als Herold vorausging, lehrte sie, daß man recht wohl wisse, wo sie sich befänden. Der Zwölfpfünder pfiff gerade über ihre Köpfe hinweg. Mehrere Boote wurden ausgesetzt, ernsthafte Anstalten zu ihrer Verfolgung getroffen.

Pech und Schwefel hätten nicht leicht auf günstigere Punkte fallen können; die hochhängenden Brandkugeln, vom Winde geschaukelt, streuten das Verderben in allen Richtungen aus. Die Flammen schlugen rechts und links wie rasende Furien auf, eine Menge Gestalten rannten ab und zu, Verwirrung an allen Enden und Ecken, das Geschrei der Matrosen übertönte die Commandoworte der Capitaine, durch das Sprachrohr gestoßen. Wer immer Wasser herbeischaffen konnte, that es; aber die Gluth schien gieriger trinken zu wollen, als man ihr zugoß.

Einmal vor den Kanonen sicher, erlaubten sich Peter und Hans, ihre Verfolger zu necken; sie hatten den Vortheil des leichteren Fahrzeugs für sich. So nahe, daß sie Flintenkugeln fürchten mußten, ließen sie kein Boot herankommen, was ihnen bei der Schwerfälligkeit der feindlichen Bewegungen nicht viel Mühe machte. Sie fuhren kreuz und quer, stets ihren Vortheil erlauernd, ohne es jedoch gegen die Ueberzahl dahin bringen zu können, sich dem Hafen zu nähern. Peter hoffte, dies werde ihm, wenn auch nicht gleich, doch in einiger Zeit gelingen, und sagte zu Hansen, es wäre böse, wenn es nicht gelänge; denn in die offene See hinaus durften sie sich doch nicht wagen, weil sie wohl wußten, daß der Tag in wenig Stunden heranbreche, und dann auch gewiß die unversehrte Fregatte ein scharfes Auge auf sie haben werde.

Unter solchen Bemühungen näherten sie sich bald

den Dreideckern, bald entfernten sie sich; so wurden sie gewahr, daß bis zum dritten Mastkorb hinauf das Kriegsschiff lichterloh brenne und, gleich einem feurigen Inselberg, der plötzlich aus der schwarzen Ebene aufgeschossen, die Nacht weithin erhellend, prasselnd, knatternd, Funken sprühte, als sollte das Meer gesotten werden. Es schien sich selbst überlassen; vermuthlich war die ganze Mannschaft, die unmögliche Erhaltung desselben vorhersehend, der ebenfalls über und über brennenden Fregatte zu Hülfe geeilt, um wenigstens diese, wenn auch mit großem Schaden, zu retten. Peter sah, daß sie dem Feuer auf dem Verdecke, wo es früher am heftigsten Flammen warf, fast ganz Meister waren.

Jetzt fing das imposante Kriegsschiff selbst seine Kanonen zu lösen an. Es rief die Bewohner der Stadt aus dem Schlafe auf zu einem wild=großartigen Schauspiele, das nur wenigen Menschen auf Erden zu schauen vergönnt wird. Die röthlich goldene Flamme, Nebelbänke von Rauch ausqualmend, schoß himmelstürmend empor, als wollte sie der stillgaffenden Menschheit warnend zurufen: „Betet, zittert, vor dem Gott=Weib Natur, doch frevelt nicht gegen sie!“ Der Prachtbau des Dreideckers ächzte aus allen Fugen, wie ein mit dem Tod ringender Riese. Gleich einem gierigen Schlangendrachen umringelte die Flamme die Masten, und stürzte sich auf Alles, was sie im Sprunge erreichen konnte, um damit ihren wüthenden Heißhunger zu stillen. Je

mehr sie verschlang, desto hungriger wurde sie, und hundert, ja tausend neuanwachsende Zungen leckten und leckten — anschwellend — ablassend — unermüdlich, um das Hoch= und Seitwärtshängende zu erhaschen. Dagegen ruhig, gleich einem schwarzen Cosmos=Spiegel, der durch den roth=goldenen Flimmerstreifen des Brandes in zwei Hälften getheilt wurde, dehnte sich der Ocean fern hin, das Ganze zu einem Wunderbilde erhebend, worin die Nemesis mit vollendeter Meisterschaft Flammenzorn und Meeresruhe, im höchsten Gegensatze sich berührend, sich gottbräutlich vermälend, gemalt hatte. Doch plötzlich donnerte das Pulvermagazin los — rothe, weiße, gelbe Sonnen flogen um — nicht zu zählen — hier bahnsuchend, dort zwei sich in Eins verschmelzend, als würden die Embryos neuer Weltsysteme in alle Himmel hinausgeschleudert. Unter dem Wiederhalle vom Kastellfelsen auszischend, zerran die schrecklich=schöne, nur Secunden dauernde Herrlichkeit, das letzte Mal in der Fluth wetterleuchtend — in eine dicke, rabenschwarze Finsterniß.

Die Feinde, durch diesen Anblick noch mehr ergrimmt und angespornt, boten nun alle Kräfte auf, um der Brandleger habhaft zu werden. Sie bemannten noch einige Boote, die einen großen Umweg machten, um die Verfolgten in die Mitte zu bekommen, und sie, wenn nicht lebendig zu fangen, doch mit Flintenkugeln für ihre Frechheit niederzustrecken. Diese List wäre ihnen beinahe geglückt; denn Peter und Hans merkten

erst spät, daß sie umzingelt seien, und nur zwei so tüchtige, handfeste Ruderer konnten es noch unternehmen, sich aus dieser peinlichen Schlinge zu ziehen; aber dadurch kamen sie vom Regen in die Traufe. Sie mußten nämlich nahe an der unbeschädigt gebliebenen Fregatte vorüber, indem dies die noch einzige ihnen freigelassene Wasserstraße war, durch die sie nur mit der größten Vorsicht entrinnen konnten.

Die Mannschaft der Kähne sah zu ihrem Erstaunen, mit welch' unglaublicher Keckheit sich die Eierschale, sie stets verhöhnend, herumtreibe; als sie jedoch aus ihrem Kreise pfeilschnell hinausschoß, wie von Nachtkobolden gelenkt, erhoben die Erbosten ein tolles Geschrei, um die Fregatte aufmerksam zu machen. Diese, Laternen ausstreckend, war also schußfertig, als Peter und Hans mit aller Kraft dahersteuerten. Blitz auf Blitz aus den Kanonenschlünden folgte den an der Länge des Kieles in einer Entfernung von 50 Schritten Vorübereilenden. Sie glaubten sich in der nächsten Minute außer aller Gefahr, als ein Sechspfünder Hansens Ruderschaufel unter dem Wasser zerschmetterte. Der Stoß prellte ihn so heftig, daß alle seine Adern erbebten, doch gleich sich fassend, rief er: „Mir ist nichts geschehen, Vater; immer fort, sie kommen uns nach!"

Peter that sein Aeußerstes. Auch die Feinde ruderten wie vom Teufel besessen, weil sie wußten, daß all' ihre Bemühung vergeblich sei, wenn sie jetzt nicht

ihr Ziel erreichten. Es entstand nun eine wahre Hetzjagd, in der Peter gleichsam den Edelhirsch vorstellte, den eine losgelassene Meute wüthend verfolgte. Das kleinste ihrer Boote, von verhältnißmäßig vielen Ruderern getrieben, kam nach einer Wettfahrt von einigen Minuten den Gejagten, wie ein flüchtiger Windhund, so nahe, daß die Verfolger anfingen sich ihrer Musketen zu bedienen. Peter sah nur noch einen einzigen Ausweg: „Hans, in's Meer hinein!" rief er sich überstürzend; der Sohn folgte seinem Beispiele. „So oft sie Dich zu erwischen drohen, tauche unter; wo möglich bleib an meiner Seite, Hans; der Erste von uns am Hafendamme erwartet den Andern." Ihm diese Lehren gebend, zertheilte er mit seinen gewaltigen Armen die Fluth so rasch, daß ihm Hans nur mit der größten Anstrengung folgen konnte. Aber die Gegner waren ihnen unterdessen immer näher gerückt, und merkten bald, daß der stillstehende Kahn leer sei; da knallten mehrere Büchsen, und — wollt' es der Zufall oder war es ein Meisterschuß — Hans wurde am Schenkel getroffen. Er wußte es im ersten Augenblicke gar nicht, wie es sich oft, vorzüglich bei Schußwunden zu ereignen pflegt; doch plötzlich war ihm der Fuß wie gelähmt. Mit großer Geistesgegenwart rief er leise, um nicht den Feinden die Gegend zu verrathen, wo sie sich jetzt befänden: „Vater! Hülfe! Ich sinke!"

Peter fühlte sein Blut zu Eis erstarren bei diesem Rufe; sich ermannend wandte er sich um, und nach

einem mehr als klafterlangen Stoße, der ihn blitzschnell in Hansens Nähe brachte, faßte er den Sohn am linken Arme unter der Schulter.

„Halte Dich fest an meinem Ellbogen! — Bist Du verwundet?“ fragte er mit erstickter Stimme.

„Ja, Vater, am rechten Fuße; ich kann nicht mehr schwimmen.“

Peter fing nun an aus Leibeskräften mit seiner theuren Bürde fortzuarbeiten, und als er sich nicht mehr verfolgt sah, athmete er etwas leichter. Der feindliche Kahn hatte eine falsche Wendung gemacht, wahrscheinlich, weil dem vor einer Weile wieder plötzlich aufschlagenden Brande der Fregatte eben jetzt gänzlich Einhalt gethan wurde, und somit der einzige Lichtpunkt verschwand, an dem man sich noch orientiren konnte.

Man wird sich leicht einen Begriff machen von der schrecklichen Lage des Vaters, wenn man, abgesehen von allen andern mißlichen Umständen, bedenkt, daß er allein mit dem blutenden, über Schmerzen klagenden Sohne, fern von menschlicher Hülfe, auch noch gegen die Schwierigkeit kämpfen mußte, keinen sichern Boden unter den Füßen zu haben; jedoch das Schrecklichste ahnte er noch nicht. In der Verwirrung der ersten Angst verlor er, umgeben von dichter Finsterniß, die Richtung; anstatt dem Hafen sich zu nähern, schwamm er unwissend in die offene See hinaus. Aber der Himmel war mit ihm, er sandte seinen Mond über den Horizont — die Warnungsfackel tauchte aus dem schil=

lernden Ocean empor. Peter sah verzweifelnd in die entsetzliche Fläche hinaus, die da lag wie ein colossaler Sargboden, zu dem das Firmament den Deckel aufwölbte; den Meeresgrund dachte sich der Matrose als tiefes, schwarzes Grab dazu. Er suchte den Castellfelsen — links — rechts — und fand ihn endlich im Rücken. Da fing sein Arm an zu zittern und sein Blick verweilte trostlos-starr auf den Zügen seines ohnmächtigen Sohnes, dessen blasses Antlitz das Mondlicht überglänzte. Willenlos wie ein Brett schob er ihn Ruck um Ruck mit der Linken vorwärts, wenn er mit der Rechten ein Tempo gemacht hatte, um den Ausdruck der Schwimmer zu gebrauchen. Es bebte leicht von seinen Lippen: „O Mond, Du Schutzgeist der Erde! rette mein Kind — o errette meinen Sohn! ich will den Tod tausendmal für ihn sterben!"

Eifrig arbeitete Peter wieder vorwärts, doch der Hafen wollte sich um gar nichts nähern. Schon erschöpft durch stundenlanges, heftiges Rudern und durch gezwungenes Schwimmen kam er der Verzweifelung nahe. Er glaubte jetzt — und jetzt müßten ihn seine Kräfte verlassen, da rief ihm Hans, sich von seiner Ohnmacht erholend, zu:

„Rettet Euch, Vater! überlaßt mich meinem Schicksale — ich sterbe einen süßen Tod — Euch ist die That gelungen! mein Blut lebt in jeder Welle fort — das Volk wird mich ehren! Laßt los, Vater! Grüßt die Mutter tausendmal, sie soll nicht weinen um mich!"

Zauberisch wirkten diese Worte; fester faßte der Vater den Sohn, und mit wirklich übermenschlicher Ausdauer ruderte er mit seinem Herkulesarme noch ein paar hundert Schritte vorwärts; doch endlich war auch seine Riesenkraft erschöpft. Schon meinte er sinken zu müssen, da durchzuckte den Hoffnunglosen in seiner höchsten Noth ein Gedanke, der ihn hold wie ein aufblitzender Stern anlächelte.

„Bist Du bei vollen Sinnen, Hans?" fragte Peter hastig, und als ein bestimmtes „Ja" als Antwort erscholl, knüpfte er sich wassertretend seinen Gürtel los, band davon eiligst ein Ende an Hansens Oberarm unter der Achsel, und das andere Ende erfassend, rief er ihm zu: „Leg' Dich auf den Rücken!" Das Gleiche thuend, gewann er so Zeit, sich unter sehr langsamen und schwachen Fußbewegungen von seiner großen Anstrengung zu erholen. Hans, seit Kindestagen vertraut mit den Wellen, blieb ruhig wie im Bette liegen. Gemächlich wurde er so im Schlepptau nachgezogen; weil das Meer viel besser als Flußwasser den auf dem Rücken liegenden Menschen fast ohne sein Zuthun trägt.

Sonderbar formreiche Wolkengestalten, vom Mondlicht fantastisch durchrissen, machten die Stille der Nacht noch feierlich-erhabener; nicht oft wird Verzweiflung und Hoffnung durch wiederholt schnelles Wechseln in der abenteuerlichsten Lage ein Menschenherz so erschüttert haben, wie das unsers rüstigen Peter's. Freilich ging's unter diesen Umständen nicht rasch von der Stelle,

jedoch wenn er auf diese Weise Kraft gesammelt hatte, drehte er sich auf die Brust und schwamm so leicht als wäre er im Weltmeer geboren worden. Das Kastell rückte sichtlich auf ihn zu und mit unermüdlicher Beharrlichkeit erreichte er endlich nach einer Stunde den hohen Hafendamm.

Da wurde das Vaterherz stark, als er die sichere, alte, treue Erde unter sich fühlte, und der Mond hatte noch einen Tropfen mehr, worin er sich spiegeln konnte — eine Freudenthräne in Peter's Auge.

Nachdem er Hansen vorsichtig auf den Damm gelegt, sank er auf den Meeressand hin; so sehr bedurfte er nach dieser übermäßigen Anstrengung einiger Minuten Ruhe. Er fragte den Sohn, ob er heftige Schmerzen fühle; doch Hans hatte schon indessen den Schenkel entblößt, und Peter, der in früher mitgemachten Seekriegen viele verwundete Matrosen gesehen, fand zu seinem größten Troste, daß es nur ein Streifschuß sei, dessen Kugel — vermuthlich durch große Entfernung und vom Wasser geschwächt — am Hüftknochen abgeprallt war.

Hans versuchte, dem Vater betheuernd, der Schmerz habe bedeutend nachgelassen, zu gehen; aber das war denn doch zu viel für seine Kräfte, er mußte bald von seinem Vorhaben abstehen. Peter hob ihn auf wie einen vierjährigen Knaben, und trug ihn auf seinen pfeilerbreiten Schultern, ohne irgend einem Menschen zu begegnen, bis in die Vorhalle seiner Behausung, setzte

ihn ab und sagte: „Warte nur ein wenig, ich will die Mutter vorbereiten, sonst erschrickt sie all zu sehr, wenn sie Dich blutig sieht; die Weiber haben nicht so starke Nerven wie Du, mein Herzensjunge! Du hast heute als Matrose Dein Meisterstück gemacht, Du bist Peter's ächter Sohn, Du mein wackerer Bursche!" Dabei hals'te er ihn tüchtig ab.

Nun tappte der glückliche Vater im Finstern zur Kammer, öffnete die Thüre und rief: „Anne!" worauf keine Antwort erfolgte. Die Gerufene war abwesend, was ihn bei den ungewöhnlichen Ereignissen dieser Nacht nicht befremdete. Er machte schnell Licht und führte den Verwundeten langsam herein. Der besorgte Vater verband den Sohn für den ersten Augenblick, so gut es gehen wollte, und hüllte ihn mit warmen Decken im Bette ein, um den üblen Folgen der Erkältung vorzubeugen. Dann ging er, selbst noch triefend, nach einem Wundarzt.

Der Herbeigeholte prüfte Hansens Puls, und fand ein mäßiges Fieber. Nachdem er den verwundeten Fuß gehörig untersucht uud verbunden hatte, entfernte sich der Doctor mit der Versicherung, Hans werde höchstens eine Woche das Bett hüten müssen.

Anne, von den Kugeln träumend, lag in tiefem Schlafe, als das in Brand auflodernde Kriegsschiff sein Geschütz abdonnerte. Erwachend, konnte sie sich Anfangs

nicht des Gedankens erwehren, daß die Feinde jetzt schon die Stadt beschössen; kaum getraute sie sich den Kopf zur Thüre hinauszustecken, doch von einem Nachbar angerufen, wurde sie herzhafter. Sie ließ sich, neugierig gemacht, von einem Menschenschwarme auf den Hafendamm mitziehen. Gefesselt von dem ungewöhnlichen Schauspiele des brennenden Schiffes vergaß sie an Beide zu denken, aber nach der fürchterlichen Katastrophe durchflog ihre Seele eine dunkle Ahnung. Sie rannte zu den Fischerhütten; Steffen wußte auch nichts Bestimmtes, jedoch meinte er schmunzelnd, Peter und Hans werden ein Paar der Galgenvögel in den Mastkörben sachte gebraten haben. Ihr Mutterherz hatte nun keine Ruhe mehr. „Peter, Peter! um Gotteswillen! Du wirst doch nicht draußen bei den Schiffen sein?!" rief sie, vor dem Gedanken schaudernd, aus. Noch stundenlang irrte sie in der Nacht wie ein Schatten umher, und zog athemlos über die Vermißten Erkundigungen ein. Endlich kehrte sie zitternd und bebend in ihre Wohnung zurück, wo ihr Peter das Schlimme, vernünftig mildernd, beibrachte und ihr die höchste Sorgfalt für Hansen haben hieß.

Der Matrose ging hinaus; der frühe Sommertag graute — hell und heller wurde es — kein Segel, so weit das Auge reichte — oben und unten nichts als ein friedsames Blau — eine göttliche Ruhe durchwehte wie ein Geist das All — heilig war diese Stille. Er staunte sein geliebtes Meer an, und schwieg.

Nach und nach stieg im Osten ein Gewölk, ähnlich einem ungeheuern Rauchfaßqualm am Horizont senkrecht in die Höhe, als brächten die in der Meerestiefe Lebenden dem Gott der Morgenröthe ihre Dankopfer. Zart rosenroth färbte sich der Qualm, später in's Dunkel des Purpurs übergehend, hehre Pracht entfaltend. Das Alleinherrschergestirn des Tages verließ sein königliches Lager, das goldene Wolkenbett der Morgenwelt.

Felsenstolz blickte er hin; prallarmig stand der Riese im Kahn, als wäre Gott Neptun aus dem Meere aufgetaucht, und rief im Hochgefühle seiner Kraft: „Es ist doch schön, ein Mann zu sein!"

Die Fregatte, von der wahren Lage der Dinge nicht unterrichtet, fühlte sich allein zu schwach, und hatte daher — ihre gebrandmarkte Schwester ins Schlepptau nehmend — noch in der Nacht den Schauplatz der Schmach verlassen.

Peter schiffte hinaus, und suchte lange, lange — endlich erspähte er die leere Nußschale, in der sie das Wagniß unternommen, im Meere allein umherschaukelnd, das tiefste Bild einer grenzenlosen Verlassenheit, was er je gesehen. Als er dem Schiffchen nahe genug war, sprang er über, und fand Hansens zersplittertes Ruder darin, seines nicht. Auf der Heimfahrt ersah er noch ein verkohltes Stück Holz, das er seiner Form nach für das obere Theil einer Ankerwinde erkannte; Alles übrige des stolzen Dreideckers war ein Raub der Flammen und Wellen geworden.

Wie ein Cäsar kehrte der Matrose mit den Trophäen heim.

Der Krieg erlebte bald sein Ende. Nie mehr zeigte sich in dieser Gegend ein feindliches Geschwader; Handel und Wandel ging wieder fort in seinem alten Geleise. So groß die Bestürzung und Furcht am Vorabend war, so groß war nun auch die allgemeine Freude; aber keiner von Allen bramarbasirte so vollbackig als Steffen. Ueberall erzählte der Fischer, er habe nun hinreichende Genugthuung erhalten; nur konnte er es Petern nie ganz verzeihen, daß er nicht ihn statt Hansen als Helfershelfer zu diesem kühnen Geniestreich gewählt. Mehr als einmal sagte er zu ihm: „Hör', Peter, daß Du mir das gethan — bei allen Haifischen! — das war nicht schön von Dir! für mich wär' es eine Wonne gewesen, diesen frechen Maulaffen die Rollschwänze des Takelwerks anzuzünden, und sie sammt und sonders in die Luft zu sprengen! Potz Blitz! wär' ich dabei gewesen, das dritte Schiff hätte auch noch schwitzen müssen."

„Nun, Steffen, das nächste Mal braten wir Zwei ihnen das Sohlenleder unter dem Verdecke braun!" tröstete der Matrose scherzweise den erzürnten Fischer, der zu Hansens Genesungsfeier die besten Leckerbissen des Meeres zu liefern versprach. Wo sich Peter zeigte, empfing ihn das Volk mit Jubel. Der moralische Eindruck seiner That wirkte sehr nachhaltig; denn der colossale Matrose wiederholte gelegentlich: „Männer

müssen handeln, nicht schwätzen — dazu sind die Weiber in der Welt!"

Perlen und Juwelen hätten für Peter und Hans nicht so hohen Werth gehabt als das zersplitterte Ruder und die verkohlte Ankerwinde; selbst Anne blickte nach der Genesung ihres Sohnes mit Stolz darauf hin. Noch Hansens Kindeskindern und Urenkeln wurden die zwei Siegeszeichen am Jahrestage ehrfurchtsvoll zur immerwährenden Erinnerung an die kühne That ihrer Voreltern gezeigt. Als der letzte würdige Sprosse des muthigen Stammes starb, verlangte er ausdrücklich auf dem Sterbebette, daß man in seinen Sarg legen sollte die „zwei Angedenken aus den Meeresfluthen."

III.

Das Testament des Bettlers.

Erzählung.

Nicht weit von dem Eingange zum beliebtesten Vergnügungsorte der Residenz, standen zwei Bettler, deren Aeußeres zusammen einen so sonderbaren Contrast bildete, daß diese beiden Gestalten die Zielscheibe der allgemeinen Aufmerksamkeit wurden; jeder Vorübergehende prüfte sie mit Blicken.

Der größere dieser zerlumpten Gesellen war ein sehr alter, hagerer Mann, mit eisgrauem Rundbart und kahlem Scheitel. Unter der Höhlung des weitvorspringenden Stirnknochens lauerten ein Paar kleine lichtgraue Augen, und da die zusammengeflickten Lappen und Fetzen, durch welche dort und da höchst naiv die nackte Haut hervorguckte, auch von grauer Farbe waren, so bekam dadurch die Gestalt etwas Gespenstisches, Geisterhaftes. Der Mann sah aus, als hätte

ihn der Tod schon einmal beim Kragen gehabt, und als wäre es ihm durch einen Geniestreich gelungen, aus dem Kahn des Charon zu entwischen. Die Bettler unter sich nannten ihn deshalb den grauen Oswald für gewöhnlich, denn er hatte noch einen besondern Ehrentitel.

Der Kleinere dagegen, ein barfüßiger, behender Bursche von einigen zwanzig Jahren, hatte pechschwarzes Haar, das struppig ein Gesicht umwallte, worin sich List, Keckheit, Genußsucht allerdings für den Menschenkenner deutlich genug aussprach; aber er verstand es, eine so demüthige Miene zu machen, wenn er einen Vorübereilenden um ein Almosen anging, daß er nicht leicht eine Fehlbitte that.

„Georg, hast Du heute gute Geschäfte gemacht?" sagte der Alte zum Jungen.

„Schlechte Zeiten, schlechte Zeiten!" rief der Bursche unzufrieden, „mir scheint, die Reichen haben ihre Taschen zunähen lassen — zuleimen lassen — Knauservolk das! nichts als Kupferkreuzer — ehe man einen blanken Silbergroschen angelt, fließt viel Volk durch die Straße!"

„Ja, die Reichen!" murmelte der graue Oswald, während er sich schmunzelnd mit beiden Händen auf seinen knotigen Stab stützte.

„'S ist ein wahres Hundeleben! Oswald, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, ein Bettler werde ich nicht wieder," dabei ließ Georg seinen schlauen Blick über das Antlitz des Alten streichen, als wollte er ihm

damit zu verstehen geben, daß er darauf eine offenherzige Antwort erwarte.

Oswald jedoch entgegnete ihm nichts als ein dumpfes: „Ja, ein Hundeleben!"

„Warum bist Du denn heute so einsylbig, alter Knabe?" forschte Georg weiter, mit seinem erbettelten Gelde im Hosensack klimpernd.

„Du Taugenichts!" brummte Oswald, „warte nur, wirst schon auch einsilbig werden, wenn Du einmal sechsundachtzig Jahre Tag und Nacht auf dem Rücken mitzuschleppen hast."

„Nichts für ungut, nichts für ungut, grauer Papa!" rief der blatternarbige Bursche schnell im besänftigenden Tone, und nach kurzer Pause fuhr er fort: „Es munkeln so Einige unter uns, Du hättest Dir ein Sümmchen bei Seite gelegt."

„Wer munkelt?" schrie Oswald zornig.

„Wer? — der schmutzige Fetzen-Peter und die alte Schnapps-Nani," erwiderte keck Georg.

„Verdammtes Gesindel! eine Lügenbrut, der ich die Zunge aus dem Maule reißen will!" rief Oswald sehr heftig.

„Ereifere Dich nicht so, Alter!" lenkte Georg wieder bescheiden ein — „ich glaube ohnedies kein Wort von der ganzen Munkelei. Hast Recht! ist eine Lügenbrut! und die Ohren der neugierigen Welt sind länger als der Stephansthurm und der Straßburger Münster zusammen."

„Und ihr Gerede schlimmer als das Krächzen der Raben unterm Galgen!" setzte der Alte hinzu, indeß

er dem Burschen einen Blick zuwarf, um welchen ihn jeder Diplomat gewiß beneidet hätte; denn es lag in diesem Reineckeblick eine achtzigjährige erfahrungsreiche Bettlerpolitik im Hinterhalt.

„Nun, Oswald, Du kommst doch heute zu unserm Fest?“ warf Georg, vom vorigen Gespräche abspringend, hin, weil er bemerkte, daß er den Alten dadurch in Harnisch gebracht.

„Was kümmert mich Euer Fest?“ rief Oswald mürrisch.

„Du bist noch jedesmal gekommen; wirst also doch in diesem Jahre nicht fehlen, bist ja unser kluger Großpapa — unser Bettlerkönig.“

„Bettlerkönig! dummes Reden! — Ist keine Ordnung mehr unter Euch; wollt Alle befehlen, doch keiner gehorchen — Bettlerkönig? Ha, ha! bei allen Kupfergroschen! wäre lieber ein Rattenkönig!“

„Du kommst doch, Oswald, wenn Du auch immer erst in Deinen grauen Corsarenbart zu brummen hast!“

„Werde kommen, weil ich ein Gewohnheitsthier bin, wie jeder Andere, der mit zwei Beinen umherläuft — ja, werde kommen — macht mich das immer um ein Halbjahrhundert jünger, und schlafe darauf fest wie ein Mehlsack — werde bald unter der Erde schlafen!“

Mit diesen Worten trennten sie sich, um noch ein paar Silberlinge zu fischen, wie Georg sich ausdrückte. Kaum hatte sich dieser in der Fluth der Spaziergän=

ger verloren, so rollte ein schönes Cabriolet zum Eingange jenes eisernen Gartenthores, durch welches heute noch so Mancher in der Erwartung eilte, hier bei ausgewählter Musik und Erfrischungen den langen Sommerabend angenehm zuzubringen. Oswald warf seinen Kennerblick auf den vornehmen Herrn im Cabriolet, der, obwol in Civil gekleidet, doch das Kanonenkreuz der Leipziger Völkerschlacht stolz an der Brust trug. Der schlaue Bettler richtete sich kerzengerade wie ein frisch ausgelernter Rekrut in die Höhe, ging dem Manne, gleich nachdem ihm sein Bedienter aus dem Wagen geholfen, mit militärischer Haltung entgegen und sprach, die graue Mütze abnehmend: „Ach, bester Herr, schenkt einem steinalten Soldaten eine milde Gabe!"

Der vornehme Herr musterte ihn vom Scheitel bis zur Ferse; nie in seinem Leben war ihm eine sonderbarere Figur vorgekommen; der Greis stand so seltsam grau, so unbeweglich ruhig da, als wäre ein Felsen sein Vater gewesen. Der reiche Mann ließ sich vermuthlich blos deshalb in kein Gespräch mit Oswald ein, weil schon viele Leute zum Belustigungsorte strömten; aber daß die Gestalt des Bettlers einen mächtigen Eindruck auf ihn machte, bewies der Umstand, daß er aus seiner Börse einen blanken Silbergulden hervorsuchte, selben dem grauen Oswald wohlwollend in die zusammengeschrumpfte verdorrte Knochenhand drückte, und, ohne ein Wort des Dankes abzuwarten, hastigen Schrittes dem Garten zuschritt.

Der Alte blieb noch eine Weile stehen. Ein räthselhaftes Lächeln spielte in seinen Mundwinkeln; sein Auge blinzte beinahe knabenhaft schelmisch; er murmelte, als der vornehme Herr unter den Fliedergebüschen des Gartens verschwand, halblaut für sich: „Wenn Du wüßtest, wem Du diesen Silbergulden gegeben!“ Während er das blanke Geldstück in der hohlen Hand wie ein Wucherer hüpfen ließ, fing er so laut aus vollem Halse zu lachen an, daß die Vorübergehenden meinten, er sei dem Tollhause entsprungen.

Jemand rief sogar vernehmlich: „Der alte Narr!“

Oswald, der es hörte, ließ sich jedoch nicht im Geringsten beirren, er lachte fort und fort; endlich sagte er im Tone des Cynismus: „Wer zur Fahne der Wahrheit schwört, kommt in dieser geschminkten Welt auf keinen grünen Zweig — Du bist ein dummer Strumpf, liebe Welt!“

Ein Päckchen Rolltabak, den er zu kauen pflegte, unter den lichtgrauen Schnurrbart schiebend, begann er seine Wanderung in die Vorstadt hinaus, wo er schon dreißig Jahre lang seine Schlafstelle hatte; denn eine Stube verdiente das finstere Loch nicht genannt zu werden. Er war noch keine zehn Minuten gegangen, als er bitterlich weinen und schluchzen hörte. Ein kleiner Menschenschwarm zerstreute sich, und Oswald sah auf dem Straßenpflaster ein hübsches Mädchen, das wol höchstens neun Jahre zählte, in halb sitzender, halb knieender Stellung; die hellen Thränen perlten dem

Kinde über die Wangen herab. Oswald errieth gleich, weshalb sie weine; denn neben ihr lag ein runder Tragkorb mit einem Henkel, wie man sie gewöhnlich braucht, um warme Speisen über die Straße holen zu lassen. Das Mädchen war auf dem schlechten Pflaster gestolpert, die Töpfe zerplatzten in Scherben und die hingegossene Suppe sah aus wie das Meer auf einer Landkarte; mitten d'rin lag eine Portion Rindfleisch mit Gemüse wie eine grüne Insel.

„Tröste Dich, mein gutes Kind!" rief ihr Oswald zu.

„Ach Gott! meine Stiefmutter prügelt mich zu Tode, wenn ich mit dem leeren Korbe nach Hause komme!" schluchzte die Kleine, ihr sanftes Gesichtchen in die blaue Schürze verbergend.

„Steh' auf, nimm Deinen Korb, und komm' mit mir unter das nächste Hausthor. Hat Dir denn keiner jener Leute, die so eben einen Kreis um Dich bildeten, etwas geschenkt?"

„Nicht ein Einziger!" stotterte unter heftigem Weinen das Mädchen.

„Ja, ja! ist zu wenig abgeknetet worden der Teig, aus dem die Menschen-Herzen gebacken sind!" brummte der Alte, indeß er die Kleine an der Hand nachzog. In einem Winkel des Hauses, nachdem er sorgsam gespäht, ob ihn Niemand bemerke, holte Oswald seinen Silbergulden aus der Tasche und sagte freundlich zu dem Kinde: „Dafür kaufe ein Paar neue Töpfe, und

laß sie Dir im Gasthause wieder mit warmer Speise füllen, und jetzt trockne Deine Thränen!“

Das Mädchen sah den grauen Oswald voll Verwunderung an; denn so viel Verstand hatte Gustchen schon, daß es ihr auffallen mußte, wie ein Mann in Lumpen gehüllt, einen Silbergulden verschenken könne. Das goldblonde Haar über die Schläfe streichend und die blauen Augen sanft zu ihm erhebend, rief sie: „Ich dank' Euch tausendmal! aber wer seid Ihr denn?“

Oswald stutzte über die Frage; bei der großen Menschenkenntniß, die er sich inmitten von Vagabunden erworben, errieth er augenblicklich, was für ein Zweifel sich durch die reine Seele des Kindes schleiche; er unterdrückte ein Lächeln, stützte sich auf seinen Bettlerstab und seufzte tief: „Ich bin ein armer Mann, — ja Kind, ein sehr armer Mann!“

Gustchen betrachtete ungläubig das große Silberstück in ihrer kleinen Hand, dann wieder Oswald's hagere Gestalt, als wäre ihr das Jüngsterlebte ein Räthsel, das sie sich vergebens zu lösen bemühe.

Aus besonderen Gründen wollte der Bettlerkönig durchaus nicht das neugierige Mädchen bei dem Glauben lassen, daß er Derjenige sei, der ihr den Silbergulden geschenkt. Kinder schwätzen gern, dachte er, und aus der Munkelei, nach Georg's Bemerkung, würde am Ende gar ein Gerede; er sagte daher zu ihr, nachdem er sich um ihren Namen und ihre Wohnung erkundigt hatte: „Nun, mein liebes Gustchen, ich hätte

Dir freilich nicht aus der Noth helfen können, aber ein reicher Mann sah es aus der Ferne, wie Du mit dem Tragkorbe fielst und zu weinen anfingst, da gab er mir den Silbergulden für Dich."

„Ja, warum hat er mir ihn denn nicht selbst gegeben?" forschte die Kleine, erst halbbefriedigt, weiter.

„Das weiß ich nicht!" erwiderte kurz der Bettler.

„So sagt mir doch wenigstens den Namen des guten Herrn; ich will hinlaufen, mich bei ihm bedanken, und ihn fußfällig bitten, daß er mich von meiner bösen Stiefmutter befreie."

„Seinen Namen weiß ich ebenfalls nicht, doch laß jede Sorge fahren, mein liebes Kind, ich will es schon machen, daß Du von ihr bald wegkommst!"

„Ihr?" sagte Gustchen, auf's Neue ungläubig.

„Nun, das heißt: durch mich ein Anderer," versicherte Oswald im bestimmtesten Tone.

„Ihr seid ein herzensguter Mann; ich will für Euch beten," entgegnete Gustchen so kindlich-unschuldig, daß Oswald gerührt ihr schneeweißes Händchen ergriff und warm drückte.

„Sollst bald von mir hören, Gustchen! — leb' wohl! die Dämmerung ruft mich wo anders hin; Grau und Grau gesellt sich gern."

Mit diesen sonderbaren Worten verließ er die Kleine, die beinahe glaubte, es sei Alles nur ein Traum gewesen, als sie des Bettlers Schattengestalt im Grau

der Dämmerung zerfließen sah. Freudig eilte sie mit ihrem Silbergulden fort.

Oswald wanderte langsam von Straße zu Straße. Der Tag war sehr heiß gewesen; Jedermann suchte Abends sich in der Kühle zu erholen; es wimmelte von Spaziergängern und mitten durch das Gewühl segelte bedächtig der alte Bettler, wie ein Steuermann, der das Fahrwasser des Lebens gut kennt. Schon flimmerte dort und da eine Gaslaterne so hell, daß nun mancher einen Bekannten gewahr wurde, an dem er vermuthlich in der Dunkelheit unbemerkt vorübergeeilt wäre.

„Guten Abend, Oswald!“ rief ein Jude in polnischer Nationaltracht, dessen Gesichtsbildung einen so edlen Schnitt zeigte, daß er für jeden Christuskopf ein schönes Modell hätte abgeben können.

„Ei, guten Abend, Salomon, wir haben uns wol ein paar Wochen nicht gesehen!“ erwiderte Oswald, ihm vertraulich die Hand schüttelnd.

„Wie es der Zufall mit Geschäftsleuten macht!“ entgegnete der Jude mit scherzhaftem Augengeblinzel.

„Just recht, daß ich Euch treffe; Ihr seid der Mann, der gern etwas Gutes stiftet,“ sagte der Bettler, kleinere Schritte machend.

„Nun, Freund Oswald, was giebt's denn?“ fiel Salomon gespannt ein, und Jener erzählte ihm den Vorfall mit allen Nebenumständen, wie er mit dem kleinen Gustchen bekannt wurde.

„Oswald, Ihr seid ein edler Mensch!“ rief der Jude.

„Ist das „edler“ überflüssig! Ich sage zu Euch: Salomon, Ihr seid ein Mensch! könnt stolz darauf sein — der graue Oswald hat dies noch zu Wenigen gesagt: Magensäcke giebt es viele, aber Menschen nur wenige“; die Schlußworte brachte der Alte so bitter vor, daß daraus deutlich genug zu entnehmen war, er müsse die herbsten Erfahrungen in seinem Leben gemacht haben.

„Danke Euch für die Mittheilung und das Vertrauen, das Ihr mir schenkt, Oswald; Gustchen's Lage soll bald verbessert werden; wäre sie ein Sprößling meines Volkes, so nähme ich sie augenblicklich an Kindesstatt an!“ versicherte der reinlich gekleidete Jude. Hierauf schwätzten sie zusammen noch viel und verloren sich endlich unter der Volksmasse, die fröhlich auf- und abwogte. —

Indessen war Georg am äußersten Ende der Vorstadt angelangt. In einem schmutzigen Gasthofe rief er dem Wirth, der ihm entgegentrat, zu: „Alles in Ordnung, Sebastian?“

„Alles in der schönsten Ordnung!“ wiederholte der Dicke und flüsterte ganz leise dem ungeduldigen Burschen zu: „Im Kuhstalle brennt schon ein Lampe!“

Ohne ihm darauf zu antworten, tappte Georg an seiner Seite über einen sehr langen Hof. Ein matter

Schimmer fiel auf alte Wagenräder und allerlei Gerumpel, das vor der Thüre des Kuhstalles lag.

„Ist schon Jemand da von unsern Leuten?" fragte eintretend der lebenslustige Georg.

„Niemand als der Groschen-Seppel," entgegnete der Wirth.

In einem Winkel der letzten Bretterwand war unter einer halb zerfallenen morschen Krippe ein unansehnlicher Verschlag angebracht, durch den Georg verschwand, während ihm der Dicke mit der Lampe leuchtete, damit er sich nicht den Kopf anstoße; denn man konnte in diesem dunkeln Loche nur gebückt gehen. Vorsichtig tappend öffnete Georg eine schmale Thüre, die in ein kleines armseliges Gemach führte, und trat rasch ein; hier brannte ein Licht auf einem Tische. Der Groschen-Seppel in schwarzem Frack und Glacéhandschuhen rief kreuzlustig dem zerlumpten Georg zu: „Grüß Dich Gott, Bruder! heute wollen wir einmal recht fidel sein!"

„Fröhlicher als die Schwalben bei Frühlingswetter!" erwiderte Georg.

„Getanzt, getrunken, gejubelt muß werden bis die Sonne aufgeht!" schrie der Groschen-Seppel ausgelassen lustig.

„Der Bettlerkönig kommt auch!" sagte Georg mit Nachdruck, als hätte er eine wichtige Neuigkeit zu erzählen. So plauderten Beide weiter, während Georg aus einem Schranke reine Wäsche und gute Kleider hervorholte, seine Lumpen vom Leibe warf, und bald

darauf so ganz verwandelt da stand, daß ihn wol keiner von allen Jenen, die ihm vor wenigen Stunden noch ein Almosen gaben, wiedererkannt hätte.

Nun kam der Fetzen-Peter, der blanke Natzel, die Schnapps-Nani, die Flick-Leni und noch eine ganze Schaar, die sich gegenseitig mit ihren Spitznamen begrüßten. Die Stube war zu klein, um Alle aufzunehmen. Der Groschen-Seppel öffnete eine Thüre und — ein festlich erleuchteter Saal, den gewiß Niemand hinter dem Kuhstall gesucht haben würde, mit Orchester und gedeckten Tafeln flimmerte den Eintretenden so reinlich und hell entgegen, daß jede anständige Gesellschaft sich hier wohl gefühlt hätte.

Dies war der geheime Versammlungsort eines zahlreichen Bettlerclubbs, der bis jetzt glücklicherweise allen Nachforschungen der Polizei entgangen war. Der Saal hatte nur einige Fenster; die, sorgsam verhüllt, auch nicht den geringsten Lichtstrahl in's Freie dringen ließen. Keine Vorsichtsmaßregel wurde versäumt, um den ohnedies schon günstig gelegenen Ort noch mehr zu einem Verstecke umzubilden. Es versteht sich von selbst, daß der Wirth mit den Bettlern im Einverständniß war; er fand seine Rechnung dabei, und schwieg gegen alle Welt.

In diesem Saale hielten sie ihre Zusammenkünfte, wobei Jeder das Recht hatte, Beschwerden vorzubringen, neue Vorschläge zu machen, kurz, der Vagabundenverein war förmlich organisirt. Der alte Oswald

hatte mit guter Absicht vor fünfundzwanzig Jahren diese Gesellschaft gestiftet, und obgleich er über manche Neuerung brummte, und die Versammlung nicht mehr so oft als in früheren Zeiten besuchte, so ließ es sich doch kein Mitglied nehmen, ihm den alten Ehrentitel „Bettlerkönig" zu geben.

Der Saal hatte sich nach und nach gefüllt, alle Anwesenden waren gut, mitunter nach der letzten Mode gekleidet. Die jüngeren Mädchen mit Blumen geschmückt, konnten den Tanz gar nicht erwarten. Endlich kamen die Bettelmusikanten; nun herrschte Freude und Vergnügen allgemein. Der Groschen-Seppel, mit seiner Geliebten tanzend, schrie laut auf mitten im Walzer: „Jetzt kann mich die ganze Welt gern haben!"

Dieser Einfall versetzte die Gesellschaft in so heitere Stimmung, daß es unisono im Chor nachhallte: „Uns auch, uns auch!"

„Groschen-Seppel, Du bist ein Genie!" rief die Schnapps-Nani begeistert von dem Getränke, dem sie schon unter Tags zu huldigen pflegte, und welchem sie ihren Spitznamen verdankte. Ueberhaupt waren hier alle Weiber und Mädchen so zu sagen mehr in ihrem Elemente als die Männer; denn das Weib ist schon von Natur aus mehr zur Verstellung, zur Maske, wo nicht gar zur Heuchelei geneigt als der Mann, der sich dazu erst entschließt, wenn er sieht, daß er mit offener Gewalt nicht zu seinem Ziele gelangen kann; jedoch das Weib, dem von Haus der Weg der Gewalt ab-

geschnitten ist, wendet sich instinktmäßig schon in früher Jugend zur List und Täuschung als ihren einzigen versteckten Waffen.

Es war für diese Frauen und Mädchen ein Hochgenuß, in schönen weißen Kleidern hier, verborgen vor den Blicken der Welt, zu erscheinen. Sonst durften sie sich ja nur in ekelhaften Lumpen zeigen; und welchen Werth hat nicht die Reinlichkeit für jedes weibliche Wesen? sie ist die Peripherie, in der sich ihre häusliche Wirksamkeit bewegt — ihr Alles, ihre Existenzfrage. Diese Heimlichkeit hatte daher für das andere Geschlecht schon aus dem einzigen Grunde etwas so Reizendes, daß namentlich die Mädchen es gerne gesehen hätten, wenn die Gesellschaft derlei Festlichkeiten öfter veranstaltete.

Diese zarten, schlanken, mitunter sogar schönen Gestalten schwelgten wie im Elisium, als müßte ihnen diese einzige Nacht Schadenersatz leisten für ein langes, wenn auch nur in erheuchelter Betrübniß verlebtes Jahr.

„Ich wollt', ich könnte dem Jahr die Schwindsucht auf den Buckel wünschen, und dieser Nacht Methusalem's Alter!" rief die schwarzlockige Flick-Leni ihrer Nachbarin zu, die rasch darauf entgegnete:

„Ja, das ist der Teufel! Die reiche goldene Sonne sollte sich schämen, alle Tag' und alle Tag' wie ein Bettelkind über den Himmel hinzulaufen — thut doch nichts, ist ein faules Mensch, die Sonne! legt sich in

den Feldern schlafen; sagt 's Jedermann, daß die Aerndte von Jahr zu Jahr schlechter wird!"

Da begannen die Musikanten wieder die Geigen wacker zu streichen, und die Paare wirbelten wie närrisch durch den Saal; Walzer und Polka wechselten; die Mädchen schienen unermüdlich zu sein. Als sich aber Oswald unter der Thüre zeigte, verstummte die Musik, denn Georg schrie aus voller Kehle:

„Großpapa Oswald! Hurrah! der Bettlerkönig hoch!"

Ein dreimaliges Hurrah der ganzen Versammlung begrüßte den Eintretenden. Er trug ein graues Kleid, das sonderbar aus Einem Stücke gemacht, durch seinen engen Schluß Oswald's hagere Gestalt noch hervorhob — er war unter dem genußsüchtigen Völkchen ein tiefernstes Bild der Entsagung; wer ihn nur immer in seinen Lumpen erblickt, der mußte sich gestehen, daß seine Erscheinung in dieser Kleidung von silbergrauem Tuche etwas Würdevolles, etwas Imponirendes an sich hatte.

Er dankte einige Male kopfnickend für die lebhafte Begrüßung, die ihm zu Theil wurde, und sagte dann: „Seid lustig, Kinderchen! aber nur nicht all' zu lustig, die Polizei hat feine Ohren!"

Nun setzte man sich an die gedeckten Tafeln; es wurde gut geschmaus't und gebechert; ein derber Volkswitz würzte noch überdies die Unterhaltung; doch als der Groschen-Seppel den Stöpsel einer Champagner-

bouteille knallen ließ, und dem Bettlerkönig damit zuerst das Glas füllen wollte, rief Oswald im Tone des Vorwurfs:

„Was? Champagner trinkt Ihr? — o Ihr gottlosen Leute!“

„Es lebe hoch die Heuchelei!“ jubelte der Groschen-Seppel.

„Dies volle Glas der Täuschung! die blöde Welt verdient nichts Besseres, als daß sie getäuscht werde in alle Ewigkeit!“ schrie der Fetzen-Peter mit einer Miene, als wäre er ein gelahrter Professor der Psychologie, obwol er mehr einem heruntergekommenen Studenten glich, dessen Hauptstudium darin bestand, fremden Leuten Geld aus der Tasche zu locken.

„Vivat hoch die Heuchelei!“ erscholl es aus hundert Kehlen. Die Gläser klirrten; Männer- und Frauenaugen blitzten, als sie das edle Naß mit gierigen Lippen schlürften; nur Oswald ließ sein Glas unberührt, und als sich der Lärm gelegt, richtete er seine hohe Gestalt majestätisch empor, und sprach beinahe entrüstet:

„Ihr seid gottlose Leute! taumelt von Genuß zu Genuß; die alten Gesetze des Clubbs werden nicht mehr respectirt, Ihr treibt Verschwendung — Ihr betet den Götzen unserer Zeit an, auf deutsch den Bauch! Das Champagner-Geld hätte besser verwendet werden können; die Armen müssen den Armen helfen! die Reichen thun zu wenig für sie — manche leider gar nichts!

Pfui über die Civilisation! unter Barbaren verhungern Menschen nicht, unter Barbaren geht Niemand betteln! Wenn man heucheln muß, um ein Mensch zu sein, da ruf' ich der Heuchelei kein: Vivat hoch!"

„Nu, nu, Oswald! Du alter Brummbär! keine Spiritus-Predigt! vergälle uns den Freudenrausch nicht;" rief der Groschen-Seppel.

„Recht hat er — Recht hat er, unser Bettlerkönig!" fiel die Schnapps-Nani ein mit hochrother Nase, wie eine Illumination zu Ehren der Festlichkeit glänzend, „'s ist Schad' um jeden Kreuzer, der für Champagner ausgegeben wurde, ist ein dummes Gesöff das! ein Glas Kümmel für einen Sechser mir zehnmal lieber!"

„Du bist eine gemeine Seele!" rief ihr Georg zu.

„Die Pomade für Deine nobeln schwarzen Locken ist sicherlich Stiefelwichse!" entgegnete ihm die Schnapps-Nani kampflustig; ein allgemeines Gelächter rollte durch den Saal.

„Ich bin schon ein alter Rumpelkasten, aber Ihr werdet an mich denken, wenn ich im Grabe liege; ich sage Euch: treibt es nur so fort, und Ihr werdet bald auf den Holzweg kommen! Die Polizei wird Euch Allen eines schönen Morgens umsonst ein Quartier einräumen," sagte Oswald, den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder anknüpfend.

„Mich kann die ganze Welt gern haben mit oder

ohne Quartier!" rief der Groschen-Seppel zum zweiten Male, und wie früher fiel der Chor ein:

„Uns auch, uns auch!" und die Gläser klirrten dutzendweise.

„Seid Ihr eingeschlafen, Musikanten? Faules Volk! gießt Leben in Eure Darmsaitenadern, Kerle! Morgen muß die Sonne besoffen aufgehen, oder ich schminke ihr die Wangen mit siebzehn Ohrfeigen! Potz Fetzen und Löcher! Ihr Faulthiere, spielt mir den Meinigen auf! Ich will meine schlankhüftige Sali drehen, bis sie mich für den Kronprinzen von Marokko hält! Aufgefidelt, Ihr Racker!" So schrie der Fetzen-Peter, schon etwas angestochen, die Schleife seiner Atlaskravate auf der linken Schulter tragend.

Die „Schnellsegler" von Lanner fuhren allen Tanzlustigen in die Beine. Die Musikanten ließen die Bogen über die Saiten hüpfen, als wollten die Götter selbst im Olymp walzen.

Manche Paare wirbelten um die Wette die Länge des Saales hinab; Walzer auf Walzer folgte, das Vergnügen erreichte seinen Culminationspunkt, indeß sich der alte Oswald schon lange fortgeschlichen hatte; er fühlte sich nicht wohl mitten in diesem tollen Bienenschwarme. Um sechs Uhr Morgens endlich räumten die Musikanten das Feld, und einer um den andern der Gesellschaft verlor sich, um Ruhe zu suchen. Der dicke Wirth leuchtete mit der Lampe seinen heimlichen Gästen durch den Kuhstall; der Groschen-Seppel war so seelen-

vergnügt, daß er ihm dafür einen Silberzwanziger extra als Trinkgeld in die Hand drückte, während er der Flick-Leni zurief: „Nur nobel, nur immer nobel, meine Theure.“

Der Fetzen-Peter stellte die Frage, ob wol die große braune Kuh, dort in der Ecke, wenn man sie mit Glacéhandschuhen melkte, so viel Salonbildung besäße, statt Milch, Champagner zu geben? Hierauf zog er sich zurück, um noch eine Flasche allein auszustechen.

Als der Wirth im Saale die Lichter löschte, machte er zwei Entdeckungen; die erste war die Schnapps-Nani, die im Orchester wie an der Seite ihres Geliebten in einem Winkel neben dem Contrabaß kauernd so süß schnarchte, als seufzte die Baßgeige selber in Wonneträumen. Die zweite Entdeckung war am andern Ende des Saales der unter dem Tische liegende Fetzen-Peter, der wie ein gefallener Held die Beine von sich streckte — der Champagner hatte den Edlen besiegt.

„Schlaft Euere Räusche aus!“ sagte lachend der Dicke, „jeder Rausch ist ein Capital, das mir gute Interessen abwirft; meine Flaschen haben mehr Anziehungskraft als des Bettlerkönigs Lehren!“ Mit dieser Bemerkung löschte er die herabgebrannten Kerzen. —

Dies war das letzte Fest, welches der Stifter der Gesellschaft erlebte. Bald darauf wurde der alte Oswald vom Schlage gerührt; er merkte, daß sein Lebensende herannahe, doch hatte für ihn der Tod nichts Schreckliches. Er ließ den Juden Salomon zu sich

bitten; kein anderer Mensch auf Erden konnte je sich dessen rühmen.

Als Salomon in die ärmliche Kammer hereinschritt, that ihm das Herz weh, wie er den Greis in seinen grauen Lumpen auf Stroh liegen sah, doch es wäre nicht leicht gewesen, in diesem engen Raume eine Bettstelle unterzubringen.

„Nu, Salomon, jetzt wird's Ernst!" rief Oswald mit schwacher Stimme, aber heiterem Blicke.

„Verscheucht den düstern Gedanken, Freund! Ihr werdet wieder gesund werden," sagte Salomon tröstend.

„Nein, Freundchen! der Tod hat schon lange ein Auge auf meine graue Gestalt," scherzte der Alte noch in seiner letzten Stunde.

„Ihr ließt mich rufen, habt Ihr mir noch etwas Besonderes zu sagen?"

„Nehmt diese kleine Schrift, leset sie, versiegelt sie dann, und gebt sie den Vorstehern der städtischen Armen-Anstalt sammt meinem Testament, das schon jahrelang in Eueren Händen ruht."

„Soll pünktlich geschehen, Oswald," erwiderte fest der polnische Jude.

„Meine Minuten sind gezählt; empfangt meinen herzlichen Dank für alle Freundschaftsdienste, die Ihr bereitwillig mir erwiesen."

„Ich — ich muß Euch danken, Oswald, daß Ihr mich für würdig hieltet, mich in Euere edle Seele blicken zu lassen; es soll mein Stolz sein, daß mir

ganz allein der Bettlerkönig sein ganzes Vertrauen schenkte!“ rief Salomon gefühlvoll.

„Ihr seid ein Mensch; mehr kann Keiner sein. Magensäcke giebt es viele, Menschen wenige — und ist dies meine letzte Rede, mein altes liebes Sprüchwort — wäre das meine beste Grabschrift!“ Nach einer Pause, worin er einige Male schnell athmete, fuhr er in seinem eigenthümlich humoristischen Tone fort: „Habe viele Lebenskerzen auslöschen sehen — muß eine eigene Geschichte sein, das Sterben, — bin neugierig darauf — nun diesmal werde ich ja ganz dabei sein! ’s wird wol ohne Lichtscheere gehen!“

Er sprach dies schon so schwach, daß Salomon sich mit der folgenden Frage beeilte, während er die dürre Knochenhand des Alten freundlich drückte: „Oswald, habt Ihr vielleicht noch einen Wunsch auf dem Herzen? Habt Ihr mir nichts mehr zu sagen?“

Da hob der Greis noch einmal den Blick empor, und flüsterte: „Salomon, sorgt für das kleine Gustchen — sie ist ein gutes Kind, ein sehr gutes Kind!“

„Schließt ruhig Euere Augen, Oswald, mein Wort, ich werde für sie wie ein Vater sorgen. Ihr habt den Armen so viel Gutes gethan, daß ich mich schämen müßte, wenn ich Euerem edlen Beispiele nicht folgen wollte.“

Mit einem schwachen Händedruck dankte der Sterbende, und mit den Worten: „Leb wohl, mein Leben!“ hauchte er seine Seele aus. Salomon blickte gerührt

auf Oswald's Züge, worin sich auch nicht der geringste Todeskampf zeigte. Der Alte lag malerisch da, als ob er nur schlummerte. Nach einer Weile rief der Jude: „So stirbt ein guter Mensch!"

Hierauf entfaltete er die Schrift und las:

Ich stamme von armen Aeltern ab, die ich bald verlor. Niemand wollte sich des verwaisten Kindes annehmen; meine Mutter soll die vortrefflichste Frau gewesen sein. Ich hatte schon als Knabe den heftigsten Abscheu vor jeder Lüge; ich sagte, wie einst mein Vater, Allen die Wahrheit derb in's Gesicht — aber die Wahrheit schmeckt bitter, deshalb ist ihr Jedermann Feind. Was ich auch immer unternahm, scheiterte an dieser Klippe: meine Offenherzigkeit war der Todtengräber meiner Hoffnungen. Weil ich nicht mit den Wölfen in Schaffelle verkleidet umherschleichen wollte, kam ich herab bis an den Bettelstab. Ich merkte, daß sich der Betrug und die Täuschung bis in das innerste Mark der Civilisation eingefressen hatte — das ist der Krebs, an dem die Jungfrau Europa leidet.

Ich zählte einige dreißig Jahre, als ich vernahm, daß der Vorstand der hiesigen Armenstalt zur Vergrößerung und bessern Einrichtung derselben durch eine allgemeine Sammlung 20,000 Gulden zusammenbringen wollte, da die Zahl der Armen täglich stieg. Aber die Reichen wollten sich nicht auf dem Bogen unterzeichnen, sie sagten, man werde doch immer bei jeder Straßenecke angebettelt, Concerte und Bälle werden zum Besten

der Armen gegeben, Bittschriften in allen Palästen eingereicht, und jetzt verlange man noch 20,000 Gulden, weil dem Vorstand des Armenhauses die Grille durch's Hirn gefahren sei, Vergrößerungen vornehmen zu wollen. Nichts da! es geschieht so genug für die Armen! An manchem solchen oder ähnlichem Ausrufe zerschellte die Unternehmung.

Da rief ich empört: „Nun gut! ich will ein Heuchler sein von nun an, Ihr Reichen! will Euch hinterlistig dazu zwingen, 20,000 Gulden der Armenanstalt beizusteuern, — will es, Ihr hartherzigen Magensäcke, oder will nicht mehr der graue Oswald heißen!" Und von Stunde an ging ich betteln, was ich früher nie, selbst in der äußersten Noth nicht, gethan. Bald hinkte ich, um Mitleid zu erregen, bald trug ich den Arm in der Schlinge, bald stellte ich mich taubstumm, einmal bepinselte ich das nackte Bein mit rother Farbe, als wäre es vom Brand ergriffen, ein ander Mal schleppte ich mühselig meinen Körper auf Krücken fort — kurz, es ist kaum eine Bettlerlist denkbar, zu der ich in meinem Leben nicht mit Glück meine Zuflucht genommen hätte — aber ich gestehe es hier offenherzig: von den Weibern kann im Punkte der Verstellung selbst ein alter Fuchs noch etwas lernen! Ihre Erfindungsgabe ist in dieser Beziehung bewunderungswürdig; wir Männer sind blos Stümper dagegen.

Anfangs war mir dieses Leben fast unausstehlich, jedoch der Mensch gewöhnt sich endlich an Alles; ich

sparte und sparte, sah das Zurückgelegte mit Vergnügen wachsen, spielte die Rolle des Geizhalses und kam zu der Ueberzeugung, man sei desto gesünder und glücklicher, je weniger Bedürfnisse man bei abgehärtetem Körper habe.

Nachdem ich zehn Jahre hindurch wie eine Ameise gesammelt, war mein erbetteltes Vermögen auf 4000 Gulden Silber angewachsen; da lernte ich zufällig den Juden Salomon kennen, einen von Seite des Herzens vortrefflichen Mann, von dem ich so manche schöne That zu erzählen wüßte. Während ich aller Welt den Bettler meisterhaft vorstellte, nahm ich eines Abends vor ihm plötzlich die Maske ab, zeigte ihm die 4000 Gulden, theilte ihm offenherzig den Plan meines Lebens, meiner Vaterstadt nach bester Kraft zu nützen, mit, und bat ihn unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Summe in Staatspapieren anzulegen, also, daß sich das Capital durch die dazugeschlagenen Interessen von selbst vergrößere. Dieses Zutrauen freute Salomon sehr; von diesem Tage an wurden wir Freunde; wie wohl that es mir, ein lebendes Wesen gefunden zu haben, dem ich nichts vorheucheln mußte! O heilige Wahrheit, wie bist Du schön!

Auf diese Weise trieb ich mein Geschäft weiter, und in meinem achtzigsten Jahre am Georgentage war die Summe von 20,000 Gulden voll. Was ich von nun an erübrigen konnte, verschenkte ich an einzelne wahrhaft arme Leute, deren Hütten ich oft besuchte,

ich vermied aber stets den Schein von Wohlhabenheit, und bat deshalb den guten Salomon, jenen Armen das Geld einzuhändigen. Ich fühlte mich im Innersten meines Herzens dazu verpflichtet, weil ich einsah, daß wir Bettler von Profession die wirklich Nothleidenden beeinträchtigen — ein Gedanke, der mich oft beschäftigte. Um das Loos dieser Unglücklichen zu verbessern, gründete ich einen geheimen Bettlerclubb; es geschah in den ersten Jahren in dieser Hinsicht viel Gutes, aber nach und nach erkaltete der Eifer, und endlich riß die Genußsucht dermaßen ein, daß mir der Ehrentitel „Bettlerkönig" keine Freude mehr gewährte.

Merkwürdig genug, ich machte die Erfahrung, daß gerade Diejenigen, die immer vom Almosenspenden predigen, sich am wenigsten dabei betheiligen; es wird der Welt vermuthlich unglaublich klingen, wenn ich ihr erzähle: Ich war über ein halbes Jahrhundert Bettler, und nur ein einziger Pfaffe schenkte mir einen durchlöcherten Kupfergroschen, gewiß Tausende, die ich um eine Gabe ansprach, gingen an mir hartherzig vorüber.

O Welt! Du bist eine schlecht eingerichtete Armenanstalt, und die ärmsten darin sind die Reichen, weil sie nicht wissen, daß Wohlthun beseligt! Schämt Euch, Ihr Reichen, vor einem alten Bettelmanne!

Geschrieben im dreiundachtzigsten Lebensjahre.

Der graue Oswald.

Salomon faltete die Schrift, warf noch einen wehmüthigen Blick auf die entseelte Hülle des edlen Verblichenen, und sagte dann ernst, eine Thräne zerdrückend: „Leb wohl, mein guter Alter! Dich werde ich nie — nie vergessen! Dein Bettlerstab soll mir das schönste, das kostbarste Andenken sein.“ Und den Stab ergreifend ging er fort.

Am nächsten Morgen überreichte der polnische Jude den Vorstehern der Armenanstalt 20,000 Gulden, Oswald's Testament, das mit wenig Worten die Schenkung dieser Summe und den Wunsch der besten Verwendung aussprach, und die versiegelte Schrift.

Diese Herren wollten Anfangs kaum ihren Augen trauen, so überrascht standen sie vor Salomon, in dessen Mienen ein stolzes Lächeln spielte, worauf er sagte: „Ja, meine Herren, es giebt noch Menschen in der Welt! Unter Fetzen und Lumpen schlagen auch Herzen!“

Der Direktor erwiderte:

„Wir können dem seltsamen Manne unsere Erkenntlichkeit nur noch durch ein feierliches Begräbniß bezeigen. Wir Alle wollen dem Leichenzuge folgen, und laden Euch dazu höflichst ein.“

Bereits am Abende sprach die ganze Residenz vom grauen Oswald und seinem Testamente. Es machte das größte Aufsehen.

Tags darauf zogen vier Rappen einen schönen Trauerwagen durch die Straßen der Vorstadt. Eine unübersehbare Menschenmenge folgte im Zuge; unmittelbar

hinter dem schwarzen Wagen ging Salomon, das kleine schluchzende Gustchen an der Hand führend; auch fehlte nicht eine Schaar von Bettlern, die ihrem Könige die letzte Ehre erwiesen.

Salomon ließ über dem Hügel einen schönen großen Grabstein aus Granit setzen, darauf stand mit goldenen Buchstaben:

„Magensäcke giebt es viele — Menschen wenige.
Hier unter diesem grauen Steine ruht —
ein **Mensch!**"

IV.

Die Blume der Freundschaft.

Erzählung.

Der Vorhang flog zum dritten Male hinauf. Don Carlos wurde mit ungewöhnlicher Besetzung gegeben; die Rollen des Posa und Carlos waren von Gästen besetzt. Man drängte und drückte sich an der Theatercasse, um dieses selten über die Bretter laufende Stück von so ausgezeichneten Künstlern dargestellt zu sehen. Das Haus war überfüllt; kein Apfel hätte fallen können.

Es gewährte einen hübschen Anblick, die Logenreihen zu mustern; die Elite der Gesellschaft hatte sich versammelt; die Damenwelt wetteiferte, es sich an Eleganz und gewählter Toilette zuvor zu thun. Doch keine dieser der Mode huldigenden jungen Frauen war die Königin des Abends. Ein Mädchen von auffallender Schönheit, das Niemand kannte, saß ganz einfach

gekleidet, hart an dem Mittelpfeiler der dritten Galerie. Man bemerkte besonders in den Zwischenacten, daß sich alle Lorgnetten jener Höhe zuwendeten, wo dieser neue Stern so wunderschön und lieblich glänzte.

Es gab im Parterre eine Menge solch' galanter Astronomen, die auf Entdeckung von Sternen erster Größe ausgingen, oder sie beschäftigten ihre Objectiv- und Oculargläser mit den schon entdeckten, wobei ihnen natürlich auch viele Sterne dritten und vierten Ranges durch's Rohr liefen. Doch unwillkürlich kehrte Jeder bald wieder zur strahlenden Hauptsonne zurück, und so manches jugendliche, leicht entzündliche Herz schlug feurig bei dieser Augenweide. Es wehte wirklich ein Zauber über den Zügen des herrlichen Mädchens, dessen schlichtes, natürliches Wesen die erste Jugendfrische, blumenartig schimmernd, fast noch kindlich unschuldig zur Schau stellte.

Der dritte Act rückte nach und nach bis zur großen Scene vor, in welcher der Marquis den König von Spanien in seine edle Seele blicken läßt. Es wurde meisterhaft gespielt; eine stürmische Beifallssalve folgte, als Posa mit hinreißender Beredtsamkeit die bekannte Stelle:

„Sire!
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist,
Und über alle Lästerung. — Es heißt
Weibliche Tugend —“

deklamirte, und damit alle Damenherzen eroberte. Das Bravorufen schien kein Ende zu nehmen. Nur allmälig dämpfte sich das Feuer, das die künstlerische Begeisterung eines einzigen Menschen blitzschlagartig in einigen Tausenden gezündet hatte. Aeltere Zuschauer ermahnten die Jugend zur Ruhe, die nur langsam wiederkehrte, da es immer noch Enthusiasten gab, die es versuchten, die Gluth auf's Neue anzufachen. Endlich trat vollkommene Stille ein, und Philipp II. wollte eben dem Marquis antworten, als man einen schwachen, kurzgestoßenen Schrei vernahm, der alle Augen nach dem Orte, woher er kam, in Bewegung setzte. Dasselbe Mädchen, welche durch ihre junonischen Gesichtszüge so großes Aufsehen erregte, glich, nun leichenblaß, einer Marmorstatue. Ihr Haupt sank an den Pfeiler, der Arm glitt der Bewußtlosen über die Lehne und ihrer schönen Hand entfiel ein schweres, elfenbeinernes Doppelperspectiv, das auf den Kopf des gerade unter ihr im Parterre Sitzenden mit solcher Gewalt niederschlug, daß er wie todt zu Boden stürzte. Ein Strom von Blut überschoß sein Antlitz.

Der Schrei, der Fall, der allgemeine Schreck drängte sich in einen Augenblick zusammen. Der Eindruck, den dieses grauenvolle Bild machte, war um so größer, da er alle Herzen, die noch vor einer Minute kunstdurchdrungen waren, kalt überschauerte. Die Wirkung war so mächtig, daß viele Damen — selten hat ein Weib die Kraft, unvorbereitet Blut zu sehen — schnell die

Logen verließen. Die Schauspieler, nachdem sie eine Weile stumme Zeugen dieses für sie höchst unangenehmen Vorfalles abgegeben, machten einen Versuch, den Act zu Ende zu bringen; jedoch das dumpfe Gemurmel der erschreckten Menge, das laute Rufen Derjenigen um den Theaterarzt, die in der Nähe des jungen verwundeten Mannes saßen, und oben die Unruhe, die das Hinaustragen des ohnmächtigen Mädchens verursachte, alle diese Störungen zusammen bewogen die Direction, den Vorhang niederrauschen zu lassen.

Die Neugierde will bei solchen Gelegenheiten nach dem ersten Schreck auch befriedigt sein. Man fing an auf die Bänke zu steigen, laut den Nachbar zu fragen; so ging die Kunde bald wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund, der junge Mensch, welchem das Unglück traf, sei der ausgezeichnete fremde Violoncellist, der sich durch sein seelenvolles Spiel in einigen Concerten die Gunst des Publikums in hohem Grade erworben hatte, woraus sich nun leicht die ungewöhnliche Theilnahme erklärte, die diesem beklagenswerthen Ereignisse folgte.

Es soll uns genügen, ihn Oscar zu nennen. Seine nächste Umgebung that ihr Möglichstes, ihn bald aus dem Parterre fortzuschaffen, was nicht leicht zu bewerkstelligen war. Ein großer Theil des Publikums verließ das Schauspielhaus und blieb murmelnd, neugierig an der Casse und um die vorfahrenden Kutschen stehen. Der junge Graf Barnheim hob ganz bestürzt den verwundeten Künstler, der bis jetzt noch kein Lebenszeichen

von sich gegeben hatte, in seinen Wagen, band ihm selbst sein seidenes Taschentuch schnell um den Kopf, um das allzu heftige Hervorschießen des Blutes zu hemmen, und fuhr dann mit ihm und einigen andern hochgestellten Personen in Oscar's Wohnung. Ein zweiter Wagen rollte vor, der die Blicke der Menge nicht minder auf sich zog; denn er nahm die schöne Unbekannte in sich auf, die in diesem Momente das erste Mal wieder die Augen aufschlug. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, als sie sich von zwei fremden Männern auf den Schlag gehoben fühlte; eine ältliche Dame, die über das eben Erlebte in solcher Bestürzung war, daß sie keine Worte des Dankes für diese gefälligen Herren fand, folgte ihr; der Kutscher ließ die Peitsche knallen. Unterdessen strömte noch immer das Publikum durch alle Ausgänge des Theaters in's Freie. Niemand war mehr in der Stimmung, auch nur eine Scene anzusehen; in fünf Minuten stand das Haus leer. Der Abend, der so schön begonnen hatte, endete unerwarteter Weise so tragisch; ein Recensent meinte, diesmal hätte, statt Schiller, das Schicksal die Lösung des Drama's übernommen.

Tag's darauf wußte es die ganze Stadt, was sich gestern im großen Theater zugetragen, wovon Viele unangenehm berührt wurden; denn eben für heute war Oscar's viertes Concert angekündigt. Man sprach nur von ihm und seiner schönen „Mörderin" in allen Zirkeln. Gerüchte sind noch unbarmherziger als der Tod

selbst, den man doch nur einmal zu sterben hat, während man von jenen klatschsüchtigen Kaffeeschwestern dreiviermal in den Sarg gelegt und wieder herausgenommen wird. So erging es auch dem armen Oscar, welchem man den ganzen Tag über bald leben, bald sterben ließ, als ob nur Menschen die große Frage „Sein oder Nichtsein" zu entscheiden hätten.

Man wußte sich auch nicht wenig von dem holden Kinde zu erzählen. Eine ausgezeichnete Schönheit kann nirgends lange unbekannt verweilen, am allerwenigsten in einer Residenz, wo es von jungen Männern wimmelt, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, die Theorie der Mädchenblicke auf der Straße praktisch zu studiren. Es war also ganz natürlich, daß sich so Mancher dieser Pflastertreter und Kaffeehaushelden große Mühe gab, die näheren Verhältnisse der wunderschönen Irene zu erfahren — so hieß nämlich das Mädchen, welches theils ihrer eigenen Persönlichkeit, theils des sonderbaren Zufalls wegen, der gerade ihre Hand zu diesem Unglücke erwählte, ein Gegenstand der Bewunderung und des öffentlichen Gesprächs wurde. Daher blieb es nicht lange verschwiegen, daß Irene die einzige Tochter eines reichen Kölner Bürgers sei, der vor ungefähr zehn Jahren aus Griechenland nach Deutschland ausgewandert; ferner daß ihre Tante, eine Schwester von Irenens verblichener Mutter, eine Frau sei, die ein zurückgezogenes Leben führe, Niemand bei sich sehe. Wir lassen die ganze Stadt von Oscarn und Irenen weiter-

plaudern und eilen zurück in die Wohnung des Ersteren.

Er wurde besinnungslos aus dem Wagen zu Bette gebracht. Der schnell herbeigerufene Wundarzt fand seinen Zustand so bedenklich, daß er den herumstehenden Cavalieren und Oscar's Freunden auf ihr wiederholtes Fragen zur Antwort gab: „Meine Herren, ich kann Ihnen augenblicklich nichts Gewisses sagen, aber es steht schlimm mit diesem Menschen; schwerlich wird da noch Rettung möglich sein." Er zog mit Hülfe seiner chirurgischen Instrumente einige Glassplitter aus dem Blute, und nachdem er die tiefe Wunde noch mehre Male genau durchsondirt hatte, verordnete er das für den ersten Moment Nothwendigste, und verlangte, daß man ein Paar seiner Collegen hole, um ein Concilium zu halten.

Oscar kam endlich zu sich und klagte mit schwacher Stimme über fürchterliche Schmerzen. Er schien zu wissen, daß sein Leben wie an einem Faden hänge. Nach einer Weile fragte er den Gehülfen des Arztes, der ihm eben den Umschlag zurecht machte, ob Graf Barnheim zugegen sei. Der Gefragte entgegnete ihm, daß er den Herrn Grafen zwar nicht kenne, aber sich sogleich im Nebenzimmer erkundigen wolle.

Nach einigen Minuten kam Barnheim. Oscar sammelte seine Kräfte, um sich im Bette aufzurichten, woran ihn natürlich seine Schwäche hinderte, sah seinen Freund

festen Blickes an und sagte, nachdem sich ein schwerer Seufzer seiner Brust entwunden hatte:

„Barnheim, wenn ich sterbe, gehört mein Violoncell dem jungen Stanburg in München und Du kannst Dir von mir als Andenken behalten, was Du willst; leb' wohl, Ernst!"

Als er dies mit bebender Stimme gesprochen, warf er einen unaussprechlich wehmüthigen Blick auf sein altitalienisches Instrument, das auf einem runden Tische, umringt von Noten, lag. Er kämpfte mit aller Kraft gegen die herannahende Ohnmacht; sein Auge schien zu brechen, die Lippen zuckten krampfhaft, und dieses Zucken wurde immer stärker. Der Graf meinte, daß der Künstler in den letzten Zügen liege, jedoch noch sprechen wolle; er spannte daher seine Aufmerksamkeit auf das Höchste, um ja gewiß den letzten Wunsch des Sterbenden zu vernehmen. Aber es kamen keine Worte — ganz leise, geisterhaft bebten Töne über Oscar's Lippen, wie überirdische Musik. Er sang Anfangs nur hauchend, wie ein Kind denselben Rhytmus wiederholend. Barnheim erkannte endlich die Melodie. Es war das D-moll Adagio aus Oscar's letzter Composition. Seine Züge verklärten sich — Begeisterung lagerte sich wie eine Traumwolke über sein edles Künstlerantlitz. Der Graf, der, ohne es zu wissen, gerührt Oscar's Hand ergriffen hatte und stumm hingebeugt über den Leidenden das erste Mal in seinem Leben erfuhr, was Seelenschmerz ist, sah in diesem Antlitz zwei Welten

in einander fließen; Oscar's geistiger Abschiedskuß an die Kunst schwebte dem Freunde wie etwas Aetherisches aus seinem dunklen Augensterne entgegen. Barnheim fühlte seine Hand schwach gedrückt; der Graf hätte in diesem seltsamen Momente gern eine seiner Millionen hingegeben, wenn damit des Künstlers, des Freundes Leben zu retten gewesen wäre. Er hauchte einen sanften Kuß auf die nun tonlose Lippe und rief bewegt:

„Oscar! mein Oscar! Du darfst nicht sterben!"

Der Verwundete sank nach dieser Aufregung in eine lang anhaltende Ohnmacht. Todtenstille wurde es. Das Licht, welches am zu großen Dochte hinaufflackerte, schien das einzige Lebende im Zimmer zu sein; doch in der Brust des jungen Barnheim zitterte ein schönes Herz, gleich der Flamme. Kein Laut war über eine Viertelstunde zu vernehmen, bis die Thüre in der Angel knarrte. Die berühmtesten Doctoren und Wundärzte, um die der Graf sogleich seinen Bedienten geschickt, hatten sich nach und nach im Vorzimmer versammelt. Sie traten nun ein; da es just wieder an der Zeit war, den Umschlag zu wechseln, so machten sie sich ohne zu säumen daran, den schweren Patienten zu besichtigen, worauf sie Alles, was bisher verordnet, guthießen. Sie kamen in ihrem Urtheile darin überein, daß die Gehirnhaut zwar nicht verletzt, aber das Uebel dennoch von einer Art sei, daß der Tod darauf erfolgen könne, was sich jedoch mit Gewißheit erst in einem oder zwei Tagen bestimmen lassen werde. Besonders

befürchteten Einige, daß die Wunde vielleicht noch ganz kleine Glassplitterchen enthielte, was natürlich eine Verschlimmerung des ohnedies bedenklichen Zustandes zur Folge hätte. Diese Erklärungen betrübten sehr die Anwesenden, am meisten jedoch Barnheim, der die Aerzte dringend ersuchte, sich wieder ganz gewiß früh Morgens hier einzufinden. Er kam die Nacht hindurch nicht von Oscar's Bette; erst in der Morgendämmerung gönnte er dem müden Köper eine kurze Ruhe. —

Während dies Alles in der Wohnung des Künstlers vorfiel, brachte man anderswo auch eine schlaflose Nacht zu. Irene hatte sich im Wagen von dem Schwindel, der sich ihrer plötzlich bemächtigt, erholt, und ihre ersten Worte zur Tante waren: „Ich vergaß mein Perspektiv im Theater."

Die Tante, sonst sehr gesprächig mit ihrer lieben Nichte, gab hierauf keine Antwort. Sie fühlte sich zu heftig angegriffen von dem traurigen Ereigniß; denn die gute Frau wußte auch schon, wer der Unglückliche sei, da sie in der Vorhalle des Theaters mit Jenen, die Oscar trugen, zusammengekommen war. Die Tante ging ohne ein Wort zu verlieren in die Küche, um für Irenen Thee kochen zu lassen; diese, doch noch unwohl, hatte lebhaftes Verlangen nach Ruhe. Irene merkte, daß die Tante absichtlich ihre Gegenwart meide. Eine dunkle Ahnung lag wie ein Nebelstreifen vor ihrer Seele, es müsse Etwas geschehen sein, was man ihr verheimliche.

Nur um der beklommenen Brust Luft zu machen, erzählte die Tante den Mägden in der Küche die Unglücksgeschichte; sie vergaß jedoch, den geschwätzigen Dienstleuten zu verbieten, auch nur ein Wort hierüber mit Irenen zu wechseln. Nachdenkend zog sie sich in ihr Schlafgemach zurück, nachdem sie vernommen, daß sich die Nichte nach dem Genusse des Thee's wieder ganz wohl befinde.

Irene konnte sich das ungewöhnliche Betragen der Tante nicht erklären, aber noch weniger verstand sie die Worte der Bedauerung ihres Dienstmädchens. Marie, eine treuherzige Evenstochter vom Lande, platzte auf Irenens Frage mit der Wahrheit heraus.

Irene entfärbte sich, wollte kaum ihren Ohren trauen; doch das Nichtvorhandensein ihres Perspektivs, die Aengstlichkeit, die sie an der Tante bemerkte und ihre eigene Unruhe machten es ihr bald klar, daß Marie keine Lüge ersonnen habe. Sie sprach kein Wort mehr, kehrte bebend das Gesicht gegen die Wand und blieb wie versteinert liegen, bis Marie, zaudernd und verlegen gute Nacht wünschend, das Zimmer verließ. Nun fing sie zu weinen an wie ein Kind. So bittere Thränen waren ihren glänzend braunen Augen noch nie entströmt. Ihr unschuldvolles Herz, das reiner war, als sie schön, fühlte sich wie vom Alp gedrückt; ihre lebhafte Phantasie ließ ihr fortwährend einen in Blut schwimmenden Menschen sehen. Ihre Herzensangst hemmte fast das Athmen — kein Schlaf wollte ihr

thränenreiches Auge beschleichen. Sie löschte das Licht, um nur nicht die eigene verhängnißvolle Hand zu sehen, die Alles verschuldet. Die gräuligen Schauer eines verübten Mordes belasteten ihr jungfräuliches Gemüth. Es litt sie nach einigen qualvollen Stunden nicht länger im Bette; sie stand auf, kniete nieder und betete inbrünstig. Mit gefalteten Händen flehte sie zur Gottheit um Oscar's Leben, dessen Namen sie von Marien wußte.

Der Mond spielte durch die Gardinen mit ihren langen schwarzen Haaren, die sich in üppigem Wellengelocke rund an den schwanenweißen Nacken schmiegten; ihr feuriger Blick war gen Himmel gerichtet und ihr leichtes Nachtgewand ließ zwei weiße, bloße Arme sehen, von denen man auf ihren regelmäßigen, vollendet schönen Körperbau schließen konnte. Irenens Busen wogte lebhaft auf und nieder; sie kannte den Jüngling nicht, für den sie betete, jedoch sie hätte selbst für einen verwundeten Bruder nicht heißer fühlen können. Ihre zarten, feingeschnittenen Lippen schlossen sich wie ein Blumenkelch, als sie ihre Andacht beendigte.

Sie suchte nun beruhigter ihr Lager auf, und wie die Unschuld selbst noch einschlafen könnte, wenn Tod und Teufel zur Seite ständen, so entschlummerte auch das holde Griechenkind. Wirre, phantastische Traumbilder umgaukelten sie, bis die Morgendämmerung am Horizont ihre Vorposten aufstellte und die Sonne, mit

Strahlen blänkelnd, die dunkle feindselige Nacht verscheuchte.

Irene schlug die Augen auf; es war ihr im ersten Moment fast so, als hätte sie nur ein böser Traum gequält. Mit Ungeduld erwartete sie nun die Tante; endlich kam sie. Aengstlich auf sie zugehend, bat Irene verwirrt, sie möchte doch gleich zu Oscarn schicken und fragen lassen, wie er sich befinde. Eine dunkle Röthe überflog ihr Antlitz, als Beweis des innigen Antheils, den sie dem Künstler schenke. Mit pochendem Herzen erfuhr sie, daß er die Nacht hindurch sehr unruhig war, sich noch immer über heftige Schmerzen beklage; ferner, es hätte sich heute Morgens eine solche Alteration eingestellt, daß die Aerzte behaupteten, es werde sich gewiß noch im Verlaufe des Tages zeigen, ob sich sein Zustand zur Besserung wenden wolle oder nicht. Irene fing darüber zu weinen an; die Tante hatte große Mühe, sie zu trösten. Sie stellte ihr vor, daß sie eigentlich gar keine Schuld trage, weil man Niemandem etwas vorwerfen könne, was er in völliger Bewußtlosigkeit gethan, sprach von den Launen des Zufalls und schloß die lange Rede mit der Frauen-Sentenz: man müsse sich in den Willen Gottes fügen.

Dies beruhigte für den Augenblick ihr junges Gemüth. Irene ging an eine Arbeit, um auf andere Gedanken zu kommen; doch bald verließ sie den Stickrahmen, setzte sich an's Clavier, griff einige Accorde und zwang sich, ein griechisches Lied zu singen, das sie

vom Vater gelernt hatte; übte dann die Cis-moll Sonate von Beethoven, die sie von allen Claviercompositionen am meisten liebte. Sie glaubte, den Abend nicht mehr zu erleben, so zögernden Schrittes ging die Zeit. Einige Male schlich sie sich in das Vorgemach zu dem alten Bedienten der Tante, und versuchte es, doch immer vergeblich, ihn zu bewegen, sogleich um Oscar's Befinden Nachfrage zu halten; doch Johann, ein grundehrlicher, aber etwas pedantischer Mensch, trumpfte sie stets mit der Bemerkung ab, er sei gewohnt, die Befehle seiner gnädigen Frau pünktlich zu vollziehen. Irene sah ein, daß von dem ordnungsliebenden Alten nichts zu hoffen sei. Er plauderte noch allein weiter und gestikulirte wie ein aufgezogener Automat, als sie, im Stillen seine Ungefälligkeit verwünschend, zurück in ihr Zimmer eilte.

Um sechs Uhr ließ die Tante Irenen zu sich rufen. Sie erzwangen ein Gespräch über gleichgültige Dinge. Die Tante lenkte dadurch, daß sie ihr mittheilte, wenn sie wolle, könne sie das gebrochene Perspektiv aus der Theaterkanzlei abholen lassen, wieder auf das Ereigniß hin, das Irenens Geist nur zu sehr beschäftigte. Das traurige Mädchen sprach den Wunsch aus, es nie wieder zu sehen.

„Ich begreife wirklich nicht, wie es kam, daß ich Dich die längste Zeit nicht ansah; deshalb erschrak ich auch so sehr, als Du todtenblaß neben mir umsankst,“ sagte die Tante.

„Sie waren, wie ich und überhaupt das ganze Publikum, zu entzückt von Posa's trefflichem Spiele; aber plötzlich — die große Hitze und der rasende Lärm war daran schuld — fingen mir alle Gegenstände an, undeutlich zu werden; die Sprache fehlte mir, Alles schwamm vor meinen Augen, das ganze Theater wirbelte im Kreise um mich her — mich überkam es, als fiele ich in's Parterre, die Sinne vergingen mir."

„Ich wußte nicht, daß Du dem Schwindel unterworfen sei'st. Daß ich doch auf meinem Entschlusse beharren mußte, als mir Johann sagte, die Logen wären bereits vergriffen!"

„Ich versichere Sie, liebe Tante, ich war in meinem Leben früher nie schwindelig — ich lernte erst gestern dieses unangenehme Gefühl kennen; doch ist es noch lange nicht so beängstigend, als die ewige Unruhe, in der ich jetzt schwebe."

In dem Moment kam Johann mit der Post zurück, die Aerzte seien mit Oscarn zufrieden, wie man schon in solchen Fällen zufrieden sein könne; sie hofften, er werde, wenn auch erst nach einigen Monaten, doch sicher ganz hergestellt werden; die Schmerzen und das Fieber hätten etwas nachgelassen.

Irene athmete auf. Wie Centnersteine fiel es von ihrem Herzen. Als sie mit der Tante wieder allein war, begann sie:

„Wenn er jetzt mit der Todesnachricht gekommen wäre, ich hätte es nicht überlebt. Den ganzen Tag

über sah ich ihn leichenblaß vor mir liegen, ich fühlte seine eiskalte Hand — o, es wäre entsetzlich gewesen; Tante! Tante, ich —"

„Quäle Dich nicht länger," fiel ihr Jene in's Wort; „laß uns nicht mehr davon sprechen; das Traurigsein taugt nicht für junge Mädchen. Du hast Dir heute die Augen roth geweint; komm, wir wollen trachten, uns zu erheitern!" Dabei umhalste sie ihre liebe Nichte und drückte einen Kuß auf ihre blühende Wange. Die Tante schlug vor, ein Spiel zu machen.

Irene wußte, daß die alte Frau manchmal am Abend Patiencen aufschlage und stets ihr Vergnügen habe, wenn ihr eine recht schwere gelinge, worauf sie gewöhnlich behauptete, daß ganz gewiß Dasjenige, was sie sich dabei dachte, in Erfüllung gehen werde. Sie suchte daher, um allen anderen Kartenspielen zu entwischen, wovon sie, wie alle sechzehnjährige Mädchen, eine entschiedene Feindin war, die Wahl auf solche Geduldspiele hinzulenken.

Der Vorschlag wurde angenommen. Die Tante zog die Glockenschnur, und nachdem Johann den Spieltisch zurecht gemacht hatte, setzte sie sich mit der Bemerkung: „Ich werde Dir eine ganz neue, sinnreiche Patience zeigen, aber schwerlich werde ich sie zu Ende bringen; denn sie ist von Allen, die ich kenne, die widerspenstigste. Irene, Du mußt Dir nun Etwas denken, am füglichsten Etwas, dessen Realisirung Dich freuen könnte; ich thue ein Gleiches; geht meine Patience

vielleicht doch glücklich aus, so wollen wir so lange fröhlich in die Zukunft blicken, bis sie uns gütig unsere Wünsche erfüllt."

„Wenn sie jedoch nicht in Erfüllung gehen? was dann?" meinte zweifelnd Irene.

„O, dann geht auch jetzt meine Patience nicht aus!" rief die Tante, aus der Zukunft auf die Gegenwart schließend — eine Schlußart, die viele Damen lieben, da sie weit öfter als Männer jener Zeiten gedenken, die noch im Schooße des Chronos schlummern.

Irene nahm ihren Seidenbeutel zur Hand, und während sie emsig häkelte, warf sie von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Kartenfeld, in welches die Tante den Tisch verwandelt hatte, hie und da ein Blatt aufnehmend oder zulegend, wie es eben das Spiel erforderte. Der Zufall wollte es, nach einer halben Stunde lag zur Freude der Aufschlägerin ein schönes großes Kreuz, aus sechzehn Königen gebildet, vor ihren Augen. „Was hast Du Dir gedacht, Irene?" forschte die Tante neugierig.

„Ob in drei Monaten Oscar's Wunde ganz geheilt sein werde," murmelte die schöne Nichte mehr als sie sprach, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Er wird bis dahin genesen, darauf geh' ich eine Wette ein," versetzte die Tante, das Königskreuz wohlgefällig betrachtend.

„Nun müssen Sie mir auch sagen, beste Tante,

was Ihnen die Zukunft für eine Freude bescheeren soll, damit wir sehen, ob auch ihre neue Patience Stich hält — ja, ja, wir wollen sehen!"

„Du warst der Gegenstand meines Wunsches," lautete fast schalkhaft die Antwort, „ich dachte nämlich, ob ich Dich hier, ehe Dich Dein Vater abholt, als Braut begrüßen könne, oder ob ich Dich erst in Köln mit dem Myrthenkranze geschmückt erblicken werde."

Irene konnte sich des Lächelns nicht erwehren, und entgegnete scherzweise, daß die Tante sich das gewiß nicht vor Anfang des Spiels habe in den Sinn kommen lassen, es nur jetzt sage, weil das Königskreuz glücklicherweise erschienen sei.

„O nein!" erwiderte Jene, „ich versichere Dich, mit solchen Dingen pflege ich nie zu spaßen. Glaubst Du nicht, Irene, wenn es dem Menschen auch nicht vergönnt ist, hell in seine Zukunft zu blicken, daß es doch eine für ihn dunkle Macht giebt, die ihm manchmal auf seine Frage orakelartig die richtige Antwort über fernliegende Dinge ertheilt?"

Das Alter liebt den Glauben und die Jugend glaubt an Liebe; die Hoffnung, glückselig zu werden, leuchtet Beiden aus den Augen heraus.

„Mein Glauben an dunkle Mächte ist nicht groß, doch will ich, als eine Tochter Griechenland's, nicht so weit gehen, das Fatum, das meine Urahnen so hoch verehrten, über die Achsel anzusehen," sagte Irene, diesmal ganz ernst.

„Brautkränze wachsen über Nacht!“ fiel die Tante ein, die Karten mischend, „mir schwant, Du hast an einem hochgeborenen Herrn eine Eroberung gemacht — ei, ei, Irene! — Es ist der Rechte um Dich noch nicht gekommen, doch ehe Du an den schönen Rhein zurückkehrst, wird er da sein!“

Sie plauderten noch ein Weilchen; die Tante neckte in munterer Weise Irenen mit ihrem unbekannten sechzehn Ahnen schweren Bräutigam, wogegen diese pflichtschuldigst wie alle Mädchen, so lange sie ihr Herz noch nicht verloren haben, protestirte. Die gute Frau war froh, daß es ihr endlich gelungen sei, ihre Nichte zu erheitern; jemehr diese Gegengründe hervorsuchte, desto schlagfertiger leitete die Tante den neuen Angriff, witzig anspielend auf das Erscheinen der 16 Könige. So verstrich der Abend mit Scherzen, bis Johann die rauchende Suppe ankündigte. Nach einem kurzen Mahle wiederholte die Tante noch einmal Irenen, sie werde gewiß im Traume ihren zukünftigen Herzallerliebsten, in einigen Millionen schwimmend, sehen, worauf ihr diese nach der Bemerkung, daß sie doch recht böse sein könne, eine gute Nacht wünschte. —

Drei Monate verflossen schnell; die Prophezeiung der Tante war wenigstens theilweise in Erfüllung gegangen. Oscar, der lange das Bett hüten mußte, er-

holte sich nach und nach, und war nun zur allgemeinen Freude so ganz und gar genesen, daß sich kaum eine Veränderung in seinen Zügen bemerken ließ, wenn nicht die große Narbe, die links über die Stirne lief — ohne ihn jedoch im Geringsten zu entstellen — und sein junger Bart, der um Kinn und Lippe hervorgeschossen, seinem offenen Wesen einen männlichen Ernst verliehen hätte. Mit dem Roth der Wangen war auch seine ganze Kraft wiedergekehrt, die er vorzüglich dazu benutzte, um das Versäumte nachzuholen. Er saß eben Violoncell spielend, eifrig eine schwere Passage in einem Concerte von Romberg studirend, als Varnheim eintrat. Nach einigen getauschten Alltagsfragen sagte der Graf:

„Ich bin eigentlich heute zu Dir gekommen, um Dir einen Plan Deiner Freunde mitzutheilen, dessen Ausführung nicht nur mir, sondern auch Deinen Verehrern großes Vergnügen machen würde.“

„Und womit könnte ich zu diesem Vergnügen das Meinige beitragen?“ fragte neugierig Oscar.

„Wenn Du nächsten Dienstag den Abend bei mir zubrächtest;“ wir wollen ein Musikfest veranstalten, um nach dem Wunsche Deiner Kunstbrüder Deine Genesung würdig zu feiern.“

„Zu viel Ehre für mich!“ rief der Virtuose, das Cello bei Seite stellend. „Es freut mich, Ernst; ich sehne mich sehr, wieder einmal gute Musik zu hören. Ich habe nun vierzehn Wochen wie ein Einsiedler gelebt; o, ich will sie schon durch einander treiben, die

Jünger der Euterpe! auch alle schöne Damen, die Du kennst, müssen mitwirken. Ein großer Chor muß jedenfalls zum Finale gemacht werden."

„Die Schönste wird doch nicht singen," versetzte Barnheim mit einem Anflug von Verstimmung.

„Ei, ei! mir scheint, Du bist verliebt — wer ist denn diese Schönste? Du hast oft gespottet, Dich könne kein Weib fesseln. Warum plötzlich so melancholisch? Sollt' es wirklich wahr sein, Ernst, was ich vor Kurzem vernahm? Und mir, Deinem besten Freunde, der Dich liebt — nicht Deines Reichthums wegen — mir konntest Du den wahren Grund Deines Mißmuthes verheimlichen? Barnheim, wenn ich Dich nicht genau durch diese Narbe kennen würde, das thäte mir wehe! Unsere gleiche Denkweise hat uns beim ersten Zusammentreffen auf dem Zufallspfade des Lebens so innig vereint, daß Du mir unendlich theuer wurdest. Ich wüßte nicht, was ich Dir zu Liebe nicht thun könnte! Gute Freunde haben unter sich keine Geheimnisse."

„Vergieb, Oscar! ich will Dir nie mehr etwas verschweigen."

„Du liebst das Mädchen, dem ich meine Narbe verdanke? Ich sah Irene damals nicht im Theater, da ich gerade unter ihr saß."

„Sei versichert, Oscar, Jeden, der sie erblickt, bezaubert sie auch."

„Ich bin nicht unempfänglich für Frauenschönheit, Ernst, jedoch nur eine schöne Seele und melodische

Töne bezwingen mich — das schönste Weib, das ich kenne, ist die Kunst!"

„Wenn Du Irenen je singen, sie Clavier spielen gehört hättest!" rief Barnheim entzückt, „stundenlang lausche ich unter ihrem Fenster; Irene ist jetzt selten in der Stadt."

„Wo bringt sie den Sommer zu?" fragte Oscar nicht gleichgültig.

„In Waldau bewohnt sie das letzte Haus in der großen Gasse; ihre Fenster gehen den Bergen zu. Im Garten der Tante habe ich mir ein Plätzchen erstohlen; Oscar, der Anblick der holden Griechin hat mich berauscht — ich kenne mich selbst nicht mehr!"

„Du bist ein Schwärmer geworden, Ernst."

„Laß mich schwärmen, Oscar, das ist das Einzige, was ich noch darf. Jeder Versuch, mich ihr zu nähern, ist mißglückt. Ihre Tante will durchaus keinen Besuch empfangen, außer alte Freunde des Hauses."

„Amor rächt sich an Dir, weil Du einst spitze Epigramme auf ihn machtest."

„Meine letzte Hoffnung, Irenen zu sprechen, ruht in Deinen Händen, Oscar."

„In meinen Händen?" wiederholte der Künstler mit fragendem Blicke.

„Ja, in Deinen; Du sollst sie einladen zum Feste."

„Glaubst Du nicht, Ernst, daß Deine Einladung viel mehr Gewicht hätte? vorausgesetzt, daß die Tante nichts von Deiner Liebe weiß."

„Mit nichten; ich bekomme von der ältlichen Dame jedenfalls einen Korb, weil sie keine Gesellschaften besucht; doch Dir, Freund, sind sie verpflichtet. Wenn Du in einem artigen Billet an die Tante den Wunsch aussprichst, daß Irene mitwirken möchte in dem Concerte, so kann die Tante die Einladung, ohne sehr unhöflich gegen Dich zu sein, nicht ablehnen. Oscar, giebst Du ihr es so recht anständig zu verstehen, daß die Gewährung dieser Bitte das poetische Schmerzensgeld für Deine Wunde sei, so willigt sie gewiß ein, und Du machst mich zum glücklichsten Menschen."

„Von Herzen gern! Den Postillon d'amour mußt Du selbst machen."

„Nein, Freundchen, Du mußt es sein! Möchtest Du vielleicht das Briefchen gleich schreiben? In einer Stunde hole ich Dich mit meinem Wagen ab; ein herrlicher Spaziergang in's Gebirge von Waldau soll Dein Lohn sein — und dann Oscar, sollst Du mein Paradies sehen!"

Der Künstler war es zufrieden; der Graf verließ ihn. Jener schrieb nun schnell die Einladung, doch als er das Billet durchlas, gefiel es ihm nicht; er zerriß es, und, die Stücke unter den Tisch schleudernd, sagte er, mit sich selbst sprechend: „So geht's nicht, ich war zu hastig; ich muß mir Ernsten zu Liebe mehr Mühe geben mit diesen, ein zartes Verhältniß anspinnenden Zeilen. Dabei erhob er sich, rannte einige Male mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und er=

griff sein Violoncell; der Bogen hüpfte, von seiner Meisterhand gelenkt, im arpeggio kühn über die Saiten, und unwillkürlich von einer Tonart in die verwandte übergehend, ließ er seinen Gedanken freien Lauf; so pflegte er stets zur Musik die Zuflucht zu ergreifen, wenn ihm Etwas nicht gleich nach Wunsch ging. Oscar hatte sich, während sein Bogen immer fort tändelte, den ganzen Brief ausgedacht — nun warf er ihn auf ein feines Blättchen hin. Er freute sich sehr nach Waldau hinaus. Er war, wenn er sich's auch nicht selbst gestehen wollte, doch neugierig, Irenen zu sehen, die, falls sie vielleicht Gräfin von Barnheim würde, doch auch seine Freundin sein müßte. Und warum soll er sie nicht heirathen? dachte Oscar; Ernst hat ja zwei ältere Brüder, die Beide schon Nachkommenschaft erfreut; übrigens ist der alte Graf ein viel zu aufgeklärter Mann, als daß er seinem Sohn einer mésalliance wegen zürnen könnte.

Diese und ähnliche Ideen beschäftigten ihn, als der Jäger anklopfend meldete, daß ihn der junge Graf im Wagen erwarte. Oscar nahm Hut und Stock und eilte hinab. Rasch ging es dem Stadtthore zu. Bald lag das erste Dorf vor ihnen; der Künstler wurde immer fröhlicher. Der Anblick der Natur, den er so lange entbehren mußte, übte nun sein Recht doppelt aus; nichts war in der weiten Schöpfung, was die heitere Stimmung unserer Freunde hätte trüben können. Sie sprachen viel von ihren Jugendjahren. Einer schloß

dem Andern sein ganzes Herz auf. Alles flog nun an ihnen unbemerkt vorüber. Oscar schlang den Arm vertraulich um die Schulter seines gemüthlichen Nachbars und lispelte, erfreut, endlich in der Welt eine gleichgestimmte Seele gefunden zu haben: „Ernst, wir wollen Freunde bleiben für's ganze Leben!"

„Ja, Oscar, für's ganze Leben!" erscholl die Antwort männlich fest aus Barnheim's Brust.

Die Abendluft wehte kühlend von den Bergen her, und die letzten Strahlen der Sonne, die herrlich die Kornfelder vergoldete, erinnerten sie an den unerschütterlichen Kreislauf der Weltkörper. Beide schwiegen bis der Wagen in Waldau anhielt. Barnheim befahl die Pferde im Wirthshause einzustellen; er ging mit Oscarn den nächsten Bergen zu. Sie verfolgten einen Fußsteig, der sie auf einen mit Tannen bewaldeten, ziemlich hohen Hügel führte, wo eine üppige Wiese sich nordwestlich ablagerte. Die Kühe, nachdem sie die Fremden gehörig beglotzt, kehrten, von einem muntern, rothwangigen Jungen getrieben, in den naheliegenden umzäunten Bauernhof zurück.

Oscar hätte die ganze Natur gern umarmt, so herzensvergnügt machte ihn nach seinem langen Krankenlager dieser erste Ausflug in's Gebirge. Die Abendschatten streiften gleich Riesen in's Thal hinab; ein Harzduft durchzog die Lüfte so erquickend süß — die Menschenbrust wollte ihn förmlich wie ein Getränk einschlürfen. Sie setzten sich auf abgestockte Baumstumpfe,

und überblickten lange das Bergpanorama. Links im Vordergrunde stand ein Steilfels von schöner Zeichnung; ein Wasserfall schäumte lebendig herab, rasch mit brausender Fluth in den nächsten Waldbach einmündend. Die Landschaft hatte Etwas, worin sich Lieblichkeit und Großartigkeit — diese seltenen Nachbarn — vereinigten. Ernst brach endlich das Schweigen:

„Oscar, die Kunst ist groß, aber gegen die Natur ist sie doch nur ein Kind!"

„Jawol, weil sie etwas subjectiv Menschliches ist, das gegen die Plastizität der Bergwelt das Kürzere ziehen muß," erwiderte der Künstler, „sieh doch den trotzigen Fels mit dem lieben Wasserfall!"

„Wir müssen uns einmal die Wunder des Niagara zusammen besehen," setzte der Graf hinzu; „vielleicht noch diesen Sommer; Oscar, wenn ich Irenen nicht bald als Braut mein nennen darf, so wandere ich in die weite Welt hinaus."

„Ich, an Deiner Stelle, würde das Mädchen rund heraus begehren von der Tante, wenn Du die Einwilligung Deines Vaters dazu hast."

„Die fehlt mir nicht."

Ueber diesen Gegenstand weitersprechend, erstiegen sie noch eine Anhöhe, die hinter den Scheunen des Bauernhauses den Uebergang zum Hochgebirge machte. Die Aussicht wurde immer reizender. Der Abend war ziemlich weit vorgerückt, als Oscar den träumerischen Ernst erinnerte, es sei wol Zeit, den Brief abzugeben.

Als sie denselben Pfad erreichten, der sie zur Kuhweide führte, blickte der Mond lieblich durch die Tannenwipfel, worin der Wind geschwätzig säuselte. Nie wirkt der Mond mehr auf ein empfängliches Gemüth als im Dunkel des Föhrenwaldes, weil er durch sein immerwährendes Verschwinden und Wiedererscheinen, durch sein helles Geflimmer im Schwarzgrün der Zweige dem Fluge der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnet, was unsere beiden, noch im Lenze des Lebens stehenden Wanderer schweigsam machte.

Der Dorfthurm ließ die neunte Stunde erschallen. Die Leitglocken des heimkehrenden Gemeindeviehs stimmten harmonisch zusammen, und verstummten nach und nach, wenn eine oder die andere Kuh ihr Haus fand. Stille, wie die ganze Natur, die sich in Schlummer wiegte, schritten die Freunde Arm in Arm neben dem leise murmelnden Bache dahin, dessen Wellen das schief einfallende Mondlicht versilberte. Der letzte Hauch des Tages sank im Westen nieder; scharf schnitten die Bergrücken und Felsenzacken in das Blaugrau des Nachthimmels ein. Hie und da blinzte ein großer Stern, und vom Dorfe flackerten einzelne Lichterchen herüber wie auftauchende Leuchtwürmer. Nur im Osten, hart am Gebirge, ruhte ein stahlbläuliches Gewölk, das dem Bilde des flüchtigen Lebens gleich unsern Freunden des Betrachtens werth schien, da sie es kurz vorher noch rosig von der untersinkenden Sonne beleuchtet sahen, während es jetzt — schon ergraut — sich im

Düster der Nacht zertheilte. Lautlos, wie eine abgerissene Welt, lag das Thal still, groß und schön da. Oscar und Ernst genossen diese Augenweide.

In einer solchen Nacht denkt der Mensch gern an alle seine Lieben, an die jungen Todten, die kaum entschlummert, und an die alten Todten, die fest schlafen. Hat ihnen doch die gute Mutter, die Abends verreisen mußte — die Sonne — ein Nachtlicht — den Mond — angezündet, damit sich die Kleinen im Dunkeln nicht fürchten, wenn sie erwachen — — so denkt man in einer solchen Nacht, und athmet sein Leben noch träumend ein. —

Sie kamen in's Dorf. Oscar klopfte mit seinem Stocke ziemlich stark an ein Thor, das ihm Barnheim bezeichnete. Johann, der am Nebenfenster sein Abendpfeifchen schmauchte, hielt Oscarn seiner Kleidung wegen — er trug nach alter Künstlersitte eine Blouse — im Schatten des Baumes für einen bettelnden Handwerksburschen. Er donnerte ihm: „Hier wird nichts getheilt!" zu, und da er Miene machte, ihm den Text zu lesen, daß es gegen alle Ordnung sei, spät Abends solchen Lärm zu schlagen, so fiel ihm Oscar in's Wort, und bat ihn, das Billet zu übergeben.

Johann, indem er das elegante Couvert dem Mondlichte zudrehte, rief mit Entrüstung: „Korn und Hagel! mein gnädiges Fräulein empfängt keine Liebesbriefe!"

Oscar, über den Pedanten lachend, griff in die Tasche, und ein blankes Silberstück auf das Fensterbrett

hingleiten lassend, erklärte er ihm, daß die Adresse an die gnädige Frau, nicht an Fräulein Irene laute, worauf Johann, Worte der Entschuldigung stotternd, vom Fenster verschwand.

Ernst führte nun seinen Freund um die Ecke des Hauses längs der Gartenmauer, bis sie einen Baumast erblickten, der auf die Straße herüberwuchs.

„Dies ist der einzige Weg, Oscar, der uns offen steht, um in den Garten zu gelangen; kannst Du gut klettern?"

„Mir war in meiner Jugend kein Nußbaum zu hoch; ich wundere mich nur, Ernst, wie Du auf diesen Einfall kamst."

„Die Liebe macht schlau und erfinderisch. Ich bin schon gewiß zwanzigmal, ohne bemerkt zu werden, hier in den Garten eingestiegen; ich will zuerst hinauf, damit Du siehst, wie man dies am leichtesten bewerkstelligt." Dabei ging der Graf ungefähr zehn Schritte zurück, nahm einen Anlauf und fing sich im Sprunge mit beiden Händen an dem hochhängenden Aste, der auf keine andere Weise zu erhaschen war. Der Künstler folgte seinem Beispiele. Das kleine Abenteuer fing an für ihn interessant zu werden. Sie schlichen sich hinter einem Spalier an der Mauer fort, bis sie einen Standpunkt gewannen, der ihnen durch's Laub hin den Ueberblick eines freien Platzes vergönnte. Umringt von zierlichen Blumenbeeten spielte ein Springbrunnen, der seinen Strahl hoch in die Luft schoß, unzählige Wasser=

perlen werfend. Nicht weit davon stand zwischen vier großen blühenden Rosenbäumen eine weiße Gartenbank mit einem Tische. Just als die Lauscher stehen blieben, erhob sich die Tante von ihrem Sitze, und sagte zu Irenen, die neben ihr Milchbrod in eine Schale zerbröckelte: „Ich muß hineingehen, um den Brief zu lesen; ich kann mir gar nicht denken, von Wem er ist. Komm' bald nach, Irene, es ist schon spät!"

„Sogleich, liebe Tante," erwiderte diese, „ich reiche nur meinen Turteltauben Futter in ihr Häuschen und dann pflücke ich mir noch eine Rose von meinem Lieblingsstrauche."

Die Tante entfernte sich. Tiefaufathmend fragte Ernst leise:

„Ist das Griechenkind nicht ein göttliches Geschöpf?"

„Ich sah nie noch ein so vollendet schönes Mädchen," versetzte Oscar ohne den Blick von ihr abzuwenden. Irene erhob sich und verschwand in den nächsten Gesträuchen.

Barnheim wäre aus dem Verstecke vorgesprungen, um ihr nachzueilen, wenn ihn nicht Oscar zurückgehalten hätte. Er stellte ihm vor, daß er sich dadurch Alles verderben könne; er möchte doch die Wirkung des Briefes abwarten, und sich bis Dienstag gedulden.

Irene kam bald zurück mit einer kaum aufgeblühten Rosenknospe in der Hand, deren Duft sie einige Male einathmete. Sie befestigte die Blume an ihrer Busenschleife, trat an's Bassin und sah dem Spiele des künst-

lichen Brunnens zu. Sinnend hob sie ihr junonisches Haupt; der Mond küßte ihr lächelndes Antlitz.

„Eine herrliche Nacht!“ rief die Belauschte; „nun wird der Vater bald in Petersburg sein.“ Dabei strich sie eine große Locke, die ihr in's Gesicht fiel, zurück, und blieb, vermuthlich vom Vater weiterträumend, wie eine Bildsäule stehen.

Ernst hielt den Athem an und blickte in Entzückung auf das herrliche Mädchen; es schien kein Wesen dieser Erde zu sein — man wähnte die Nymphe des Brunnens zu sehen. Oscar fühlte die Hand des Freundes heftig in der seinigen zittern. Drei Menschen bewunderten in tiefster Stille jeder eine Welt: Ernst das Glanzgestirn seiner ersten Liebe — Oscar den Stern der Freundschaft — Irene das Weltall. Die Nacht schien selbst verliebt zu sein; der Mond küßte tausend Blüthen. Alles sprach zu Allem, wie im Traume; denn träumend neigte sich das Schöpfungsrund über die schlafende Blumenschaar.

„Irene!“ schallte es vom Hause her, und drei Menschen wurden wach.

„Jetzt wär' es erst recht schön!“ lispelte die Gerufene. „Schade, eine solche Nacht zu verschlafen!“ Schnell weghüpfend, wobei ihr die Rose aus dem Busen fiel, holte sie sich von der nächsten Moosbank ihren runden Strohhut und das neidige Gebüsch raubte den nachsehenden Jünglingen Irenens liebliche Gestalt.

Sie wagten nach einer Weile ihr Versteck zu ver-

lassen. Ernst hob schnell die Rose auf, drückte einen feurigen Kuß auf den schwellenden Centifolienkelch, als wäre es Irenens Lippe. Oscar zog Ernst zur Moosbank. Den jungen Grafen überwältigte sein Gefühl — er schwieg. Einer seiner glühendsten, innigsten Wünsche, Etwas von Irenen zu besitzen, hatte sich mit dem Fund der Rose erfüllt. Eine stille, hohe Macht überkommt uns, wenn die erste Liebe mit dem Flammenschwert ihrer göttlichen Allgewalt unser junges Herz erstürmt — die Wagschale des neugeborenen Glückes schwankt — warum ist die Freude nicht so beständig als der Schmerz? warum der Schmerz nicht so kurz als die Freude?

So wie alle Menschen eine Feststunde, wenn sie am seligen Herzen vorübergerauscht, noch einmal nachfeiernd durch's Gemüth ziehen lassen, so that es auch Ernst, obwol ihm keine Stunde, sondern nur Minuten vom Liebesgotte vergönnt wurden. Er sah den Freund nicht mehr, er sah nichts als die Rose, die Blume der Liebe.

Dort zu athmen, wo sie geathmet — dort zu ruhen, wo sie geruht, wer kennt nicht dieses stille Glück des ersten Herzenstraumes? Eine Rose von ihr zu besitzen! dem schon das kleinste verdorrte Rosenblatt aus ihren Händen ein Heiligthum gewesen wäre. Klar stand es vor seiner Seele, in Irenen die Jungfrau gefunden zu haben, die ihn allein beglücken kann; seine Gedanken schweiften hinaus in's Wonnemeer der Zukunft.

Oscar störte ihn nicht; er war auch sehr glücklich — er wußte nicht warum. Lange blieben sie regungslos sitzen. Ernst vergaß in seinen Träumen, die ihm täglich auf diesem Plätzchen vorschwebten, daß Oscar bei ihm sei; er stand plötzlich auf, und ging rasch dorthin, wo ihm Irene, als sie das Himmelsgebäude betrachtete, gar so reizend erschienen war. Die Baum- und Blumenwelt lag wie ein plastisches Märchen da — kein Blättchen rauschte, nur die Wassersäule des Brunnens plätscherte unermüdlich in die Stille der Nacht hinein. Oscar sah ihn so tiefsinnig stehen.

„Ernst ist ein schöner Mann!" rief der Künstler leise vor sich hin. Den schlanken, aber doch kraftvollen Körperbau hob seine enganschließende Kleidung sehr vortheilhaft hervor; sein großes, sprechendes Auge blickte unter der schön gewölbten Stirne schwärmerisch in den Mond. Die schwach geworfene Lippe trug etwas stolz die Erstlinge eines schwarzen Bartes, der sehr wohl zu seinen noblen Gesichtszügen paßte — man sah dieser chevaleresken Gestalt ihre sechzehn Ahnen auf den ersten Blick ab.

Die trauliche Stille unterbrach plötzlich ein so sonderbares Geräusch, daß Oscar, davon unangenehm berührt, — jeder falsche Ton beleidigte sein musikalisches Gehör — die Moosbank verließ, und schnell auf Ernsten losging, der wie aus einem Traume auffuhr, und mit gespannter Aufmerksamkeit horchte. Wie wenig es Nachts vorzüglich im Freien bedürfe, um uns, selbst einen herz-

haften Menschen, stutzen zu machen, wird der Leser vielleicht aus eigener Erfahrung wissen. Die Freunde standen vergebens nachgrübelnd, was es wol sei, das so unangenehm auf sie einwirke. Ein lange anhaltender, immer schwankender Ton, eine endlose Dissonanz, die aus der Tiefe in die Höhe steigend bald leiser, bald lauter wurde, und so wechselnd sich ganz widerlich dem Ohre aufdrängte, klang aus der Ferne zu ihnen her. Doch das Räthsel war bald gelöst, als es in dumpfes Heulen überging, wie es Hunde, die einen Fremden wittern, ausstoßen, den sie dann erst anbellen, wenn sie ihn gewahr werden. Der wachsame Hofhund nämlich, der stets in der Nacht vom ordnungsliebenden Johann von der Kette gelassen wurde, hatte Ernstens rasche Schritte vernommen, obwol das Thier mehr denn achtzig Schritte von ihm entfernt war.

„Komm', laß uns forteilen!" rief Oscar, „wenn die Bestie doch ein Loch durch den Zaun in den Garten fände, so hätten wir, abgesehen von einigen Bissen, noch ein Abenteuer mit den herzulaufenden Gärtnerburschen, die uns für Obstdiebe hielten, zu bestehen — komm, Ernst, es ist Mitternacht durch!"

In der That wurde das Knurren immer vernehmbarer, sie liefen daher schnell zu dem Baume, der von dieser Seite sehr leicht zu erklettern war. Ernst stand schon jenseits der Mauer, und just griff Oscar nach dem Aste, an dem er sich hinablassen wollte, als ein großer Kettenhund, mit der Nase fast den Boden berüh=

rend, dahergeflogen kam. Sein wolligschwarzes Haar bildete einen schönen Contrast mit dem vom Mondlicht erhellten Gartensande. Oscar rührte kein Glied. Emsig schnupperte Hector im nächsten Buschwerk — seine Augen funkelten — die Schnauze zuckte — die Geschichte kam dem klugen Thiere immer verdächtiger vor — Hector umkreiste den Baum vergebens die weitere Spur suchend. Noch lange hörten sie ihn sein grimmiges Solo unter dem Accompagnement sämmtlicher Dorfhunde heulen, als sie dem Wirthshause zuschritten.

Während die Pferde angespannt wurden, sagte Ernst: „Du hast wenig Vergnügen gehabt, Oscar, und mir noch überdies Deine Ruhe geopfert für ein wirklich hundemäßiges Nachtconcert."

„Wie kannst Du so sprechen, Ernst; mir wird dieser Tag in Waldau unvergeßlich bleiben. Heute erst sind wir ganz Freunde geworden."

Bald rollte die Equipage durch den Thorweg des Gasthofes; sie stiegen ein. Ernst rief dem Kutscher zu: „Laß die Pferde scharf traben, ich möchte gern bald in der Stadt sein!"

Das Gerassel der Räder und das Klappern der Laternen verleidete ihnen das Sprechen; überdies war die Stimmung Beider von einer Art, daß Keiner zürnte, sich selbst überlassen zu sein. Oscar spann wieder den Faden seiner Gedanken an, der ihm auf der Moosbank durch das Knurren des Hundes abgerissen wurde. An

wen Ernst dachte, läßt sich leicht errathen. So rannte Zeit und Wagen mit unseren Freunden fort. Nach einer guten Stunde hatten sie die Höhe des Hügels erreicht, von wo aus die ganze Stadt sich vor ihren Blicken hinlagerte.

Die altersgrauen Thürme, im fahlen Monddufst noch an Größe gewinnend, ragten wie riesige Wächter über die Häuserheerde, gleichsam als wäre ihr Amt, während alle Bewohner schliefen, Schildwache zu stehen. Die Kugeln unter den Thurmspitzen glitzerten so hell, daß sie Oscarn an die Ammenmährchen erinnerten, die man ihm oft in seiner Jugend erzählte, worin auch Riesen mit einem feurigen Auge auf der Stirne vorkamen. Gerne ließ er seine Phantasie mit diesen Bildern spielen; denn Alles, was uns an jene goldenen Tage mahnt, wo es blos dem Wunderbaren gelingt, uns zu fesseln, ist uns in späteren Zeiten willkommen. Man giebt sich bereitwillig solchen Reminiscenzen hin; um so mehr that es Oscar, da er, wie es häufig bei jungen Leuten, die sich der Tonkunst widmen, vorkommt, Gefühlsmensch war. Seine äußerst lebhafte Phantasie bedurfte nur eines schwachen Impulses, um in's Reich der Ideale überzuspringen. So verflog dem Künstler schnell der Rest des Weges. Oscar betrachtete noch einmal die schönen Sternbilder, die vom Himmel hieroglyphenartig herabglänzten. Keine Wolke war zu sehen; wie der Knauf auf einer Straßenlaterne saß der Mond auf einem hohen Schornstein. Oscar zog die Glocke

seines Hauses. Es war ein seliger Tag! rief es in seinem Innern. Er fühlte sich wie neugeboren. Nun ließ er Alles an sich, entkleidet, mit geschlossenen Augen vorüberziehen; es entzückte ihn wieder das herrliche Thal, die lieblichen Blumen am Springbrunnen — er hörte noch immer die Wasserperlen im Rhytmus melodisch fallen — ein Bild verdrängte das andere, jedoch darüber wehte noch Etwas, als ob es der Hauch einer höheren, unsichtbaren Macht wäre. Es wurde ihm halb wachend, halb träumend unendlich wohl; er suchte den Grund davon, und diesem Suchen sich hingebend, entschlief er sanft.

Im Verlauf des folgenden Tages überbrachte ihm der nun tiefe Complimente schneidende Johann eine Antwort von der Tante. Nach einem langen Praeambulum, worin viel von Wunde, Theilnahme etc. vorkam, deutete sie an, wie sehr sie und ihre Nichte sich dadurch geschmeichelt fühlen, von dem Künstler selbst, dem zu Ehren man dieses große Fest veranstalte, eingeladen zu werden; sie bedauere nur, daß Irene, obgleich ihre Kenntnisse in der Musik nicht ganz unbedeutend seien, dennoch höchstens ein einfaches Lied, und dies selbst nur mit Furcht vorzutragen im Stande sein würde. Sie ersuchte ihn, für den Fall, wenn er dennoch wünsche, daß sie mitwirke, ihr Stunde und Ort anzugeben, versichernd, sie werde morgen mit Irenen nach der Stadt fahren, um mit ihm die Wahl eines Gesangstückes zu treffen und gleich Probe zu halten. Sie schloß mit

der Bitte, er wolle die Gefälligkeit haben, ein Violoncell an den bezeichneten Ort zu bestellen.

In zehn Minuten war wieder Johann mit einem Schreiben an die Tante expedirt. Oscar eilte zum Grafen. Ernst fand das Billet charmant; er hatte sich schon mit dem Gedanken getragen, der Probe beizuwohnen, wenn die Einladung angenommen würde; er sprach nun diesen Wunsch aus. Oscar machte ihm begreiflich, daß es sich nicht schicke, die Tante es vielleicht übelnehmen, oder Irenen einschüchtern werde. „Verzeih' mir, Freund, daß ich Dich so schnell verlasse," rief der Künstler, das Gespräch abbrechend. „Damit ja Alles am Festabend präcise von Statten gehe, nahm ich mir vor, so viel als möglich selbst die Proben zu leiten; ich muß nun die Ouvertüre zu Egmont dirigiren. Beneide mich um diesen musikalischen Hochgenuß, jede Note ist einen Diamant werth — Beethoven hat vielleicht nur einen Groschen dafür bekommen!"

„Du Glücklicher!" entgegnete der Graf; „dies erinnert mich, daß ich auch noch viel bis Dienstag zu thun habe; ich muß nun hinterher sein, wenn meine Leute den Saal arrangiren. Du sollst sehen, wie es sich macht. Mein Haus soll sich geehrt fühlen, solche Gäste zu empfangen. Ich will es in einen Tempel der Kunst verwandeln. — Adieu, Oscar!"

Es wird hier vielleicht nicht überflüssig sein, ein Paar Worte über Barnheim's Verhältnisse fallen zu

lassen. Ernst war der dritte Sohn des alten Grafen, der ihn sehr, man könnte vielleicht sagen, am meisten von seinen Kindern liebte. Sein ruhiges, anspruchsloses Wesen, das jetzt in seiner ersten Liebe einen schwärmerischen Tiefsinn an den Tag legte, seine mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten nebst seiner Herzensgüte hatten ihm die Gunst eines Oheims mütterlicher Seite, der einen ähnlichen Charakter hatte, gewonnen. So erbte in seinem achtzehnten Jahre Ernst außer einigen bedeutenden Gütern ein großes Vermögen und einen königlich gebauten Palast, den der Verstorbene gerne bewohnte. Ein Beweis, welch' hohes Vertrauen der alte Graf seinem Sohne schenkte, lag wol zur Genüge darin, daß er ihn vor Kurzem — Ernst zählte nur zwanzig Jahre — der Vormundschaft enthob und ihm sein ganzes Vermögen zu eigener Verwaltung übergab. Er zeigte sich auch stets dieses Vertrauens würdig. Nicht der mindeste Hang zu Verschwendung, der sich in solchen Fällen gewöhnlich einstellt, war an ihm bemerkbar; außer einigen englischen Reitpferden und einer eleganten Equipage, entdeckte man nichts in seiner Lebensweise, was einen größeren Aufwand erforderte. Deshalb gab ihm die jüngere vergnügungssüchtige Noblesse den Spottnamen: „der Knicker.“ Dieses Gerede verdroß ihn; er nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit den bösen Leumund Lügen zu strafen. Das Fest kam ihm daher sehr erwünscht. Er beschloß nun, nichts unbenutzt zu lassen, was den Glanz des Abends

erhöhen könnte; denn, abgesehen davon, daß er mit der Summe, die er dabei opferte, den „Knicker" wegzukaufen gedachte, war er wirklich über Oscar's Genesung so erfreut, daß er mit Vergnügen kostspielige Anordnungen traf, um dem Freunde zu beweisen, wie sehr er ihn schätze und liebe. Das schöne Band, was beide junge Männer — Oscar zählte zwei Jahre mehr als Ernst — so fest verknüpfte, hatte die Musik geschlungen. Ernst spielte nämlich auch Violoncell; man nannte ihn einen der ersten Dilettanten der Residenz. Dies war für Viele der Schlüssel, um sich das, an die Beispiele der Griechen und Römer mahnende, ungewöhnlich innige Freundschaftsverhältniß zu erklären, das Ernst und Oscar aneinander kettete. —

Der Tag erschien, an dem die Tante mit Irenen in die Stadt zu kommen versprochen hatte. Oscar ermangelte nicht, um die bestimmte Stunde dort zu sein. Es bemächtigte sich seiner ein seltsames Gefühl als er in das erste Zimmer, dessen Flügelthüren Johann eilfertig aufriß, eintrat.

Er hörte eine liebliche Stimme, die ihm den Weg zu Irenen wies. Nach einem flüchtigen Blicke in den Wandspiegel, klopfte er an der zweiten Thüre; auf ein schüchternes: „Herein!" drückte Oscar die Klinke nieder und stand vor Irenen, die, allein im Gemache, am Flügel lehnte. Eine dunkle Röthe übergoß ihr holdes Antlitz, als sie den jungen Mann mit der Narbe gewahr wurde. Mit gesenktem Blick verbeugte sie sich, ver-

geblich nach Fassung ringend; sie schlug ihre schönen Augen, die sie erhob und auf Oscarn eine Secunde schwankend ruhen ließ, abermals zu Boden. Die Narbe war ihr das Sinnbild ihrer tiefen Schuld — einer Schuld, die ihr für das ganze fernere Leben untilgbar schien. Der Künstler dagegen stand noch immer auf seinem Platze, hart an der Thüre, wie angenagelt; nur mit Mühe brachte er die zwei Worte: „Mein Fräulein —" verlegen vor; es war ihm, wie man zu sagen pflegt, recht albern zu Muthe. Er ahnte, was in Irenens Seele vorging, und dies verwirrte ihn momentan. Sein Herz klopfte mächtig.

Die Tante kam aus dem Nebengemache. Ihr Erscheinen gab Oscarn wieder die Sprache. Er präsentirte sich der Dame mit einer ziemlich langen Periode, die er etwas unruhig sprach. So wurde die Conversation in den gehörigen Gang gebracht. Das Eis war vollends gebrochen, als er zur Tante sagte, daß es ihm, der schönen Stimme nach, die er, in's Vorzimmer eintretend, vernommen habe, scheine, als hätte sie in einer Stelle ihres Schreibens dem musikalischen Talente des Fräuleins Abbruch gethan. Unter solchen Gesprächen schritt man zur Wahl des Liedes, das wie die meisten Vorliegenden entweder mit Waldhorn- oder Cellobegleitung gesetzt war. Als aber Irene bald dieses, bald jenes unter Aufzählung seiner Schwierigkeiten durchblätterte, und die Tante darüber ungeduldig wurde, meinte Oscar: „Wir können mehrere probiren, gnädige

Frau, wenn nicht Ihre oder des Fräuleins Zeit gedrängt ist; dann mögen die Damen jenes Lied wählen, was ihnen am besten gefällt."

„Vortrefflich!" erwiderte die Tante, indem sie sich auf's Sopha setzte. „Ich, als Repräsentantin des Publikums, gehe diesen Vorschlag gern ein; da höre ich durch Ihre Güte des Schönen mehr, als ich erwartete."

Nachdem Oscar sein Instrument gestimmt hatte, begann Irene am Clavier die einleitenden Accorde zu einem Violoncello-Solo, welches er so gefühlvoll und meisterhaft vortrug, daß die Tante ihm: „Herrlich!" zurief, da sie den Virtuosen zum ersten Mal hörte. Hierauf kam die Reihe an Irenen; sie sang in eigenthümlicher Weise. Oscar wußte nicht, ob er die Modulation der runden klangvollen Stimme, oder das richtige Auffassen der Composition mehr zu bewundern habe. Sie schloß mit so zartem Pianissimo, daß er sich in Lobeserhebungen erschöpfte, und sie bat, das Lied zu wiederholen. Es wurde für den Concert-Abend gewählt.

„Sie sind sehr fest auf dem Flügel, mein Fräulein," sagte der Künstler, sich zu Irenen wendend, „dennoch möchte ich Ihnen rathen, nicht selbst zu accompagniren; erstens, weil es in einem größeren Locale üblich ist, daß der Sänger steht, und zweitens wäre es auch deshalb besser, weil Sie nicht wissen können, ob sich nicht ein wenig Befangenheit einstellen werde,

wenn sie vor einem zahlreichen Auditorium spielen und singen zugleich sollen."

„Das befürcht' ich sehr!" entgegnete die Angesprochene, „allein läßt sich's recht gut singen, aber in einem so großen Saale, vor so vielen kritisch-gesinnten Menschen —"

„Nur nicht den Muth sinken lassen!" fiel ihr die Tante in's Wort.

„Sie haben leicht reden, liebe Tante." Irene nickte ungläubig lächelnd mit dem Lockenköpfchen. Dies zeigte ihre Schönheit von so vortheilhafter Seite, daß Oscar sie ununterbrochen anblickte, während seine Hand in den am Fortepiano liegenden Musikalien blätterte. Nach einer Pause, die Johann's Erscheinen mit Waldauer Obstsorten ausfüllte, sagte er:

„Ich glaube, mein Fräulein, in Ihnen eine Freundin Beethoven's zu entdecken, seinem hier häufig vorkommenden Namen nach zu schließen."

„Mir ist er wenigstens von allen großen Compositeuren der Liebste," antwortete Irene.

„Der Originellste ist er gewiß! Welchem der Beiname der Größte gebührt, wäre schwer zu entscheiden." Lebhaft dadurch angeregt, fuhr Oscar fort, denn er sprach sehr gern über classische Musik: „Wer ist einfacher, edler, kindlich-naiver als Vater Haydn? Wer wußte so zu instrumentiren, so klar und rein zu schaffen wie unser Mozart? dieses Universalgenie! Kein Zweiter hat je Ton und Wort so charakteristisch, so

innig zu verschmelzen gewußt als Wolfgang Amadeus — Don Juan, Figaro und Zauberflöte sind das unverwelkliche Trifolium seiner Lorbeerkrone. Wer, mein Fräulein, wird uns je wieder so köstliche Fugen schreiben, als der sich zur Subjectivität entschieden hinneigende Bach? Wer dagegen steht naturwüchsiger da, als der Beherrscher des Chores, der Ton-Fürst Händel? der Massenhaftwirkende! der Coloß von Rhodus der Musik! Ich will der großen Arbeiten eines Gluck's, eines Weber's und anderer ausgezeichneter Talente gar nicht gedenken. Ich ehre und schätze die altitalienischen und niederländischen Meister; gleichviel unter welchem Himmel ein Kunstwerk zur Welt kommt, nur muß uns der göttliche Funken daraus entgegen blitzen, doch dort, wo er blos erheuchelt wird, wahrlich, dort sollte das ganze Land Trauer tragen! Nichts adelt ein Volk als die Kunst; sie verbrüdert alle Nationen; aber leider wird diese Brüderschaft in der Gegenwart schlecht gehalten. Italien und Frankreich überschwemmen Europa mit schmachtenden, empfindsamen, oder gar militärisch lärmenden Tonwerken — Deutschland steht betrübt bei diesem Klingklang, und sinnt, wo das noch hinaus soll. Ja, mein Fräulein, das ist das Loos des Schönen, wenn die Mode den Mäcen macht!"

Fast wehmüthig schloß er mit diesem Ausruf. Irenen war, als hätte er ihr dieses Urtheil aus der Seele genommen. Sie erröthete sanft, als einer der Feuerblicke seiner schwarzen Augen, als er lebhaft, kunst-

durchdrungen den musikalischen Ruhm Deutschland's gegen den allgemein verdorbenen Geschmack vertheidigte, ihr begegnete. Sie erwiderte ihm, gleichsam, als wollte sie ihn trösten: „Es giebt ja doch noch in jeder deutschen Stadt Viele, die, was diesen Punkt betrifft, ganz Ihrer Meinung sind."

„Gott sei Dank!" entgegnete Oscar, hingerissen von ihrem lieblich klingenden Kölner-Deutsch, „so ist es, mein Fräulein, und wir müssen fest zusammenhalten, damit wir nicht von der Menge übertönt und erdrückt werden."

Das Gespräch wurde unter dem Verzehren von Kirschen immer lebhafter; die Tante, auf die des jungen Künstlers feines Benehmen den besten Eindruck machte, mischte sich mehr und mehr darein. Irenens Antworten verriethen Oscarn bald sogar einige Kenntniß des Generalbasses, worüber er entzückt war. Mit Vergnügen vernahm er, daß sie schon als sechsjähriges Mädchen von ihrem Vater, der für Musik, wie das Sprichwort sagt, leibt und lebt, zu fleißigem Clavierspiel angehalten worden sei. Oscar lobte insbesondere ihr sicheres, taktfestes Spiel und ihren schönen zierlichen Anschlag.

Irene entgegnete: „Aus Ihrem Munde könnte mich das stolz machen."

Oscar warf ihr einen Blick zu, der ihre tiefste Seele prüfte.

Die Uhr schlug halb drei; er begriff nicht, wie

zwei volle Stunden so schnell verflossen. Den Wunsch, noch länger zu bleiben, unterdrückend, empfahl er sich den Damen mit so vielem Anstande, daß die Tante, als sie mit Irenen allein war, nicht umhin konnte, zu sagen: „Ein sehr artiger junger Mann!“ Johann kam, den Wagen zu melden, da sie beabsichtigten trotz der langen Probe in Waldau zu speisen. —

Oscar hatte bei der ersten Zusammenkunft mit Ernst und seinen Kunstgenossen festgesetzt, daß am Concertabend jedes Solostück nur von einem Künstler ersten Ranges vorgetragen werden dürfe; höchstens sollte dem Grafen zu Liebe bei Irenen eine Ausnahme gemacht werden. Er war also in der Erwartung in das Haus der Tante gegangen, eine frische, jugendliche Stimme zu hören, aber auch weiter nichts. Man kann sich daher seine Ueberaschung denken, als sie das erste Lied mit so viel Verständniß und richtigem Gefühle sang, daß er sich, ohne Irenen im geringsten zu schmeicheln, gestehen mußte, keine der berühmten Künstlerinnen der Residenz wäre im Stande das Lied besser vorzutragen.

Er dachte fortwährend an ihre für ihr Alter ausgezeichneten Kenntnisse in der Musik; brachte er noch ihre anderen großen Vorzüge in Anschlag, so mußte er seinem Freunde Ernst zu der Wahl seines Herzens Glück wünschen, ohne zu wissen, daß sein bis jetzt freies Herz selbst vom Strahl der Liebe versengt worden sei.

Die erste Liebe ist ein Blitzstrahl, ist himmlisches Feuer — es überkommt Einen, ehe man sich's versieht; man ist geblendet und blendet wieder; man lebt in einer Art von stillem Wahnsinn, durch den sich lichte Momente schleichen. Die wenigen Stunden der ersten Leidenschaft, in welchen man schon verliebt ist, dies aber noch nicht weiß, wenigstens es sich selber noch nicht gesteht, gehören zu den süßesten des menschlichen Daseins. Man sitzt da in der Schaukel der Zukunft, wie man so kein zweites Mal darein zu sitzen kommt. Man fühlt, wie vielleicht die schöne Leserin selbst erfahren hat, ein Etwas, das eben nur gefühlt, aber nicht beschrieben werden kann; wenn sich dieses Etwas aus seinem mystischen Dunkel herauswindet, erst wie das zarteste Morgenroth aus einer lauen Gewitternacht, dann nach und nach immer klarer, goldener die Menschenbrust umwallt, und endlich gleich der vollen Sonne ein Glanzmeer vor dem trunkenen Blicke aufleuchtet: da steht der Mensch geblendet, schließt sein Auge, und sieht nichts mehr als die Geliebte.

Oscar verlebte jetzt diese ersten Stunden; seine Liebe war so rein, daß ihn der Gedanke an seinen Freund nicht störte. Er überließ sich ganz dem Wonnegefühl, das sich seiner bemächtigte. Wie alles Angenehme, was man noch nicht kennt, durch den Reiz der Neuheit doppelt an Süßigkeit gewinnt, so schien auch ihm das rosige Aufdämmern seines jugendlichen Glückmorgens um so schöner. Wie hätte er auch schon an

Hoffen und Verzweifeln denken sollen, da er kaum wußte, was Liebe ist! Er blätterte in dem großen Bilderbuche der Zukunft, wie ein seliges Kind, und seine geschäftige Phantasie schlug wieder das Titelkupfer auf, wenn er sich am letzten satt gesehen. —

O wir Kinder, vom ersten bis zum achtzigsten Jahr! —

Der bestimmte Tag näherte sich. Die Arbeiten drängten sich von Stunde zu Stunde; Jeder hatte vollauf zu thun. Varnheim wußte noch Dies und Jenes, was zur Verschönerung beitragen könnte. Deshalb blieb er meistens in seinem Palaste, weil ihm sonst Nichts ganz nach Wunsch gemacht wurde, nur Abends fuhr er nach Waldau hinaus, wo er seiner Gewohnheit gemäß einen Theil der Nacht in Irenens Garten verträumte. Er war den Pfad der Leidenschaft unaufhaltsam fortgerannt. Die Flammen seines Herzens wuchsen ihm über den Kopf.

Der sehnlichst erwünschte Dienstag kam heran. Die Stunde der Versammlung war sieben Uhr. Da gab es noch ein Herumschießen, ein Hin= und Herrennen der gräflichen Dienerschaft. Beinahe achthundert Personen waren geladen. Die alte Gräfin von Varnheim machte die Honneurs. Der Empfangsaal hatte sich schon ziemlich gefüllt, als Irene mit ihrer Tante eintrat. Oscar ging ihnen entgegen und stellte sie dem Herrn vom Hause vor, dem das Herz mächtig klopfte, als er sie zu seiner Mutter führte.

Die Gesellschaft wurde immer größer. Man plauderte oder beobachtete schweigend den Damenzirkel. Ernst war überglücklich; der Zufall brachte ihn oft in Irenens Nähe; sie saß zwischen seinen jüngeren Schwestern. Thee wurde gereicht. Bald darauf lös'te die Gräfin von Barnheim den Damenkreis und man begab sich in den großen Saal, der wirklich einem Feenzelte glich. Wie in Concertsälen sah man eine Erhöhung für das Orchester, die mit grünen Teppichen überspannt war. Hohe Säulen bildeten einen weiten Halbkreis um einen prachtvollen Tempel, zu dem einige Stufen mit epheuumranktem Geländer hinanführten; sowol Säulen als Tempel waren ganz mit den herrlichsten frischen Blumen überkleidet, die einen aromatischen Duft im Saale verbreiteten; Rosenketten verbanden Alles schön zu einem Ganzen. Auf der Lehne der letzten erhöhten Bank des Orchesters standen die Marmorbüsten der großen deutschen Compositeure, so, daß jede den Mittelraum zwischen zwei Säulen einnahm. Im Hintergrunde überragten rings die Blüthenmassen hohe Tannen, deren dunkle Wipfel mit dem herabfallenden, mächtigen Falten des Zeltes einen theatralischen Effect hervorriefen. Selbst die Notenpulte und Bänke waren alle ganz gleich mit Blumen verziert. Den Saal hatte Ernst in ein großes Gezelt von Purpursammt umgewandelt, worin vier goldene Kronleuchter eine außerordentliche Helle verbreiteten. Es würde zu weit führen, in alle Einzelheiten einzugehen; kurz, der Totalanblick

machte einen so überraschenden Eindruck, daß man in einen Zaubergarten versetzt zu sein glaubte, und sich unwillkürlich an die arabischen Märchen der „Tausend und eine Nacht" angemahnt fühlte. Man bewunderte allgemein den verschwenderischen Glanz, und konnte nicht genug Varnheim's guten Geschmack loben. Ernst schmunzelte ironisch und lispelte seinem Vater zu: „Der Knicker!"

Die mitwirkenden Herren und Damen hatten im Orchester ihre eigenen Plätze, die Ersteren links, die Zweiten rechts. Die Reihe dieser Stühle lief bis zu dem lebendigen Gange, den beiderseits die Tannen bildeten, durch welchen man rückwärts unbemerkt zum Blumentempel gelangte, aus dem jeder Künstler, der ein Solo-Stück vorzutragen hatte, in den Vordergrund trat. Alles war in Ordnung — der Dirigent gab das Zeichen — die Ouvertüre zu Egmont rauschte in einem Gusse herab. Nach einer Pause wurde ein Pult in die Mitte des Vordergrundes gestellt; Oscar erschien mit seinem Violoncell im Blumentempel, der ihm zu Ehren blühte; die Versammlung brach in einen Jubel aus, der deutlich bewies, wie sehr man sich über seine Genesung freue.

Er nahm den eigens für ihn erhöhten Sitz ein, und — es wurde stille wie auf dem Gipfel des Olymp. Er spielte eine von ihm componirte, noch nie gehörte Phantasie mit vollendeter Meisterschaft. Am Schlusse brachte er das reizende Thema in Doppelflageolet-Grif-

fen wieder, was auf dem Cello Niemand vor ihm gemacht hatte; dann fuhr seine Linke wie ein Blitzstrahl in's hohe A und staccatirte Fortissimo bis in die Tiefe der C-Saite, worauf ein einziger Accord der vollen Harmonie das Ganze schloß.

Der Applaus war stürmisch. Dem gefeierten Künstler flogen von allen Seiten Blumenkränze zu. Ein hübscher junger Mann, als Apollo costümirt, trat aus dem Blumentempel unbemerkt zu Oscar und setzte ihm während er dem Publikum dankte, einen Lorbeerkranz auf seine langen dunkelbraunen Locken, den jedoch der Bekränzte bescheiden augenblicklich abnahm, und damit von einer Büste der alten Tonmeister zur andern wies, gleichsam andeutend, Jeder der hohen Verklärten verdiene diesen Kranz, und um Keinem Unrecht zu thun, krönte er damit Euterpen, die Muse der Musik, die, aus Marmor gefertigt, im Blumentempel aufgestellt war.

Oscar schritt gerührt über die kleine Treppe, die das Orchester mit dem Saale verband, auf Ernst zu, gab ihm Angesichts der ganzen Versammlung einen herzlichen Kuß und nahm an seiner Seite Platz. Eine feierliche Stille trat ein.

Nun folgte das bekannte herrliche Duett aus Haydn's Schöpfung, dann der erste Satz aus Beethoven's neunter Symphonie. So bot der Abend Genüsse, wie sie in keinem öffentlichen Concerte zu hören waren. Es entstand ein edler Wetteifer unter den Künstlern; Jeder wollte es dem Andern zuvorthun. Die Spannung

im Saale stieg immer höher; als nächste Nummer kündigte das Programm Irenens Lied an. Wie fühlte diese das Herz beben, als sie Oscar durch den Tannengang zum Blumentempel führte! Wie glücklich war er, als sie seine Hand ergreifend und ihn schwach zurückziehend sagte:

„O, warten Sie doch nur ein Wenig! Ich fürchte mich sehr.“ Er ließ zu gern seine Hand in der ihrigen; sein Auge verschlang ihre strahlende Schönheit — hätte ihn der Blitz jetzt erschlagen, er wäre ohne Groll von der Erde geschieden. Dunkle Tannenzweige verbargen die Stillestehenden der Welt.

Oscar, bedenkend, ihr längeres Harren müsse Aufsehen erregen, zog die sich wegen der Röthe ihrer Wangen sanft Sträubende in den Blumentempel hinaus, richtig schließend, man werde dieses jungfräuliche Erröthen nur ihrer Schüchternheit zuschreiben. Das feingebildete Publikum war zu zartfühlend, als daß man ihre Verlegenheit noch durch ein Empfangen mit Applaus erhöht hätte. Man erinnerte sich, an keinem öffentlichen Orte zu sein, und ignorirte die fatalistische Beziehung, in der diese zwei höchst interessanten Persönlichkeiten durch das Denkzeichen einer Narbe zu einander standen.

Oscar führte ritterlich seine Dame bis an das Fortepiano. Jedes Auge ruhte mit Wohlgefallen auf Irenen; Ernst saß gar wie im siebenten Himmel. Ihre Erscheinung hatte wirklich etwas Orientalisch-Feenhaftes

an sich; sie war im ganzen Saale allein das Wesen, dessen hohe Reize mit der wunderbaren Umgebung im vollkommensten Einklange standen. Sie schien die Zauberin des Blumentempels zu sein.

Sie war in Rosa Gros de Naples gekleidet, das, einfach mit frischem Grün und Maiglöckchen garnirt, ihr allerliebst stand; ihr schlanker Wuchs gewann noch durch ihre noble Haltung. In der grellen Beleuchtung nahmen sich ihr blendender Nacken und Busen wie Schneewellen aus neben dem rabenschwarzen Gelocke des Südens, das sie von ihrem Vater geerbt. Eine sehr niedlich gearbeitete, blitzende Smaragden-Agraffe mit Perlen gemischt lief aus ihrer Lockenfülle diademartig über die antikschön gewölbte Stirne, deren Adel die feine Linie der griechischen Nase noch hob. Ihre großen braunen Augen fesselten wie Sterngefunkel jeden Blick; ihre Hand zitterte sichtlich, als ihr Oscar das Notenblatt überreichte und ihr zuflüsterte: „Courage, mein Fräulein!"

Der Clavierspieler begann; liebetrunken spielte Oscar das einleitende Adagio seelenvoller, als er je gespielt hatte. Sein Künstlergeist flog wie ein Adler auf, der seine Sonne vor Augen hatte. In erotischer Begeisterung schuf er Töne, die — bald nur hingehaucht — wie einer Aeolsharfe entlockt klangen, bald kraftvoll vibrirend jede Brust in ihrem Innersten erfaßten. Irenens Stimme war Anfangs unsicher, gewann aber als sie mit Oscarn in der Terz zusammenwirkte, ihre

gewöhnliche Festigkeit; ihr tiefes, südlich=feuriges Gefühl besiegte alle Herzen — die Unterthanen der alleinherrschenden Monarchin: Kunst.

Als Irene ihr schließlich wohl angebrachtes Pianissimo äußerst zart in die Lüfte verwellen ließ, brach eine rauschende Beifallssalve los. Sie machte bescheiden einige sehr anmuthsvolle Verbeugungen. Oscar gab ihr das Geleite — er schwamm in Seligkeit. Es war der schönste Abend seines Lebens. Schon standen sie wie das Lieblingspaar der Euterpe im Blumentempel — der Enthusiasmus erreichte nun seinen Gipfelpunkt; man hörte endlich einen aus allen Kehlen zusammengestoßenen gellenden Ruf, der wie Freuden=Donner den Saal durchrollte, als Oscar, den Wunsch der Gesellschaft errathend, Irenen wieder die Stufen hinabführte und ihr zum zweiten Male die Singstimme in die Hand gab. Das Lied wurde wiederholt. Irene, nun viel muthiger, sang es noch schöner. Die mit Beifall und Lob Ueberschüttete konnte erröthend nicht genug danken. Ernst fühlte seine Pulse jagen; der Triumph, den die Geliebte feierte, war ihm mehr werth, als alle Schätze Indien's.

Der alte Graf Varnheim, der sich, um Irenens Tante eine Aufmerksamkeit zu erweisen, den Platz an ihrer Seite gewählt, sagte zu ihr, als das Beifallsgetobe ein Ende nahm: „Solche Nichten giebt es Wenige in der Welt — glücklich, wer Eine hat!“

Die Tante dachte im Stillen: Kein Zweifel mehr, Irene wird Gräfin von Barnheim.

Die große Fuge aus Mozart's unsterblichem Requiem, Oscar's Lieblingsstück, machte würdig den Schluß. Wie ein Riese aus der Unterwelt zog der erschütternde gräberaufdeckende Tonbau vorüber, als riefe der Koloß: Menschheit! das Weltall braucht keinen Sargboden, wie Du! — Als man sich wunderte über die Anordnung, das Concert mit so tief ernster Musik zu beschließen, da man doch ein Freudenfest feiere, entgegnete der Herr des Hauses: „Es ist Freund Oscar's ausdrücklicher Wunsch; er behauptet, seine Narbe habe ihn dem Tod in's Antlitz blicken gelehrt."

Man erhob sich. Die Gesellschaft schritt durch einige Prunkgemächer in den andern Flügel des Schlosses. Fröhliche Walzer luden die Jugend zum Tanze. Ein Bruder des glücklichen Ernst eröffnete auf dessen Ansuchen den Ball mit einer hochgestellten Dame; er folgte mit Irenen, worüber sich die jungen Fräuleins Einiges in die Ohren zu zischeln hatten. Wie flog er mit ihr im Kreise durch den spiegelglatten Saal!

Den auf den Walzer folgenden Cotillon tanzte Irene mit Oscarn, da Ernst zu seiner Betrübniß einsah, daß er nicht fortwährend mit ihr tanzen könne, weil genug Damen zugegen waren, die er artigkeitshalber engagiren mußte. Es schlug die Stunde des Soupers, zu welchem prachtvolle Vorkehrungen getroffen waren. Man saß in dem Glaspalast der Orangerie —

die herrlichsten exotischen Blumen dufteten in großen Japanischen Vasen auf Tafeln, welche die ausgesuchtesten Leckerbissen auf Silber und Gold spendeten. Die edelsten Weine Europa's perlten und schäumten. Die ersten Gourmands der Residenz sagten zu Barnheim, daß sie solch ein Fest noch in ihrem Leben nicht mitgemacht hätten. Das Auge, das Ohr, kurz jeder Sinn wurde mit Genüssen überhäuft. Nach gehobener Tafel erhellte die Nacht ein prächtiges Feuerwerk, das vor den Augen der Gesellschaft verpuffte. Die letzte Fronte ließ unter einem Regen von rothen, grünen und blauen Leuchtkugeln in feurigem Kranze Oscar's Namen mit einem „Lebehoch" sehen, während ununterbrochen Freudenböller gelös't wurden. So jagte ein Vergnügen das andere; man tanzte noch recht wacker, als die Sonne aufging. Endlich empfahl man sich.

Der alte Graf sagte im Scherze zur Tante, sie müsse ihm Revanche im Whist geben, und er hoffe, ihm werde Fortuna dann holder sein als heute, worauf sie erwiderte, daß sie es sich zur Ehre anrechnen werde, wenn der Graf bald nach Waldau zu einem Spiele kommen wolle.

„Diese Woche noch!" fiel ihr der alte Barnheim in's Wort. „Ja, ja, ich muß mich, gnädige Frau, an Ihnen mit einem Groß=Slam rächen; Sie haben mir ja heute keine Levée machen lassen! Sie spielen Whist wie der feinste Diplomat."

Indessen sprach Ernst mit Irenen; er dankte ihr

sehr verbindlich für ihre Mitwirkung. Die Worte seines Vaters eröffneten ihm den freundlichsten Blick in die Zukunft; denn sie boten ihm die Garantie, daß ihm nun das Haus der Tante offen stehe. Vergnügt trennte man sich, um die langentbehrte Ruhe zu suchen. Nur die beiden Freunde wollte kein Schlaf überkommen. Sie gingen zusammen in den Garten, um die kühle Morgenluft zu genießen. Ernst rief in seiner Herzenstrunkenheit: „Irene — Irene! Irene, Du Goldmaid! Sonne, verkriech' Dich vor ihr!"

Oscar fühlte einen Stich in der Brust, der bis in das Innerste seines glühenden Herzens fuhr. Jetzt erst fiel ihm die Binde von den Augen; er sah mit Schauder, daß er nach demselben Ziele jage, das Ernst schon Monate lang erreichen wollte. Er erinnerte sich lebhaft an ihren Freundschaftsbund, als er ihm sagte, daß wahre Freunde keine Geheimnisse haben dürfen. Es drängte ihn, Ernsten seine Liebe zu Irenen zu gestehen; jedoch das Wort erstarb ihm jedesmal auf der Lippe, so oft er auch das Geständniß zu machen versuchte. Er konnte nicht um die Welt mehr bleiben; er wagte dem Freunde nicht in's Auge zu blicken; Barnheim wollte ihn nicht fortlassen — Oscar schützte vor, sehr erschöpft und schläfrig zu sein. Eilends verließ er den Garten, und nach der Nacht der Freude folgte ein Tag der Trauer.

Er fühlte, Irene sei für ihn geboren, nur für ihn — wol hundertmal dachte er an den Augenblick im

Tannengang. Dieser Gedanke fesselte ihn dermaßen, daß es ihm unmöglich wurde, über etwas Anderes zu sinnen; selbst noch in seinen Träumen war er im Blumentempel.

Ernst dagegen war ganz glücklich, seit er der Königin seines Herzens huldigen durfte. Gleich am zweiten Tage nach dem Feste bepackte er seinen Wagen mit exotischen Blüthendolden in Japanischen Porzellantöpfen, um damit der Tante, der sie besonders gefielen, ein Geschenk für ihr Gewächshaus zu machen. Irenen etwas Derartiges anzubieten, wagte er nicht. Ihr Benehmen war, wenn auch freundlich, doch immer ein wenig zurückhaltend. Die Tante, die sie, ohne es merken zu lassen, scharf beobachtete, machte ihr in der Abwesenheit des Grafen leise Vorwürfe darüber.

Varnheim suchte Oscarn nicht auf, da ihm dieser vor Kurzem gesagt, er habe einen Ausflug mit der Eisenbahn in die nächste Provinzialstadt vor.

Den Rückweg nahm der Künstler über Waldau, wo er sich sogleich in's Gebirge begab. In einer Waldwildniß, das Haupt schwermüthig gegen einen Felsen gelehnt, die heiße Stirne an den kalten Stein pressend, entschloß er sich nach schwerem Kampfe mit dem eigenen Selbst, Irenen zu entsagen. Er hatte seinen Ernst zu lieb; er wollte unter keiner Bedingung Der sein, der ihm sein ganzes Lebensglück zerstöre. Er nahm sich vor, die Leidenschaft, die ihn rauschartig ergriffen, zu bemeistern; um diese bittere Aufgabe zu lösen, ver-

sprach er sich, Irenen nie wieder zu sehen. Er fühlte, daß Etwas in ihm mit eiserner Gewalt Opposition mache, daß sein Ich in ein Doppelwesen zerfallen sei, das den Eigenwillen verspottet. Er stand wie vernichtet auf von dem Hügel, wo er glühende Thränen vergossen, wußte nicht, woher er die Kraft nehmen sollte, um in der Ausführung seines Vorsatzes standhaft zu bleiben, und erschrak über die öde Leere in seinem Innern. Es schien ihm, aus der Schöpfung ausgestrichen zu sein — er kam sich vor wie der wandelnde Sarg seiner eigenen Liebe.

Täglich irrte er so in den Wäldern umher — sein Aeußeres manchmal verwahrlost, seine Züge in jeder Quelle betrachtend, ob sie die Verräther seines Gefühles seien. Erst spät Nachts kehrte er in die Stadt zurück; doch umsonst suchte er dem Geiste des hingeopferten Herzens zu entfliehen; wo er stand, wo er ging, lockten ihn die Schattengestalten seiner Einbildungskraft an den Grabhügel seiner verlorenen Welt. Minuten wurden Ewigkeiten; die Qual hatte sich mit der Zeit verschworen, Irenens Bild mit der Allgegenwart. Seine Nerven durchzuckte ein verzehrendes Feuer.

Der Graf, der ihn schon oft zu verschiedenen Stunden des Tages in seiner Wohnung verfehlt hatte, besuchte ihn einmal sehr früh. Er vernahm im Vorzimmer, daß Oscar sich erst um drei Uhr nach Mitternacht zur Ruhe begeben habe. Varnheim trat vorsichtig auf den Fußspitzen ein, um den im Neben=

gemache Schlafenden nicht zu wecken. Die Thüre stand halb offen — Oscar lag angekleidet im Bette. Seine interessante Gesichtsbildung überflog nach mehreren fast schlaflos durchlebten Nächten eine mit seinem gewöhnlichen Wangenroth contrastirende Blässe, welche noch die sonderbare Beleuchtung, die ihn doppelt bestrich, erhöhte. Es brannte hell eine große Kugellampe neben ihm auf dem Nachttische; diese warf vereint mit der aufgehenden Sonne ein so fahles Licht auf den Schlummernden, daß Ernst momentan erschrak, als er ihn sah. Seine langen, wildverworrenen Haare, die auf dem Kopfkissen umherringelten, gaben ihm ein düsteres, verstörtes, jedoch geniales Aussehen — Michel Angelo hätte ihn zu einem Studienkopfe benützt. Er schien unendlich süß zu träumen; ein sanft lächelnder Zug um den Mund drückte eine wehmuthsvolle Zufriedenheit aus. Der Graf setzte sich stille in den Rohrstuhl an das Pult mit dem Vorsatze, Oscar's Erwachen abzuwarten. Hin und her grübelnd fühlte sich Ernst unangenehm berührt. Er wollte sich zerstreuen; sein Blick fiel zufällig auf ein Heft, dessen Umschlag von Oscar's Hand folgendermaßen überschrieben war:

Gedankenblumen,

gepflückt auf der volkreichen Wiese des Lebens und auf dem steilen, einsamen Felsenpfade der Kunst.

Diese Ueberschrift reizte seine Neugierde; er schlug es auf und las folgende Aphorismen:

Der an Geist Schwächere hat stets einen falschen Maßstab, mit dem er den Vernünftigeren mißt, wenn er mit ihm nicht derselben Meinung ist; denn der Zollstab des Ersteren gleicht hierin jedem, daß er — der lange Irrthum — sich in lauter kleinere Irrthümer zusammen- und auch auseinander schieben läßt.

Aus Fehlern lernt man oft viel, weil sie, wie Kaperschiffe, manches Gute im Schlepptau führen.

Die Jugend ist nur die Maske des Alters — das Alter die Maske des Todes.

Wenn man sich doch schon kennen würde beim Erwachen der menschlichen Denkkraft! aber leider kennt man sich kaum, wenn man zu denken aufhört.

Ein Weib, das nie geliebt, wäre unendlich zu verachten.

Erste Liebe und Wahnsinn sind nahe Verwandte.

Lerne erst eine Blume, eine Frucht richtig besehen, ehe Du es wagst, an einem Menschen Etwas zu tadeln.

Das schönste Paar.

Die Musik ist die ätherische Braut des göttlichen Wortes; als sich Beide am heiligen Altare der Kunst

vermählten, versprach sich das schönste Paar ewige Treue.

Z. B.

Der Blitz ist ein feuriger Gedanke des Weltallgeistes; da er weiß, daß die Sterblichen gern ihre in Worte kleiden, so ließ er den Donner nachrollen, um ihnen ein Exempel zu geben, wie der Göttersprache Selbst- und Mitlaute urgewaltig erschallen.

Die große Dummheit ist gewöhnlich furchtsam, dagegen die höchste Vernunft manchmal zu kühn.

Große Wirksamkeit einer Ziffer vor der Null.

Das Auge der Leidenschaft schaut sich aus der unschuldigen Null ihres Gegenstandes zehn, hundert, ja tausend Schlechtigkeiten heraus und macht so das winzige Nichts zu einer unsinnigen Größe.

Der Witz ist eine Sternschnuppe — wer da meint einen Stern zu sehen, der geht in der Irre.

Die Vernunft trennt die Menschen; die wortreiche Dummheit führt sie zu einander — ein Brunnen hört mehr als ein Museum.

Jeder Widerstand reizt die männliche Kraft, nur der unüberwindliche demüthigt sie.

Wer ist der Kleinste? — Der sich nie über seine Zeit erhebt.

Die Erinnerung ist ein klarer Spiegel, der — wie jeder andere — der vergangenen Wirklichkeit schmeichelt.

Selbst die schlechteste, ungerechteste Kritik ist noch ein beißendes Zugpflaster für das Aftergenie; das ächte Talent wird von dem erbärmlichen Treiben einer Clique nicht berührt.

Wenn alle Völker nur eine Sprache redeten, welch' ein Riesengeist müßte sich darin entfalten! aber die Gelehrten würden weinen um ihr privilegirtes Küchen-Latein.

Ich glaube, ein ganz verstockter Bösewicht, mit dem selbst der würdigste Lehrer nichts ausrichtet, ließe sich doch noch durch anhaltende, Tag für Tag ihm vorgespielte Musik großer Meister bekehren. Mir ist es einst durch ein dreimal wiederholtes, sanftmelodisches Adagio am Cello gelungen, einen störrischen wilden Jungen so weichherzig zu machen, daß er seine Mutter aus eigenem Antriebe wegen eines verübten boshaften Streiches mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat.

Die besten Märchen macht? — der Traum!

Der Krieg ist ein Aderlaß am großen Arme der Menschheit.

Die größte Partitur.

Das Weltall ist eine Partitur, worin vom Genius der Sphären-Harmonie die Sonnen, Planeten und Monde, als Ganze-, Halbe- und Viertelnoten eingeschrieben wurden; die Milchstraßen sind Taktstriche, die Kometen Achtelpausen; der Genius steht inmitten als Chordirigent, übersieht jede Note, jede Pause, und Alles wirkt zusammen im schönsten Einklang.

Es kann uns so oft Schach geboten werden auf den 64 Jahresfeldern des menschlichen Lebens, daß es rathsamer sein dürfte, lieber den Moment nicht unbenützt vorüber zu lassen, in dem wir unsern Gegnern damit drohen können; denn der Angriff ist gewöhnlich leichter als die Vertheidigung. Besser ehrlich fallen, als später die Waffen strecken.

Das Wort ist der große Mantel, in den sich der Gedanke hüllt, wenn er unter die Menschen geht — er liebt das Freie.

Je älter man wird, desto mehr wird man Ich; natürlich, weil man Anfangs nicht weiß, daß man Eines ist; daher spricht das Kind, wenn es noch nicht

mit der Zunge reden kann, pantomimisch mit dem Finger: Du! aber Ich sagt es nie.

Nur ein Fleiß in der Welt sollte in keiner Hinsicht belohnt werden; es ist der oft eiserne Fleiß jener Menschen, die sich der Kunst widmen, ohne Talent zu besitzen; dann wären sie selbst wie die unerfahrene Menge nie getäuscht und der ächte Künstler hätte reines Feld.

Der Historienmaler hat einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Bildhauer; deshalb ist dem Landschaftsmaler in seinem einsamen Walde so wohl.

Schön fehlen, ist oft schöner, als der schönsten Regel folgen.

Was ist denn Liebe? — Eins und Alles!

Das menschliche Leben ist eine Dissonanz, die der Tod auflöst.

Die zwei letzten Sätze, nach welchen noch ein Bruchstück folgte, machten den Grafen stutzen. Ernst wußte ja von Oscar selbst, daß ihn bisher kein weibliches Wesen gefesselt habe. „Was ist denn Liebe?" wiederholte er unwillkürlich; „Eins und Alles!" — „Fürwahr, er hat Recht; aber wie kommt er auf diesen

Gedanken?“ murmelte er leise. Ernst stand auf, ging behutsam zur Thüre und besah sich den Freund — in diesem schlafenden Antlitz herrschte die Liebe, ihre Wehmuth und ihre Wonne.

„Wer ist seine Geliebte?“ Vor seiner eigenen Antwort erbebte der Graf. Wie eine Bildsäule an einem Sarkophage stand er vor dem Schlafenden. Ideen durchzuckten sein Gehirn wie vergiftete Dolche — er haschte nach Luft — fuhr mit der Hand über die Stirne — trat an den Schreibtisch zurück — ergriff heftig das Manuscript und suchte den letzten Satz, der sehr flüchtig und undeutlich geschrieben war. Nach und nach gelang es ihm, dort und da ein Wort zu entziffern, endlich auch das erste und mit dessen Hülfe alle; sie lauteten:

„Entsagen — dem Zauberbild der ersten Liebe entsagen, das heißt der unschuldigen Seele das Todesurtheil vorlesen; denn die —“

Mehr war nicht vorhanden. Das „Die“ am Schlusse hatte eine Thräne halb verlöscht. Maschinenmäßig schlug der Graf das Heft zu; vor seinen Augen flimmerte es und schlangenartig kalt und unheimlich lief es durch alle seine Adern: „Wer hat ihm Irenen gezeigt? Ich!“ In diesem „Ich“ lag für ihn eine ganze Welt von Vorwürfen. Befürchtend, Oscar möchte erwachen, entfernte er sich, da er wohl wußte, er würde

vergeblich trachten, dem Freunde zu verbergen, was in seiner bewegten Brust vorgehe. Dem Diener ein Goldstück in die Hand drückend, befahl er, nicht zu verrathen, daß er da gewesen sei.

Oscar erwachte in der sechsten Stunde, richtete sich auf, löschte die Lampe ab, warf einen ironischen Blick nach der Sonne und dachte: Der wäre wol der Glücklichste, der sein ganzes Leben verschlafen könnte.

„Wie schön war mein Traum!" seufzte er. „Ich muß ihn niederschreiben, so lange ich ihn noch frisch im Gedächtniß habe." Er schrieb in sein Tagebuch:

Mir war, als säße ich auf einer hohen Felsenspitze, ringsum mich her eine Gletscherkette der sonderbarsten Gestaltung; hier schoß einer auf wie eine Thurmspitze, dort erhob sich eine ägyptische Pyramide von Eis, da sprang eine Riesen-Felsennase vor, oder eine parallelogrammartige Silbertafel glitt schräg ab; doch am liebsten ließ ich mein Auge auf einem Alpenkegel ruhen, der ein umgekehrt stehendes Herz bildete, aus dessen blauem Eisrande die Lichtstrahlen des jungen Tages zurückgeworfen wurden. Ich staunte lange; die herrlichste Landschaft lag zu meinen Füßen; es war die großartigste Alpenscene, die man sich denken konnte. Die Mitte des Thalbeckens füllte, wie ein Spiegel ruhig, ein kristallklarer See; romantische Wäldchen bewachten ihn. Freundliches Hügelland, voll von rothen Nelken- und geflammten Tulpenfeldern, zog zu den fernen bläulichen Bergen hin; der gesprächige Wind flüsterte den

Baumwipfeln Geheimnisse zu. Da fing das Firmament an, sich im Osten rosig anzuhauchen; die zartesten Farbentöne gingen in einander über, der intensivere führte einen Kampf mit seinem duftigen Nachbar; doch dieser Wolkenkrieg schien mir ein Sinnbild des Friedens zu sein. Das Licht kam wie der Bote der Versöhnung. Die Luft, die ich einathmete, war balsamisch gewürzt; jeder Athemzug regte meine Lebensgeister auf; doch plötzlich wurde es mir sonderbar zu Muthe, ich hatte viele, viele Augen. Eine sanfte Stimme hinter mir rief:

„Da hast Du mehr, mit Zweien sieht man zu wenig!"

Rosiger glomm es auf; Streifblitzchen glitzerten über den Horizont; das Gewölk schichtete sich blätterartig, links und rechts vor dem feurigen Goldknoten der Morgenröthe, übereinander; der ganze Himmel blühte wie ein Rosenkelch auf. Die Alpen fingen zu glühen an; der Felsenthurm glich dem Leuchtthurm eines Feenschlosses, die Pyramide färbte sich purpurgolden und das eiskalte, ungeheuere steinerne Herz erglühte und loderte in seiner verkehrten Stellung wie eine Flamme zum Zenith empor, doch das Herz im See hing, gleich meinem in der Menschenbrust, regelrecht mit der Spitze abwärts. Der Wind rauschte in den Wäldern, als hörte man ein Volk in mäßiger Entfernung laut beten. Da überkam mich ein heiliger Schauer, und ich flehte den Allgeist an, er möchte mir das große Herz schen=

ken. Sofort umschwebte mich ein wunderschönes, elfenzartes Wesen, das statt der Flügel zwei große Vergißmeinnicht hatte. Aus der Wolkenrose kam es, wie eine Emanation der Weib-gewordenen Blume, zu mir geflogen, erfaßte meine Hand und sprach:

„Sieh, das zum Himmel strebende feurige Herz ist der Tempel der Liebe, und das kühle Herz im See ist der Tempel der Freundschaft; Beide hat in seiner unendlichen Güte der Gott der Blüthenwelt der Menschheit geschenkt; Du wirst also doch nicht das große Herz allein haben wollen, Oscar?"

Ich fragte erstaunt: „Woher weißt Du meinen Namen?"

Das Wesen erwiderte: „Vom Schicksal."

Nun warf der See kleine Wellen und endlich Wogen; das Herz der Freundschaft schaukelte zu dem Herzen der Liebe hinauf.

Der Genius der Rose sprach: „Liebe ist Freundschaft und Freundschaft ist Liebe — sie schmelzen zusammen; zwei Herzen sind eins!"

Die purpurgoldenen Wolkenfalten schmiegten sich an den blendenden Alpenbusen der jungfräulichen Erde, die im Brautkleide des Morgenrothes den Segen des Frühlings erwartete und verschämt zum heiligen Altar des Lichtgestirnes trat. Mit Rubinen, Demanten, Eisperlen und einem Gletscherdiadem war die holde Braut geschmückt.

„Komm mit mir in den Tempel der Liebe!" rief

mir der Genius zu. Die bloße Berührung seiner Hand annullirte in mir die irdische Schwere; an seiner Seite schwebte ich vogelleicht über das Thal hin. Mit bezaubernd süßer Stimme sang mein Begleiter:

Laß die Menschen wandelnd irren,
Stolz das Edle stets verkennen!
Niemand wird das Knäul entwirren,
Frech den lichten Faden trennen,
Der umspinnt die höh're Welt,
Herz und Herz im Brautgezelt;
Aechte Lieb' wird nie entweibt,
Weil sie unenträthselt bleibt!

Doch plötzlich veränderten sich die halbmännlichen, halbweiblichen Gesichtszüge meines Beschützers; er kam mir bekannter vor — ich wußte auch gleich, weshalb; er hatte jetzt Irenens Auge und verwandelte sich nach und nach in das herrliche Griechenkind. Ich flog mit Irenen, wie ich sie im Blumentempel gesehen, durch die blauen Lüfte, nur die zwei Vergißmeinnicht-Flügel blieben ihr. Sie sagte holdselig:

„Sprechen wir mit Blicken; Worte sind zu rauh für Herzen."

Stille badeten wir uns im Morgenroth. Da sahen wir in der Ferne einen Dritten; er sah uns auch — nach einigen Minuten kamen wir ihm so nahe, daß ich Ernst erkannte. Sein Antlitz war blaß wie Alabaster; im Tone des tiefsten Vorwurfs sagte er: „Irene ist mein! Oscar — Oscar, ist Deine Freundschaft eine geheuchelte? eine falsche?!"

Da ließ ich, wie vom Blitz getroffen, Irenens Hand fahren, und stürzte hinunter; Beide schossen mir adlerschnell nach — ich hatte mich nicht verwundert, weil ich in den See fiel; ich rief ihnen zu: „Fliegt Ihr Beide in den Tempel der Liebe — gedenket meiner! Ich bringe ein Opfer im Tempel der Freundschaft.“ In dem Augenblicke, als am Horizont ein rothglühender, geschmolzener Goldtropfen der aufgehenden Sonne sichtbar wurde, sank ich unter in die murmelnden Fluthen ohne Todeskampf und erwachte sterbend zum Leben. — —

Wie die verflossenen Tage, verstrich ihm auch der heutige. Die Liebe äußert sich bei jedem gebildeten Menschen in seinem ganzen Thun und Lassen, doch hauptsächlich drängt sie sich in seine Lieblingsbeschäftigung ein; darin fühlt er ihre Macht am stärksten. Daher kommt es, daß verliebte Künstler viel leidenschaftlicher sind als die übrigen Verehrer des schönen Geschlechtes. Der liebende Maler verwebt in alle Frauengestalten, die sein Pinsel hervorruft, unwillkürlich die Züge seines Liebchens; auch die Musik malt — mit Tönen und der Dichter opfert in glühenden Versen seinem weiblichen Ideal.

Oscar's Gedanken jagten zu Irenen; in seinem höchsten Schmerze kamen sie wehmuthsvoll als Melodien zurück; so schuf er Compositionen, mit denen er eine Art von wilder Schwelgerei trieb. Sich der Musik ohne Maß ergeben, übt einen dämonischen, zerstörenden

Einfluß auf das Nervensystem aus. Wenn er spät in der Nacht von Waldau nach Hause kam, brachte er seine zügellosen Phantasien eiligst in Noten zu Papier und spielte sie mit entfachter Herzensgluth ununterbrochen bis ihm erschöpft der Bogen entsank. Warf er sich dann wie wahnsinnig auf sein Bett, so war er dermaßen ergriffen von seinem eigenen Spiele, daß er am ganzen Körper heftig zitterte und ein heißer Thränenstrom seinen Augen entstürzte.

Er hatte nichts mehr als diesen süßen Wahnsinn, wie er es selbst nannte. Es wurde ihm klar, daß er hier nicht länger leben könne. Griff er zufällig mit der Hand an die Stirne und befühlte seine Narbe so rief es in seinem Innern: Dein ist Irene! eine höhere Macht hat sie dir blutig angetraut — hat Blut kein Recht? ist dies blos Anmaßung des Geschlechts? Nimmermehr!

Er scheute jeden seiner Bekannten. Er ging umher wie ein Gespenst. Kaum traute er sich die Kraft zu, in Irenens Nähe zu existiren, ohne ihre Gesellschaft aufzusuchen. Oscar beschloß also, um ja nicht in seinem Vorschlage wankelmüthig zu werden, eine Kunstreise nach Paris und London zu unternehmen, und zwar schon morgen ohne Abschied in der Stille von hier abzureisen; nur seinem Freunde Ernst wolle er einen Brief hinterlassen, worin er sich vornahm, ganz aufrichtig gegen ihn zu sein.

Die Nacht dunkelte schon, als ihn derselbe Gebirgs=

pfad bei Waldau, den er einst fröhlich mit Ernst gewandert, in's Thal hinunterführte. Wie ganz anders war ihm jetzt zu Muthe! Er schlenderte herzverloren neben der Gartenmauer hin; als er sich dem bekannten Baumaste näherte, fing er, ohne es zu wissen, zu laufen an, nach einem Sprunge hatte er ihn umklammert, und schwang sich hinauf.

Nun erst fiel ihm sein Versprechen ein, Irenen nicht mehr zu sehen. Einige Augenblicke zaudernd, blieb er auf dem Baume sitzen — es war ihm, als zöge ihn ein unsichtbarer Magnet in den Garten hinunter. Er konnte nicht widerstehen, versprach sich aber fest, daß es heute das letzte Mal sein müsse. Seine Brust athmete tief auf. Er ging bis zu dem Plätzchen, das ihm Ernst verrathen. Im nahegelegenen Pavillon flimmerten Lichter; dann und wann hörte er lachen, oder des alten Grafen laute Stimme am Whisttische die Honneurs ansagen.

Die Mondsichel blinkte am wolkigen Himmel nur verstohlen und düster; der Brunnen plätscherte träge mit seinen Wasserkugeln, die Blumen ließen traurig die Köpfchen hängen — es war recht öde. Ohne Irenen gesehen zu haben, wollte er nicht scheiden. Er schlich sich leise in die Nähe des Lusthauses und erkletterte einen Baum, dessen Höhe ihm einen Ueberblick gewährte. In der Mitte stand der Spieltisch, an welchem die Tante, der alte Graf und zwei Herren saßen. Irene und Ernst waren eben auf die Terrasse herausgetreten,

als Oscar seine Aussicht gewann. Ihm war als hätte er sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Das Düster der Mondnacht erhöhte ihre Reize.

Der junge Graf von Barnheim ergriff lebhaft ihre Hand; er schien sehr bewegt, als er mit dem schüchternen Mädchen zu sprechen begann, jedoch er sprach so leise, daß es Oscarn trotz aller Anstrengung unmöglich war, auch nur ein Wort zu verstehen. Er dachte, jetzt habe Ernst Irenen seine Liebe gestanden; denn sowohl er als auch sie blieben einigen Minuten wie festgewurzelt am Geländer lehnen. Oscar schloß wie betäubt die Augen und stützte sich vernichtet auf einen großen Ast. In dieser Stellung blieb er, bis ihm das Rücken der Stühle ankündigte, daß sich die Gesellschaft in das Wohngebäude zurückziehe. Oscar folgte Irenens Erscheinung mit glühenden Blicken, bis ihm qualvoll im Schattendunkel der Nacht ihr helles Kleid wie ein Nebelstreifen zerfloß.

„Leb' wohl auf ewig, Du meine Seligkeit!" flüsterte er unter den Zweigen, durchschauert von der Gewalt der ersten Liebe. Er hätte in die Aeste hinein verwachsen mögen — sein menschliches Dasein schien ihm Hölle gegen das grüne Stillleben der Natur, die ihn unschuldig umrankte.

Endlich stieg er herab, ging fast besinnungslos zur Moosbank, wo er ein Tuch von Irenen fand. Krampfhaft drückte und preßte er es an Augen und Lippen. Ein Stunde später ging der Mond unter.

Oscar erhob sich. Das Tuch hätte er für kein Königreich dagelassen.

In seiner Wohnung angelangt, nahm er sein Cello zur Hand, das er in seiner Leidenschaft als ein mitfühlendes Wesen betrachtete, dem er sein Unglück klagen könne. Der Gedanke des Selbstmords wandelte ihn an. Das Licht der Lampe war ihm heute unerträglich. Sein überaus erschöpfter Körper forderte Ruhe; er schlief lange in den Tag hinein. Erwachend gab er dem Diener den Befehl, einzupacken. Er selbst that ein Gleiches mit seinem Instrumente, das er Niemanden anvertraute. Er war eben ihm Begriffe, sein Schreiben an Ernst zu schließen, als an der halboffenen Thüre ein gräflicher Bedienter klopfte und ihm einen Brief überbrachte.

Das Blatt zitterte in Oscar's Hand, denn er erkannte in der Adresse Ernstens Schriftzüge; rasch riß er das Siegel auf — las wie vom Donner gerührt, folgende Zeilen:

Vergieb mir, mein theurer — theuerster Oscar, daß ich, ohne Abschied von Dir zu nehmen, in die Welt hinausstürme; es war unmöglich! Du liebst, wo ich anbete — o du Glücklichster aller Sterblichen, Du wirst wieder geliebt! Drücke das Götterkind bald an Dein starkes Herz! Große Seele, Du wolltest für Deinen Ernst entsagen — ich stehe in Gedanken beschämt vor Dir, tief beschämt. Oscar —

mein Oscar, lebe wohl! Ich finde jetzt keine Worte mehr.

Ewig Dein

Ernst.

Aus höchster Liebesqual plötzlich in Entzückung versetzt, entfiel ihm das Blatt — er starrte vor sich in die Luft. Oscar wußte nun, was gestern Irene auf der Terrasse dem Freunde gestanden hatte. Eilends begab er sich zum alten Grafen von Barnheim, um in Erfahrung zu bringen, wohin Ernst gereis't sei, da er beschloß, ihm augenblicklich zu folgen, jedoch alle seine Erkundigungen blieben fruchtlos.

Nach drei, in ernster Betrachtung verlebten Tagen ging er in die Wohnung der Tante. Sie war nicht zu Hause. Er trat, nachdem Johann die Frage, ob auch das Fräulein heute in der Stadt sei, bejaht hatte, mit pochendem Herzen in Irenens Zimmer. Sie saß am offenen Fenster, in Träume versunken vor sich hinblickend. Einen der Briefe Oscar's an die Tante, den das liebende Mädchen gelegentlich derselben entwendet hatte, um nur Etwas vom Geliebten zu besitzen, hielt sie, als wären diese Zeilen ihr einziges, ihr ganzes Glück mit beiden Händen. Ein vorüberrollender Wagen machte so viel Geräusch, daß sie den Künstler nicht eintreten hörte. Er schritt leise vor und den Brief erkennend, rief er freudeberauscht: „Irene!" und sie erschreckt wie eine Gazelle aufspringend: „Oscar!" Die

Geliebten umschlangen sich — der erste Kuß wurde selig geküßt.

Sie hatten sich viel zu sagen. Die Tante überraschte die Glücklichen. Sie wußte Alles; denn ihr war die Veränderung, die sich seit dem Balle in Irenens Benehmen zeigte, nicht entgangen. Nun war er der tägliche Gast; Lieder wurden gesungen, Sonaten gespielt von früh Morgens bis spät Abends. Sie gestanden sich gegenseitig tausendmal ihre Liebe in Melodien.

Vierzehn Tage später kam Irenens Vater. Er billigte die Wahl seiner Tochter. In Waldau ohne alle Festlichkeit ging nach Oscar's Wunsche die Hochzeit vorüber.

Sie saßen Abends traulich im Garten. Irene konnte nicht genug die schönen Geschenke betrachten, die sie von dem Bräutigam, ihrem Vater und der Tante bekommen hatte. Diese scherzte mit der Nichte und nannte sie eine Ungläubige, weil sie damals ihrer König-Patience keinen Glauben schenken wollte. Alles Vergangene wurde besprochen. Als die Rede auf Oscar's Wunde kam, sagte die Tante, nachdem sie Einiges über die Begegnung der Geister im Unglück geschwätzt hatte: „Den ersten Knaben, den Euch der Klapperstorch bringt, müßt Ihr Carlos nennen.“

„Mitnichten!“ erwiderte Oscar fast traurig, „Ernst muß er heißen.“ Dabei drückte er einen Kuß auf die

mit Carmin überhauchte Wange Irenens, die sich verschämt von ihm abneigte.

Unvermuthet trat mit artigem Gruße ein schwarz gekleideter Mann aus dem Gebüsche in ihren Kreis. Seinem Bedienten befahl er, die auffallend große elegante Schatulle, die er trug, auf den Tisch zu stellen. Oscar glaubte den Fremden beim Namen nennen zu müssen, da er sich erinnerte, ihn schon einmal gesehen zu haben, nur wußte er nicht, wo. Er fragte ihn höflich nach seinem Begehren, worauf der Unbekannte, sich zu Irenen wendend, in französischer Sprache erwiderte: „Dieser kleine Schlüssel ist meine Antwort.“ Sich vornehm verbeugend, entfernte er sich.

Oscar und Irene blickten ihm verwundert nach. Sie öffnete die Schatulle, um das Räthsel zu lösen — die schöne Braut erschrak beinahe. Ein ungemein reicher Diamantenschmuck strahlte ihr blitzend entgegen. Ein Brief lag dabei, der an Irene adressirt war. Sie erbrach ihn mit zitternder Hand und las laut:

Irene!

Verschmähen Sie diese Gabe nicht von mir, es würde mich unendlich schmerzen. Das, was ich Ihnen hier anzubieten wage, hat zwar in den Augen der Welt großen Werth, für mich jedoch nicht den geringsten, wenn Sie es nicht besitzen. Es ist der Brautschmuck, den mein verstorbener Onkel dem Mädchen meiner ersten Liebe bestimmte. Ich habe

es gefunden, Irene! Daß es eine Jungfrau in der weiten Welt geben könnte, welche die Hand seines Neffen und seine Millionen ausschlüge, das hat der gute Onkel nicht bedacht. Möchten Sie sehr glücklich — unaussprechlich glücklich an Oscar's Seite sein!

Ihr, Sie nie vergessender

Ernst Barnheim.

Irene war tief bewegt. Oscar sah wehmüthig auf die glänzenden Steine. Was gäbe die Braut nicht, wenn Ernst sie nie gesehen hätte! Der Wandel der menschlichen Verhältnisse machte Beide nachdenkend. Sie saßen lange beisammen und sprachen nichts. Irene bemerkte erst, als sie die Schatulle wieder musterte, einen versteckten Einsatz; sie hob ihn auf. Unter Ohrgehängen, Ringen, Brustnadeln und kleinerem Geschmeide lag eine weiße Rolle mit grünem Seidenbändchen gebunden, worauf Oscar's Namen stand. Irene reichte sie ihrem Gemahl. Er löste schnell die Schlinge, und als er das Blatt entfaltete, entfiel ihm eine verwelkte Rose, die er und Irene an den sonderbar gewachsenen Stängel sogleich für dieselbe erkannten, die sie in jener schönen, mondhellen Nacht am Springbrunnen verloren hatte. Sie lasen Beide still:

Theuerer Oscar!

Nimm diese Blume und verwahre sie wohl; großes Leid hat mich die Trennung von ihr gekostet,

doch so lange ich sie besäße, würde sie an meinem Herzen ruhen. In Dir sah ich, was der Mann in seiner Kraft vermag. Oscar, ich werde über mich Herr werden; Du wirst mir die nöthige Kraft leihen, ich allein hätte sie nicht. Wenn Du diese Zeilen vor Augen hast, wird mich vielleicht schon ein Dampfer von England in die neue Welt hinüberschaukeln. Dort will ich es versuchen, Ruhe zu finden. Der brausende Nigara wird mir erzählen, daß ungezügelte Leidenschaft Verderben bereite. Du wirst mich im Geiste begleiten. Ich will mich Deiner großen Freundschaft würdig zeigen. Wenn ich dann nach Jahren zurückkehre, soll uns nichts mehr trennen. Versprich mir, mich vor meiner Rückkunft nirgends aufzusuchen — ich fühle, ich muß lange allein sein. Auch die Einsamkeit ist ein guter Freund. Du wirst mir dann diese Rose zurückgeben; sie soll das rothflammende Siegel unsers unauflöslichen Freundschaftsbundes sein, den die Feuerprobe der ersten Liebe geläutert. Im Fühlen zeigt sich der ganze Mensch, im Denken nur der egoistische Kopf. Deshalb sind die Frauen besser, als wir Männer. Verwahre sie wohl, die Rose, mein Oscar! Sie wird bei meiner Heimkunft nicht mehr die Blume der Liebe, sondern die Blume der Freundschaft sein und Irene meine Schwester. Lebe wohl!

Dein Bruder

Ernst.

Oscar war gerührt; in Irenens Augen erglänzten ein Paar große Thränen; sie schämte sich ihrer nicht. Sie hielten sich, aus dem Pavillon in den Garten wandelnd, fest umschlungen; ihr gegenseitiger Besitz hatte eine außergewöhnliche, die höchste, die reinste Weihe empfangen. Sie küßten sich, als hätten sie sich noch nie geküßt — ein Stern lächelte wie Ernstens Auge auf sie hernieder.

Noch lange danach, wenn sie traulich im Mondlicht am plätschernden Brunnen saßen, segelten ihre Gedanken über's Meer, und ein Heiligthum für das ganze Leben wurde ihnen und einem Dritten die Blume der Freundschaft.

V.

Der schwarze Paul.

Erzählung.

In einer der größeren Handelsstädte Deutschland's lebte seit einiger Zeit der „schwarze Paul," wie ihn das Volk nannte, das sich seinen afrikanischen, sonderbar klingenden Namen nicht merken konnte. Der colossale Mohr gehörte dem edlen Mandingo=Stamme an, der sich bekanntlich unter allen Bewohnern Afrika's in mehr als einer Hinsicht auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Man wußte von Paul nur, daß er in seinem achtzehnten Jahre von einem Sclavenhändler nach Amerika gebracht, und an einen Plantagenbesitzer auf der Insel Cuba verkauft wurde; ferner, daß ihm dieser Mann aus Dankbarkeit für außerordentliche Dienste die Freiheit schenkte, worauf der kühne Neger auf dem Meere die sonderbarsten Schicksale erlebte und endlich von einem Sturme verschlagen, zufällig nach Europa kam, wo

er das Tischlerhandwerk erlernte, zu dem er von Jugend auf eine große Vorliebe zeigte. Der Mohr kümmerte sich jedoch um das Geschwätz des Volkes gar nicht.

Einst an einem sehr trüben October-Abend — der Aequinoctialsturm heulte und pfiff ungestüm durch die Fensterfugen und rüttelte an den Dachstühlen der kleineren, schwächer gebauten Häuser, als hätte der nun wieder einmal aufgestachelte Zorngeist Lust, sie zu Boden zu schleudern — an diesem düstern Abend hobelte Paul in der Dämmerung noch fleißig. Plötzlich hielt er inne, und, aufmerksam horchend, rief er aus: „Ja, ja! — das ist nicht der Stundenschlag der Thurmuhr — kenne das! — das ist die Feuerglocke!"

Wie er just bei der Arbeit war — in bloßen Hemdärmeln — trat er aus seiner engen Kammer auf die Straße. In südwestlicher Richtung stieg ein Rauchqualm auf, der seiner Meinung nach höchstens eine Viertelstunde von seinem Hausthor entfernt sein konnte. Bald darauf liefen mehrere Burschen mitten durch die Gasse und schrieen: „Feuer! Feuer! Hollaho, Feuer!" Der Tambour der nächsten Wache begann einen blitzschnellen Wirbel zu schlagen, um die Bürgerschaft von dem ungewöhnlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

Nun flog die erste Spritze über das Straßenpflaster, daß die Funken hinter den Pferdehufen wie Gespensterchen tanzten — Alt und Jung fing zu laufen an — hundertmal erscholl die Frage: wo brennt's denn? wo brennt's denn? — „in der Voigt'schen Spinnfabrik

draußen in der langen Straße!" rief laut eine Baßstimme mitten aus dem Volksschwarm. Alle Stadtthürme wetteiferten mit den Feuersignalen — das Gerassel der vorübereilenden Wasserwagen, das Geschrei der Löschmannschaft und das Brausen des Sturmwindes wuchs von Minute zu Minute. Jeder Vorübergehende wurde von der wogenden Menschenmasse mitgenommen wie ein Brett vom Strome.

Paul, der sich ein Paar Augenblicke das Treiben der Menge gelassen angesehen hatte, setzte plötzlich seinen mächtigen Gliederbau in Bewegung und zwar in einer Weise, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es rollte nämlich pfeilschnell ein vierspänniger, eigenthümlich gebauter Wagen vorbei, worauf sich fünfzehn bis sechzehn Mann der Feuer-Compagnie mit Schläuchen, Stricken und derlei Löschrequisiten befanden. Die vier Rappen sprengten in gestrecktem Galopp. Das Volk platzte in ein schallendes Gelächter aus, als Paul diesem Wagen nachlief, um sich hinten auf ein noch freies Plätzchen zu schwingen. Dieses Gelächter der neugierigen Gaffer verwandelte sich jedoch in Bewunderung, als Paul nicht nur in sehr kurzer Zeit den Wagen wie ein Windhund einholte, sondern sich sogar augenblicklich durch einen außerordentlich kecken Sprung, den man nur der Schnellkraft eines flüchtigen Hirsches zugetraut hätte, einen Platz im Innern des Wagens eroberte. Da er unter der sitzenden Löschmannschaft stehend wie ein schwarzer Mastbaum emporragte, so

riefen die Straßenbuben, mit den Fingern auf ihn deutend, in einem Tone, worin sich Ehrfurcht mit Erstaunen mischte: „Der schwarze Paul! — der schwarze Paul!"

In fünf Minuten wurden sie von den dampfenden Rossen an Ort und Stelle gebracht. Die Feuersäule schoß vom linken Dachgiebel der Spinnfabrik in die Höhe, als wollte sie den Zenith der dunkelgrauen Dämmerung mit den glühend zugespitzten Lippen küssen. Die Flamme wurde von dem wüthenden Sturmwinde so gewaltig getrieben, daß Jedermann befürchtete, es werde ein namenloses Unglück über die Vorstadt, ja vielleicht ganze Stadt hereinbrechen, wenn es der vereinten Thätigkeit nicht gelänge, die Gluth hier bald zu ersticken.

Das Hauptgebäude der Fabrik erhob sich in Hufeisen-Form prachtvoll hinter dem eisernen Lanzengitter, das einen weiten Hof umringte; nur durch ein schmales Quergäßchen von ersterem getrennt, stand das große Wohnhaus der Fabrikbeamten und Arbeiter, woran sich unmittelbar die endlose Häuserreihe der langen Gasse anschloß. Drei Spritzen waren bereits in voller Thätigkeit; jede spie ihren Wasserstrahl mit aller Macht bis zur höchsten Kante des Daches. Es hatte eine Weile den Anschein, als ob sich die Flamme demüthig zurückziehen wollte, doch plötzlich griff sie mit erneuerter Wuth und so reißender Schnelligkeit um sich, daß man meinte, es würde statt des Wassers Oel hineingegossen. Bald

darauf leckten Feuerzungen durch die Fenster des letzten Stockwerkes heraus; als jedoch die heißhungrige Gluth sich über ein Wollmagazin blitzschnell hinstürzte und wie ein ungeheurer Flammen-Rachen sich schonungslos seiner Beute bemächtigte, da bezweifelten es selbst die Muthigsten, daß die Erhaltung der Fabrik noch möglich sei. Die hereinbrechende Nacht bildete den Rahmen zu diesem farbeglühenden Gemälde.

Von Hand zu Hand eilte der Wassereimer — mehr als zwanzig Spritzen wurden unermüdlich bedient — der Sturm trieb brennende Wollfetzen hoch in die Lüfte — wie unheildrohende Kobolde spukten sie im Wirbeltanze nach allen vier Weltgegenden hin. Das Militär hatte indessen die Straße abgesperrt und den Platz von müßigen Gaffern gesäubert. Hundert und hundert Hände waren beschäftigt, wenigstens die kostspieligen englischen Spinnmaschinen im ersten und zweiten Stockwerke zu retten — da war des Mohren Herkuleskraft nicht mit Gold zu bezahlen; wo er angriff, da ging's so hurtig weiter, als wäre die Maschine nicht von Eisen, sondern von Korkholz. Er befand sich just auf den Stufen des großen Eingangthores, im Begriffe, wieder in das brennende Gebäude hineinzueilen, als von allen Seiten der Warnungsruf erscholl: „Paul, Paul, weg da!" wobei mehrere Personen in die Höhe deuteten. Er hob sein edelgeformtes Mohrenhaupt, und erblickte eben noch zu rechter Zeit, wie ein ganzes rothglühendes Dachfenster mit ein Paar Trag-

balken das Uebergewicht bekam, und von der Höhe herabschmetterte. Paul machte einen Satz wie ein Königstiger; in der nächsten Secunde erdröhnte der Boden auf dem Platze, den just noch seine Füße eingenommen hatten — die Gluth-Trümmer ächzten förmlich. Paul, sicher unter dem Hausthore, sagte naiv zu sich selber: „Diese rothe Mütze wäre mir allerdings etwas zu schwer gewesen!“ Er verschwand vor den Blicken der Menge.

Gegen acht Uhr Abends stand die Fabrik vom untersten Erdgeschosse bis zum höchsten Schornstein in lichten Flammen; auch hatte bereits ungeachtet aller Anstrengung der Brand das Nebengebäude ergriffen. Jeder Bewohner suchte wenigstens das Beste seiner Habe zu retten. Hier schleppte ein Vater auf den Schultern ein Paar große Bündel aus dem Brande, legte sie mitten in der Straße nieder und ließ seinen Knaben als Wächter dabei; dort trug eine Mutter Federbetten oder eine Wiege hastigen Schrittes — Alles schrie und rannte in der äußersten Besorgniß durcheinander, als ob das Ende der Welt noch in dieser Nacht zu erwarten sei.

Die Gefahr, die Verwirrung, der Lärm stieg immer höher. Die Feuer-Commissäre arbeiteten sich entweder wissentlich oder unwissentlich entgegen; was Einer untersagte, befahl der Andere — kein Wunder, daß die Löschmannschaft den Kopf verlor. Die Volksmasse fing zu murren an, und verwünschte die Feuercommissäre. Paul, in seiner natürlichen Treuherzigkeit, stellte

ihnen vor, daß sie lauter albernes Zeug machten und gab ihnen so manchen guten Rath, wie die Rettung noch zu bewerkstelligen wäre, aber der Eigendünkel der Befehlenden fühlte sich dadurch beleidigt. So wußte eigentlich Keiner recht, wo er Hand anlegen sollte, weil es, wie auch zuweilen in der Schlacht, an einem Alles überschauenden Obercommando fehlte; das Feuer — der hier furchtbare Feind — eroberte sich Klafter um Klafter beinahe ohne Widerstand und schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es den glänzendsten Sieg mit seinen tausend und tausend Flammenschwertern erfochten habe.

Die unbändige Gluth des imposanten Fabrikgebäudes erhitzte das neuerrichtete hohe Nebenhaus bis zur Entzündung; kaum hatte der Wirbelsturm Zündstoff hinübergetragen, so brannte es auch wie Stroh. Von Zeit zu Zeit taumelte noch ein Bewohner wie betrunken vom Rauche in's Freie. Jedermann glaubte, daß wenigstens kein Menschenleben in dieser feurigen Wolfsgrube gefährdet sei, als plötzlich aus dem letzten Eckfenster des vierten Stockwerkes ein herzzerreißender Schrei durch die Lüfte drang. Ein schönes, junges Weib mit einem Kindchen auf dem Arm wurde sichtbar, und Hülferuf auf Hülferuf ertönte verzweiflungsvoll von ihrer Lippe.

Die Unglückliche, die Frau eines Arbeiters, der sich durch Fleiß in der letzten Zeit zu dem kleinen Amte eines Aufsehers emporgeschwungen hatte, verspätete sich,

in ihren Wohnstuben im Hofe, um das Werthvollste ihrer Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Als sie sich über die hölzerne Hintertreppe flüchten wollte, wurde sie mit Schaudern gewahr, daß ihr die trotzig frontmachende Flamme hier den Weg versperre. Sie hatte noch so viel Geistesgegenwart, sich auf gewaltsame Weise Bahn in's Vordergebäude zu brechen. Sie wußte nämlich, daß die Stube ihrer Nachbarin, die längst die Flucht ergriffen, nur durch eine Bretterwand von jenem Gange geschieden sei, der zur Treppe des Vorderhauses lief — sie hoffte also auf diesem Wege noch das Freie zu gewinnen. Mit einer Hacke führte sie Streich um Streich gegen die Wand, die ihren zarten Frauenhänden nicht weichen wollte. Sie blickte mit thränennassen Augen auf ihr dreijähriges Knäblein, daß zu ihren Füßen saß und voll Verwunderung Fragen stammelte, was denn die Mutter da mache? Die Mutterliebe gab dem schwachen Weibe Kraft; die Verzweiflung stählte ihren Arm — noch ein Paar Hiebe, und der schmale Weg durch die Wand war erzwungen. Aber welche Furcht ergriff ihr Herz, als sie entdeckte, daß auch die breite Vordertreppe schon über und über brenne. An Gemächern vorbeirennend, worin Alles in hellen Flammen loderte, stürzte sie sich in das letzte Eckzimmer und schrie aus voller Kehle um Hülfe. —

Lorenz, ihr Mann, der für den Eigenthümer der Fabrik einen Geschäftsgang nach dem nächstliegenden Dorfe zu machen hatte, kam außer Athem zurück zur

Stätte des Unglücks und sah die händeringende Gestalt seines Weibes da oben inmitten des fürchterlichen Flammenberges. Todtenblaß, verstört rannte er auf eine Gruppe von Schornsteinfegern zu und rief in einem Tone, der Jedermann durch Mark und Bein ging: „Zweihundert Thaler!. mein ganzes Hab und Gut Dem, der mir das Weib am Fenster rettet!“

Die Schornsteinfeger sahen einander an, zuckten die Achseln, und der langarmige Christoph, einer der verwegensten, rief Lorenz kopfschüttelnd zu: „Guter Freund! das ist nicht mehr menschenmöglich; das Gebäude ist so ungewöhnlich hoch, daß unsere Rettungsleitern kaum bis zum dritten Stockwerke reichen und ich sage Euch, es brennt im dritten noch weit heftiger als im vierten. Hätt' ich vor wenigen Augenblicken nicht einen Sprung über neun glühende Stufen gewagt, Ihr würdet mich jetzt nicht lebendig sehen — 's ist unmöglich! und wenn Ihr auch zweitausend Thaler gebt — 's ist rein unmöglich!“

Lorenz starrte ihn eine Weile gräßlich-still an, doch plötzlich warf er sich wie wahnsinnig auf die Erde und fing zu weinen und zu heulen an, daß sich jeder Pflasterstein hätte seiner erbarmen mögen. Da trat der schwarze Paul zu ihm, rüttelte ihn auf wie einen siebenjährigen Knaben und brummte ihn an: „Willst Dü mit Deinen Thränen das Feuer löschen? pfui! flennen dürfen die Weiber, wenn ihnen die Gefahr im Nacken sitzt — wir Männer aber müssen handeln — diesmal

will ich es für Dich!" und sich den Schornsteinfegern zuwendend, fuhr er mit seinem gewaltigen Organ in befehlendem Tone fort: „Rasch, rasch! das längste Seil her und ein Paar kleinere Stricke!"

Christoph sagte darauf warnend: „Paul, wage nicht zu viel, da ist Alles vergeblich; glaub' mir, ich verstehe mein Handwerk."

Der Mohr warf ihm einen ironischen Blick zu und entgegnete den Schornsteinfegern kaltblütig: „Was versteht Ihr davon, wie man dem Feuer zu begegnen hat — Euere europäischen Lungen sind freilich nicht auf ein Luftkasten von einigen Minuten eingerichtet — gießt mir ein Paar Eimer Wasser über den Kopf! und Du, Christoph, gieb mir Deinen Schlauch." Die herbeigebrachten Stricke ergreifend, rannte er, vom Scheitel bis zur Ferse triefend, wie Pluto's Lieblingsgeselle, in's brennende Gebäude.

Lorenz traute kaum seinen Augen. Christoph rief kopfschüttelnd: „Der kommt entweder in der nächsten Minute halbgebraten, oder nie mehr in seinem Leben zurück!"

Unterdessen war das Weib mit dem Kinde vom Fenster verschwunden. Gertrud kam zur Ueberzeugung, daß ihr oft ausgestoßener Hülferuf vergebens in den Lüften verhalle. Die Todesangst trieb sie noch einmal zurück zur brennenden Treppe — das Jammern des Kindes zerriß ihr das Mutterherz — sie wollte ja gerne sterben, wenn sie nur ihr einziges Knäblein ge-

rettet wüßte. So stand das arme zitternde Weib am Eingange der Stiege, als der riesige Mohr aus der zischenden Gluth auftauchte wie ein flammengeborener Dämon der Unterwelt.

Gertrud erschrak über seine Erscheinung in diesem fürchterlich=seltsamen Momente so sehr, daß sie zurückbebend beinahe das einen Schrei ausstoßende Kind vom Arme fallen ließ. Leichenblaß ergriff sie die Flucht, während Paul tief Athem schöpfend, ihr die Worte nachschleuderte:

„Ihr zittert ja wie ein Lilienkelch bei einem Donnerschlag — habt Ihr denn noch nie einen Mohren gesehen? ich bin ein Mensch, so gut wie ein Anderer!"

Gertrud wandte sich darauf um. Paul faßte sie bei der Hand und zog sie an der brennenden Zimmerreihe hastig vorüber in die äußerste Eckstube des Hauses. Dieselbe hatte zwei Fenster, die ein anderthalb Fuß breiter Mauerpfeiler trennte, um den Paul, ohne ein Wort zu verlieren, das eine Ende des Seiles schlang und durch ein Paar Knoten befestigte. Nun warf er das andere Ende durch's Fenster, und sah mit Freuden, daß es bis auf die Erde herabreiche.

„Vertraut Euch mir ganz an, ich rette Euch und das Kind," rief der Mohr mit voller Seelenruhe, als ob er nun seiner Sache gewiß sei. Gertrud jedoch, die ihn mit Entsetzen diese Anstalten treffen sah, stammelte mehr als sie sprach:

„Was wollt Ihr denn von mir?"

„Das könnt Ihr Euch wol denken," entgegnete Paul, „ich binde Euch und das Kind auf meinen Rücken und gleite dann mit Hülfe des Seiles auf den Boden hinab — gebt 'mal Acht, wie lustig wir den Flammen davonfahren!"

Im unheimlichen Halbdunkel, das der Brand in diesem noch einzigen unversehrten Zimmer verbreitete, konnte Paul in Gertraud's Mienen lesen, daß sie diesen Gedanken für ein bloßes Hirngespinnst halte. „Kommt hinaus zur Stiege!" rief sie kreidebleich vor Angst: „Ihr seid glücklich durch die Gluth heraufgekommen, Ihr könnt mich auch gewiß da hinunterbringen."

„Unsinn!" schrie Paul ungeduldig. „Euere Kleider fangen in der ersten Secunde auf der Stiege Feuer; seht Euch einmal die Brandlöcher in meinem Hemde an, was ich doch eher so durchnäßte, daß kein Faden daran trocken blieb — macht keine Umstände, steigt auf den Stuhl!"

Gertrud zauderte immer noch — sich dem Seile anzuvertrauen, schien ihr halsbrecherische Tollheit.

„Nun gut! bleibt da, wenn's Euch gefällt — ich seg'le dem Feuer davon; was seid Ihr Weiber doch für ein Volk, das noch Zeit hat, thöricht zu sein, wenn es unter den Sohlen brennt" — während er dies sehr rasch sprach, schwang sich Paul auf das Fensterbrett und griff nach dem Seile.

„Mensch! um Gotteswillen verlaß mich nicht!" schrie nun Gertraud in höchster Bestürzung.

„Mitternacht und Donnerwetter!“ schnauzte sie der Mohr drohend an, „glaubst Du vielleicht, daß ich da heraufgekommen bin, nm mir Kastanien zu braten? — Augenblicklich steig' auf den Stuhl, oder —!“

Gertraud folgte bebend dem gebieterischen Ausspruche. Mit einem der Stricke band er ihr das wimmernde Kind um Busen und Hüften, damit es ja nicht ihren Armen entstürze, falls sie während der gefährlichen Luftreise die Besinnung verlöre; und mit dem andern band er sich das schöne marmorblasse Weib auf den Rücken.

„Habt keine Sorge — schlingt die Hände um meinen Hals und kreuzt die Finger unter meinem Kinn scharf in einander!“ sagte er nun wieder gelassen, setzte sich auf das Fensterbrett, streckte die Beine in die Luft, ergriff mit seinen granitharten Knochen-Fäusten das Seil, schwang sich hinaus, und umfing es in dem ersten Augenblicke mit seinen mächtigen Schenkeln.

Gertraud stieß einen Angstschrei aus und ergab sich zaghaft ihrem Schicksale. Das unschuldige Kind lag am Mutterbusen sanft und ruhig wie in seiner Wiege. Die Gluth zischte schlangenartig links und rechts — der Mohr ließ sich wie der kühnste Dreidecker in's Luftmeer hinaus vom Stapel laufen. —

Wie klopfte dem treusinnigen Lorenz das Herz im Leibe, als er die drei Menschenleben so zwischen Himmel und Erde schweben sah! Er murmelte flehend: „Strick! o Du guter Strick, reiße um Gotteswillen nicht — an Dir hängt mein Alles!“ Als der Mohr,

rings von Flammen umzüngelt, sich schon glücklich bis zum ersten Stockwerke herabgelassen hatte, erscholl aus dem Kreise der Schornsteinfeger ein Freudenruf, und der langarmige Christoph sagte voll Erstaunen: „Ist ein Schwerenothskerl das — der schwarze Paul!"

Unten angelangt und losgebunden von den Schultern des Mohren, sank Gertraud fast ohnmächtig in die Arme ihres Mannes, und der Vater küßte sein Weib und sein Kind, und wieder das Weib und wieder das Kind, als hätte er sie in seinem Leben noch nie geküßt. Nun wollte er Paul danken — er war verschwunden.

Indeß hatte der Sturmwind die Flamme so wüthend gepeitscht, daß auch das dritte Haus bereits Feuer fing. Von allen Dörfern eilten Spritzen und Hülfsmannschaft herbei. Tausende von Menschen waren thätig, um dem schrecklich drohenden Unglück Einhalt zu thun. Die Eigenthümer der nächsten Häuser trafen zaghaft alle erdenkliche Vorsichtsmaßregeln; denn das Vertrauen zu den Anordnungen der Feuercommissäre ließ von Viertelstunde zu Viertelstunde nach. Die Menge fing nun laut an, ihrem Unmuthe Luft zu machen. Hier schimpfte Einer, der schon einen Theil seiner Habe eingebüßt, dort fluchte ein Anderer heidenmäßig auf die Nachlässigkeit der Löschmannschaft; wahrlich es fehlte nicht viel, so wäre die gereizte Stimmung des Volkes in offene Gährung übergegangen, wenn nicht ein höhergestellter Beamter die Aufgeregten durch gute Worte wieder beschwichtigt hätte.

Die Feuercommissäre wußten ganz und gar nicht mehr, was sie beginnen sollten bei dem beispiellos raschen Fortschritte der Flammen — es herrschte unter diesen, durch das Volksgemurre eingeschüchterten Männern eine Rathlosigkeit, welche das entsetzlichste Unheil in ihrem Gefolge zu haben schien. Paul donnerte sie an: „Sagt mir doch, Ihr Schlafmützen, wann Euch einmal die Augen aufgehen werden? Seht Ihr's noch nicht ein, daß bei diesem Sturmgebraus mit gewöhnlichen Mitteln nichts auszurichten ist? Kanonen, Kanonen her! ein Paar Häuser in Schutt geschossen, sonst tanzt der rothe Hahn um Mitternacht über die ganze Straße hin!"

„Kanonen — Kanonen!" erscholl nun der Ruf von Mund zu Mund. Ein reitender Militär wurde augenblicklich abgeschickt, um die einzige Batterie, die zur Garnison der Handelsstadt gehörte, so schnell als möglich auf den Schauplatz der Noth und Bedrängniß zu beordern.

Als sich jedoch die Kunde von dieser außerordentlichen Maßregel weiter verbreitete, entstand neuerdings ein dumpfes Gemurmel unter der Menge. Die Eigenthümer jener Häuser, welche der entfesselte Gluthbach zunächst bedrohte, wollten von den Kanonen durchaus nichts wissen; einer derselben schrie zornig: „Bevor ich mein Haus zusammenschießen lasse, eher zünde ich's mit eigener Hand an — die Geschichte vom Schadenersatz-Leisten kennen wir — faule Geschichten!"

So mischte sich die menschliche Leidenschaft auch

noch in das entsetzliche Spiel der losgelassenen Elemente — das Durcheinanderschreien, Drohen, Spotten und gegenseitige Verhöhnen brachte eine Verwirrung hervor, die alle Begriffe überstieg. Es schien beinahe, als wolle sich das Dämonische der hoch fort und fort stürmenden Gluth-Verwüstung auch herab in die Menschenseelen versenken; allerwärts sah man wild-trotzige Gestalten und finstere Gesichter. Die Meinungen, wie das Feuer zu bewältigen sei, waren getheilt; es standen sich zwei Partheien schroff gegenüber.

Endlich rasselte das Geschütz herbei. Viele, die früher Wasser trugen oder Lasten fortschafften, standen, alle Hoffnung aufgebend, müssig und glotzten in die Gluth. Das Militär fing also auf's Neue an, die Straße zu säubern — man brauchte Platz, um die Kanonen der Reihe nach aufpflanzen zu können. Die Feuercommissäre, sehr wohlfühlend, daß der größere Theil der Schuld auf ihnen laste, hofften, die Kanonen würden nun die Scharte auswetzen, welche sie allein nicht mehr gut zu machen wußten. Sie drängten sich zu den Artilleristen, und stimmten mit großer Beredtsamkeit dafür, daß man der Volksgährung wegen die Häuser so viel wie möglich schonen und vor der Hand nur das unversehrte Haus, neben welchem es schon lichterloh brannte, durch das Geschütz in einen Schutthaufen umwandeln sollte. Der Vorschlag wurde von dem commandirenden Artillerie-Offizier gut geheißen. Man ging rasch an's Werk.

Paul, der sich die Sache bis jetzt schweigsam angesehen hatte, rief nun den Feuercommissären zu: „Ihr seid alle zusammen dickköpfige Thoren! wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. In der nächsten halben Stunde wird die Flamme einen Satz machen über die schmale Bresche, die Ihr da schießen lasset — dummes Zeug das! Ihr müßt tiefer unten mit den Kanonen ein Paar große Häuser niederschmettern, dagegen diese hier der zügellosen Gluth Preis geben. Macht es nur so fort, die Gassenbuben lachen Euch ohnedies schon aus!"

Einer der Commissäre, der sich bereits früher über Paul's dictatorisches Benehmen geärgert hatte, schrie ihm nun aufbrausend zu: „Haltet Euer rabenschwarzes Maul auf der Stelle, oder ich lasse Euch verhaften!" Dabei näherte er sich dem Mohren unter drohenden Geberden.

„Was? — Ihr mich verhaften?" wiederholte Paul spöttisch, zieht Euch ein Paar Schritte zurück, wenn Ihr Euere geistreichen Knochen nicht in der Assekuranzkammer versichert habt; guter Freund, wenn ich Euch zwischen die Fäuste bekomme, wird von Euch nicht viel übrig bleiben!" Seine Baum-Gestalt noch höher emporrichtend, warf er seinem Gegner über die linke Achsel einen Blick der Verachtung zu.

Der furchtbare Knall der ersten Kanonensalve machte diesem Wortwechsel ein Ende, der sonst wahrscheinlich eine sehr ernsthafte Wendung genommen hätte. Stein

auf Stein, Balken auf Balken mußte den mörderischen Kugeln weichen, indeß die Flamme im Nebenhause das Donnerlied der Metallschlünde mit Geprassel und Gezische accompagnirte, daß allen Bewohnern der Straße bei dieser infernalen Melodie die Haut schauderte. Gräßlich war der Anblick, als der stürzende Dachstuhl ein Paar der Hauptmauern mit sich zu Boden riß, mit solch überraschender Schnelligkeit, als wäre das Alles nur Kartenpapier. Die Artilleristen blickten stolz auf das Volk.

Mit verdoppelter Thätigkeit wurde jetzt an den Spritzen gearbeitet. Eine ganze Schaar von hochaufschießenden Wasserstrahlen überfluthete die gefährlichsten Stellen, um die unersättliche Brunst wenigstens hier zu bändigen; aber das rothe Element lachte still-höhnisch auf die rastlose Löschmannschaft herunter, als spielten da blos Buben mit kleinen Handspritzen.

Welch' neues Entsetzen bemächtigte sich Aller, als plötzlich die gegenüberliegende Häuserreihe, die bis jetzt verschont geblieben war, an mehreren Punkten zu brennen anfing. Der rasende Wirbelwind hatte so viel Wollfetzen und andern Zündstoff in der Luft umhergeschleudert, daß die Gefahr des Ansteckens längst von allen Seiten drohte. Die Nothwendigkeit erheischte nun eine Theilung der bis jetzt concentrirten Kräfte der Löschmannschaft. Zu allem Unglück befanden sich in einigen dieser Häuser große Waaren-Magazine und Oel-Niederlagen. In kurzer Zeit glichen die Dachgiebel der

beiden Reihen einem Flammen-Wettrennen, wobei das später losgelassene Gluth-Roß dem voraneilenden rechten noch den Preis streitig zu machen Lust hatte.

Der Zufall brachte Paul wieder in die Nähe der Schornsteinfeger, die just im Begriffe waren, ihre leeren Schläuche zu füllen.

„Ofenruß und Birkenbesen! Das ist doch heut' eine wahre Höllenwirthschaft!" brummte Christoph, seine schwarze Kutte am Kopfe zurecht schiebend.

„Habt Ihr's schon satt, Kinderchen?" entgegnete Paul, „blos Vorspiel das! blos Vorspiel das — wird noch besser kommen!"

„Nun, da müßte doch Luzifer selbst davon satt werden!" rief Christoph mit einer Miene, als wär' ihm Scheidewasser in die Gurgel gekommen.

„Tröstet Euch! ich hab' es noch zehnmal lieber mit Sturm und Flamme als mit menschlichem Unsinn zu thun" — versetzte Paul, und fuhr nach einer Pause im Tone eines Naturphilosophen fort: „Diesen armen gebratenen Häusern muß es ganz kannibalisch unwohl sein!"

„Paul, Du bist ein Prachtkerl!" erwiderte Christoph, den vollen Schlauch über die Achsel werfend, „schade, daß wir nicht länger zusammen schwätzen können — ich muß wieder hinein in die heiße rothe Sauce." Die Gruppe zerstreute sich.

Inzwischen wurden die Kanonen gewendet, und das dem Schutthaufen gegenüberliegende Haus erlitt dasselbe Schicksal. Die Erbitterung stieg auf den höch-

sten Grad, weil man den Bewohnern dieses Gebäudes nicht Zeit ließ, auch nur ihre besten Effecten in Sicherheit zu bringen; die außerordentliche Noth rechtfertige diese Gewaltthat hinlänglich, meinten die Feuercommissäre. Die Bombenschläge des Geschützes, das Brummen der Thurmglocken, das tolle Geprassel der Flamme, das Heulen des Sturmes, das wilde Geschrei der Menge: dies Alles zusammen brachte ein chaotisches Getöse hervor, als ob die ganze Schöpfung in eine wahnsinnige Tobsucht verfallen sei.

Paul's Prophezeiung traf leider zu bald ein. Der Schutthaufen verwandelte sich in ein Gluth-Becken und um neun Uhr Abends brannte auf der rechten Seite das sechste Haus, von der Fabrik an gezählt.

„Zum Teufel mit den Kanonen! die Zwölfpfünder nützen nichts!" wurde nun laut geschrieen; Jeder sah in Gedanken schon sein Eigenthum von den mörderischen Schlünden zerschmettert, während er doch noch der Hoffnung Raum gab, daß die Gluth durch Wasser zu ersticken sei.

Der rastlose Mohr wälzte eben eine große Kiste, werthvolle Gegenstände enthaltend, in die Mitte der Straße, als ein rothhaariger Kerl rief: „Schmeißt den schwarzen Hund in's Feuer! ich hab' es mit meinen eigenen Ohren gehört, er war der Erste, der nach den Kanonen schrie." Eine zahlreiche Rotte brüllte nun fanatisch: „Ja — ja — schmeißt den schwarzen Hund in's Feuer!"

Paul hatte kaum noch Zeit, sich den Rücken durch einen qualmenden Schutthaufen zu decken; von allen Seiten drang die aufgehetzte Masse auf ihn ein und zeigte sich bereitwillig, den gräßlichen Vorschlag auszuführen. Der riesige Mohr, der schon eher sein vom Brande durch- und durchlöchertes Hemd weggeworfen hatte, stand nun mit nackter Brust und bloßen Armen vor dem purpurrothen Wall der Gluth; nur ein weitfaltiges Beinkleid umfing nach Matrosen-Art seine Hüften.

„Reizt den Löwen nicht! er ist in Afrika geboren!" donnerte er den Vordringenden zu, und den rechten Arm eichenastartig emporhebend, fuhr er wie ein furchtloser Titane fort: „Kommt dieser schwarzen Faust-Keule nicht nahe, Ihr weißen Kalbsgesichter! sonst — ich schwör's bei der Gluthwüste Sahara! — soll die hungerige Flammen-Furie nicht mich, sondern ein Dutzend von Euch Laffen recht schmackhaft finden!"

Unbeweglich, als hätte den mächtigen Brustbau ein Phydias aus schwarzem Marmor ausgemeißelt, stand die Felsen-Gestalt des Mohren mit drohend erhobenem Arm, der eine Muskulatur zeigte, wie sie bei der caucasischen Menschenrace nie vorkommt. Sein Auge schoß Löwenblitze und sein schön-ovales Antlitz, sonst ein Bild der Gutmüthigkeit, durchzuckte der edle Zorn der Nothwehr.

Wenn diese entschlossene Haltung Paul's auch nicht verfehlte, auf die Meisten den gehörigen Eindruck zu machen, so gab es doch noch dort und da einen frechen Burschen, der, auf die Kraft des Vereins pochend, den

einmal erfaßten Gedanken nicht aufgeben wollte; namentlich jener rothhaarige Kerl, der sich so vorlaut benahm, als hätte ihn die wilde Rotte zu ihrem Anführer erwählt, war keck genug, sich durch Paul's Kraftsprache nicht einschüchtern zu lassen. Seine häßliche Stumpfnase rümpfend, kreischte er im höchsten Affecte: „Faule Geschichten! Sollen wir da, mehr als vierzig handfeste Gesellen, nicht mit diesem schwarzen Leder fertig werden? was? nur mir nach! nur immer mir nach, Kameraden! in's Feuer mit dem Hund!"

Dabei wagte er, dreist auf den Mohren loszugehen, in der Meinung, die Uebrigen würden auch Hand anlegen, wenn nur Einer zuerst das Beispiel gebe. Aber Paul hatte ihn nach einer ungemein raschen Wendung gleich rückwärts bei dem Rockkragen und schwang mit seinem Cyclopen-Arm den neunzehnjährigen Burschen in die Höhe und schleuderte ihn mit solcher Kraft von sich weg, daß er wie ein Spielball über die Köpfe der Volksmasse flog. Glücklicher Weise wurde er in einer Entfernung von zehn Schritten von einigen Männern zugleich aufgefangen, sonst hätte er sich wol ein Paar Rippen gebrochen.

Jede That, die etwas Uebermenschliches an sich hat, übt auf das Volk stets einen gewissen Zauber aus; die Mehrzahl verkannte nicht das wirklich Löwenhaft-Großmüthige, das diese energische Handlung, selbst mit ihren feindlichen Augen angesehen, zu einer schönen erhob. Sie wollten ihn ja doch Alle in die Gluth werfen,

und er verschmähte es dennoch, an einem der Ihrigen, den er in voller Gewalt hatte, eine so grausame Rache zu nehmen. Alles staunte den Mohren-Herkules an — Alles schwieg.

Paul sah unerschrocken vor sich hin, als erwarte er einen zweiten Angriff — seine rechte geballte Faust hielt er wie ein eisernes Vorwerk inmitten der knochen-ummauerten Brust, und sein tiefes, glänzend-schwarzes Auge prüfte mit durchdringendem Blick rings die Gestalten. Ungewöhnliche Menschen haben in gefährlichen Lagen einen eigenen Genius; dem kühnen Neger, der sich bis jetzt auf die Defensive beschränkte, flüsterte eine innere Stimme zu, es sei der günstige Moment da, die Offensive zu ergreifen. Er zog aus dem rauchenden Schutte einen glühenden Prügel, dessen untere Hälfte noch nicht ganz verkohlt war; sein Selbstvertrauen stieg mit dem Besitz dieser natürlichen Waffe um das Zehnfache. Noch immer herrschte rings im Halbkreise die Stille des Erstaunens.

Plötzlich rief er, den glühenden Prügel schwingend, daß die Funken davonflogen: „Tod und Sahara! Platz da! Platz da, Ihr Memmen, für einen Mandingo!" Wie ein Mohrenkönig mit purpurgoldenem Scepter schritt er langsam durch die erschreckt zurückweichende Menge. Er würdigte sie sogar keines Blickes mehr; er ging seinen Weg so sicher, als hielt er es für eine Unmöglichkeit, von ihnen hinterlistig im Rücken angefallen zu werden. Keiner wagte es, diesen Gedanken

auch blos zu denken. Als Paul gänzlich aus ihrem Bereiche war, stieß er den Prügel in einen Wassereimer, worin er unter siedendem Gezische erlöschte. —

Die Zerstörungswuth des Elementes machte ununterbrochen reißende Fortschritte; um elf Uhr standen einige zwanzig Häuser in lichten Flammen. Die Artillerie hatte ihre mitgebrachte Munition verschossen; es mußte erst vom andern Stadtende neue herbeigeschafft werden. Alle Gebäude der langen Straße, die bis jetzt noch verschont blieben, wurden mit rasender Eile von den Bewohnern geräumt; Kasten, Koffer, Waarenballen, Betten und hundert andere Geräthschaften lagen mitten in der Straße über einander gethürmt, als wäre nun Alles öffentliches Gemeingut. So Mancher war mehr als froh, wenn er mit dem nackten Leben davon kam, während sein bestes Eigenthum in Rauch aufging. Weh- und Angstgeschrei erfüllte die Lüfte.

Es hatten sich nach und nach aus der Umgegend der Stadt eine bedeutende Zahl von Zimmerleuten eingefunden; sie begannen diensteifrig mit ihren Aexten die „Sonnenkugel" einzureißen. So hieß nämlich ein Haus auf der linken Seite der Straße, woran sich ein kleiner freier Platz anschloß, den man vor wenig Jahren zur Errichtung einer Kirche benutzte, die gegen die Straße Front machte. Obgleich die Meisten ganz verzweifelten, so zeigte sich hier doch noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß man wenigstens die

übrigen Häuser der linken Reihe retten könnte, falls es gelänge, die Flamme von dem hohen Thurme abzuhalten. Derselbe erhob sich ungefähr in der Hälfte der langen Straße, die sich über eine Viertelstunde weit hindehnte. Auch hier mußte das Militär mit gefälltem Bayonnette einschreiten; denn die Bewohner wollten das Gebäude den Aexten der Zimmerleute nicht gutwillig preisgeben. Als sie reines Feld hatten, fingen sie fleißiger wie die Bienen im Stock zu arbeiten an. —

Unterdessen hatte Paul bemerkt, daß jener Beamte, der früher das aufgeregte Volk besänftigte, den Feuercommissären die bittersten Vorwürfe machte, ja sogar Einzelnen die strengsten Verweise gab. Der Mohr drängte sich durch das Menschengewühl zu diesem Manne, ergriff ohne Umstände seine Hand und zog ihn vom Platze weg zu einer entfernteren Stelle, wo er unbelauscht mit ihm sprechen konnte. Die Miene des feingekleideten Herren drückte keine geringe Verwunderung über diese Vertraulichkeit aus; da er jedoch den Neger nicht nur in dem verhängnißvollen Momente gesehen hatte, wo er das Weib mit dem Kind auf eine so seltsame Weise rettete, sondern auch in jener gefährlichen Situation, als ihn die Menge leidenschaftlichblind in's Feuer werfen wollte, so folgte er ohne Zögern diesem ungewöhnlich thatkräftigen Menschen, obwol ihm der Druck seiner gewaltigen Faust lästig fiel.

Als Paul stehen blieb, fragte der Beamte: „Was wollt Ihr von mir?"

„Ihr scheint mir ein angesehener Mann zu sein — ich sah, daß die Feuercommissäre vor Euch ehrerbietig den Hut zogen," versetzte Paul.

„Ich bin Bürgermeister der Stadt und heiße Saalfeld," erwiderte kurz der Andere.

„Nun denn, mein lieber Herr, ich sage Euch, wenn Ihr die Feuercommissäre nicht bald zum Geier jagt, so brennt die Vorstadt weit und breit bei Sonnenaufgang, und legt sich dieser Sturm morgen nicht, so ist in der nächsten Nacht die ganze Stadt in ein thurmhoch loderndes Flammen-Meer verwandelt."

„Es wär' entsetzlich! — Wie aber das namenlose Unglück abwenden?" rief Saalfeld bestürzt.

„Noch ist Rettung möglich," sagte ruhig und gelassen Paul, „wirkt mir durch Euer Ansehen und mächtiges Wort die Vollmacht aus, daß ich ohne Widerrede nach meinem Gutdünken verfahren darf, und gebt mir die Mittel dazu in die Hand."

„Ich weiß, daß Ihr ein außerordentlicher Mann seid, aber Ihr müßt mir doch erst sagen, was Ihr thun wollt, lieber Freund — die Verantwortlichkeit fällt auf mich," erwiderte der Bürgermeister, nun seinerseits den Mohren vertraulich bei der Hand fassend; denn der schwarze Coloß hatte eben in seiner ganzen Erscheinung etwas, was unbedingt Vertrauen forderte.

„Gut, das will ich!" rief Paul, „vor allem An-

dern sag' ich Euch, daß ich Jeden für einen Narren halte, der noch glaubt, es könne bei diesem Sturmwind auch nur ein einziges Haus dieser Straße, die gerade in der Windrichtung liegt, gerettet werden; mir kommt das eben so lächerlich vor, als ob ein Elephant in den Krater eines Vulkan's pissen wollte, um damit den feuerspeienden Berg zu löschen. Die ganze lange Straße muß gutwillig geopfert werden. An's Löschen können wir erst in der Georgenstraße denken, weil dort der Windanfall nicht so heftig ist. Also hört mich und versteht mich wohl, lieber Herr; zu Anfang der Georgenstraße müssen ohne Barmherzigkeit zwei oder drei Häuser in die Luft gesprengt werden, während die Nebengebäude unaufhörlich ein Paar Dutzend Spritzen überfluthen. Vor mehreren Stunden hätte noch auf andere Weise geholfen werden können, jetzt aber hat der rothe Hahn seine Flügel schon zu weit ausgespannt; nur der Teufel — wie Ihr Weiße ihn nennt — ist noch im Stande, sie ihm zu stutzen."

„Mann, Mann, das geht nicht, Ihr opfert zu viel!" rief Saalfeld in einem verzweifelten Tone.

„Nun, dann wünsche ich Euch eine gute Nacht!" Mit dieser lakonischen Antwort begann der Mohr seine Athletengestalt in Bewegung zu setzen.

„So hört doch — so bleibt doch!" rief ihm Saalfeld nach.

„Mir scheint, ich habe mich getäuscht; ich hielt Euch für einen Mann, der Haare auf den Zähnen hat,

Ihr seid aber wie alle Europäer aus einem und demselben Teig gemacht," versetzte ironisch der Mohr, sich halb umsehend.

„Sagt mir rund Alles heraus, was Ihr wollt," erwiderte Saalfeld, sich ihm ein Paar Schritte nähernd.

„Ich fordere drei Zentner Pulver — dann den Befehl von Euch, daß mir die Löschmannschaft sammt und sonders unbedingten Gehorsam leiste — daß die Feuercommissäre und Kanoniere vom Platze entfernt werden. Nun sagt mir auf diese meine Forderungen: ja oder nein! schenke Euch alle anderen Worte Eurer Sprache!"

„Verlangt in dieser ernsthaften Angelegenheit nicht eine so kurze Antwort von mir; Paul, ich habe Euch Gehör geschenkt, nun hört mich ruhig an. So viel Klugheit werdet Ihr mir doch zutrauen, daß ich weiß, bei hoher Gefahr müsse das Wohl Einzelner dem Wohle Aller geopfert werden; es wäre aber Sünde, sich bei solchem Opfer zu übereilen. Die lange Straße hat siebzig, vielleicht sogar achtzig Häuser, und —"

„Wovon bereits dreißig in lichten Flammen stehen," fiel ihm der Mohr in's Wort.

„Laßt mich ausreden!" entgegnete der Bürgermeister unwillig, „ich kenne die Localitäten da am Ende der Stadt nicht so genau wie Ihr, ich werde jetzt Alles in Augenschein nehmen, und wenn ich kein anderes Rettungsmittel ersinnen kann, sollen Eure Forderungen ohne Weiteres erfüllt werden. Die neubestellten Pulver=

wagen sind ohnedies nicht da, Euer Plan könnte also auf keine Weise augenblicklich ausgeführt werden; daher mach' ich Euch den Vorschlag, daß wir uns in einer halben Stunde hier beim Ziehbrunnen wieder treffen wollen. Seid Ihr damit zufrieden, Paul?"

„Ich heiße nicht Paul — meinetwegen, 's ist gut!" brummte der Mohr.

„Also Ihr versprecht mir mit Manneshandschlag, gewiß zur festgesetzten Zeit hier zu sein?" fragte Saalfeld nach seiner schwarzen Hand greifend.

„Ich bin ein Mandingo!" rief der Mohr, ein Bischen beleidigt über diesen Zweifel, und seine Herkulesbrust prall aufwölbend, setzte er noch wild-stolz hinzu: „Die Mandingos lügen nicht!"

„So war es ja nicht gemeint!" warf Saalfeld schnell beschwichtigend hin.

„Nun, also macht! die halbe Stunde wird bald um sein," erwiderte der Mohr besänftigt. Sie trennten sich.

Der Bürgermeister eilte nun durch die Straße; der doppelte Gluthstrom spie eine solche Hitze aus, daß seine Wangen davon empfindlich berührt wurden. Er sah mit Grauen, welche Sprünge das rasende Element machte. Der unermüdliche Eifer der Zimmerleute fruchtete nichts; das unaufhörlich vom Sturm umhergetragene, gleich Irrlichtern flackernde Flugfeuer hatte bereits die Kirche in Brand gesteckt, deren Thurm schauerlich über der Lohe des großen Dachstuhls die

Mitternachtsstunde ankündigte — zum letzten Male, als sein eigenes dumpfes Grablied. Noch ragte er schlank wie die höchste Palme majestätisch empor, bald jedoch erreichte die Flamme die Glockenstube und zerfraß das Gebälke im Innern des Thurmes, der auswendig mit Kupfer überkleidet war. Es dauerte nicht lange, so glühte hochroth das Metall — wie ein Obelisk zu Ehren Pluto's stand die Gluthsäule da, wie der Mastbaum eines Riesenschiffes tauchte er aus dem Flammen-Meere auf — ein fürchterlich großartiger Anblick! Doch plötzlich senkte sich der Thurm merklich auf eine Seite; es hatte ein Paar Augenblicke das Aussehen — als wollte sich ein fabelhaftes Wesen der Urwelt selbst im Gleichgewicht erhalten — ein heftiger Windstoß beschleunigte den Sturz. Die funkensprühende Spitze neigte sich; gleich einer glühenden Lanze aus der Faust eines zürnenden Gottes geschleudert, zerspaltete der stürzende Thurm das Dach des nächsten Hauses und donnerte hinab auf das Straßenpflaster, das rings alle Mauern erzitterten.

Das Jammergeschrei der fliehenden Menge war herzzerreißend. Jeder ließ unbedenklich sein Eigenthum im Stiche, als hätte nur das Leben noch Werth in der Welt. Kaum konnte Saalfeld sich durch den Menschenknäuel, der sich am Ende der Straße gebildet hatte, Bahn brechen. Von Minute zu Minute wurde es ihm klarer, daß Paul mit dem Ausspruche: die ganze Straße muß geopfert werden, Recht habe; er hielt es

noch für ein besonderes Glück, daß sich schützend zu beiden Seiten große Obstgärten, und in der Richtung der Kirche Grundstücke und Felder hindehnten. Die auslaufende Straße schied ein breiter Fluß von der gegenüberliegenden Vorstadt; hier war also mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, das Wasser werde dem Feuer das Vordringen verwehren, wenn ein Theil der Löschmannschaft der Brücke gehörigen Schutz angedeihen ließe. Nur das Eckhaus der langen Straße, welches in die Georgenstraße links schwenkte, war der gefährliche Punkt, von wo aus die Flamme sich über die ganze Vorstadt diesseits des Flusses weiter verbreiten konnte. Eben hier wollte Paul die Häuser sprengen, weil es in diesem Stadtviertel viele schmale Gäßchen mit alten Gebäuden gab, die in kurzer Zeit sämmtlich wie Pech und Stroh gebrannt hätten. Saalfeld eilte zurück mit der vollen Ueberzeugung, daß es menschlichen Kräften auf keine andere Weise möglich sei, über die Flamme Herr zu werden. Als er sich dem Orte der Verabredung näherte, stand der Mohr regungslos wie eine schwarze Säule da.

„Ich bin nun ganz Eurer Meinung, Paul, Ihr habt einen Scharfblick wie ein Adler; denn Ihr saht dies Alles schon vor einigen Stunden,“ begann der Bürgermeister.

„Wäre auch traurig, wenn sich ein Adler von der Gluth blenden ließe! leiden doch die Menschen genug an Blindheit,“ erwiderte der Mohr in einem Tone,

der kaum zu beschreiben sein dürfte, während sein großes dunkles Auge seltsam glänzte.

„Alles ist in Ordnung!“ fuhr Saalfeld hastig fort, die Pulverwagen sind da und die Offiziere davon unterrichtet, daß ohne Säumen das Militär den oberen Theil der Georgenstraße zu besetzen hat.“

„Die Zeit drängt nicht — vor vier Uhr Morgens wird die Flamme nicht das Ende der Straße erreichen,“ erwiderte Paul mit einer Bestimmtheit, die deutlich bewies, daß er sich im Kampfe gegen die Elemente auskenne.

„Desto besser,“ sagte Saalfeld,“ so können wenigstens die Kaufmannsgüter mit Pferden fortgeschafft werden.“

„Noch Eins!“ rief der Mohr, „ich bestehe fest darauf, daß sogleich alle Feuercommissäre vom Platze entfernt werden. Diese Leute hassen mich wie den schwarzen Tod, weil ich ihnen die Wahrheit unter den Bart sagte; diese storchbeinigen Tröpfe wären fähig, die Georgenstraße mit eigener Hand anzuzünden, nur um damit zu beweisen, daß mein Rath so unnütz sei, als der ihrige.“

„Soll geschehen, Paul! soll geschehen,“ erwiderte Saalfeld mit Nachdruck, „die Löschmannschaft wird Euch auf den Wink gehorchen — nun kommt!“

Seit dem Sturze des Thurmes artete das Flammenheer mit einer Zügellosigkeit aus, die auch die fernsten Grenzen zu überschreiten drohte. Die Brandfackel eini-

ger vierzig Häuser erhellte schauervoll vom Zenith bis zum Horizont das dunkle Gewölbe der Nacht; der Rauch qualmte in solchen Massen aus der bergartigen Lohe empor, daß nur der unermüdliche Sturmwind im Stande war, die schwarzen Wolkenballen und bläulich-grauen Nebelbänke zu zertheilen. Die aus der Höhe von diesen, Ungethümen ähnlichen Rauchmassen zurück-geworfenen Reflexlichter brachten rings in der Umgegend die sonderbarsten fahlgelben Effecte hervor. Tausende und Tausende von Menschen betrachteten dieses wildschöne Schauspiel; der Mensch ist einmal so — selbst der gutherzigste, wenn er nicht helfen kann, bleibt neugierig wie ein Kind stehen und reißt die Augen auf, um das seltene Ereigniß für immer in das Buch seiner Erinnerung aufzuzeichnen.

Um zwei Uhr Morgens waren die Häuser an der Ecke der Georgenstraße gänzlich geräumt. Paul — der sich den langarmigen Christoph und noch ein Paar handfeste Gesellen zu Adjutanten erwählt, seit er sich zum Generalissimus der Löschmannschaft, die wirklich eine kleine Armee bildete, emporgeschwungen hatte — Paul ließ vorsichtig bei verschlossener Laterne das Spreng-pulver in den Keller des großen Eckhauses schaffen, nachdem er unten ein kleines Gewölbe ausgekundschaftet, das am zweckmäßigsten gelegen schien. „Christoph!“ rief er, „nun wird's bald aus einem anderen Tone gehen, wir müssen dem rothen Hahne Respect einflößen, sonst bläht er sein Gefieder immer kecker und stolzer auf.“

„Bin mehr als zwanzig Jahre Schornsteinfeger, doch eine so helle Nacht hab' ich noch nicht erlebt," entgegnete Christoph, Ziegelsteine zulegend, womit der Mohr und die Andern den Ausgang des Gewölbes verbauten und mit altem Gerumpel verrammelten, um die Kraft des Pulvers durch diesen engen Verschluß noch wirksamer zu machen.

„'S ist ein närr'sches Ding um die Flamme!" rief eine gedrungene Gestalt im schwarzberußten Lederschurz, „frißt Alles und verdaut Alles — sauft Süß und Sauer durcheinander, und verdirbt sich doch nie den unersättlichen Magen — hm? Paul, ist's nicht so?"

„'S ist so! die Flamme hat das Fressen erfunden," erwiderte Paul, „hätte sich längst schon heute satt fressen können, frißt aber noch in einem Athem; ist eine üble Gewohnheit das — nur Geduld, Kinderchen! ich will ihr eine Medizin verschreiben!"

„Du bist der rechte Doctor mit Deinem schwarzen Pulver! unsere Feuercommissäre sind nur Pfuscher — Marktschreier — Quacksalber!" schrie Christoph übermüthig, während der Mohr anfing, von dem kleinen Loche an, das unten im Gewölbe freigelassen wurde, das Lauffeuer zu machen fort und fort über die Kellerstiege hinauf bis zum Hausthor, welches Paul verschloß.

Im Nachbarhause wurden sogleich ähnliche Vorkehrungen getroffen. Das Militär drängte nun die Menschenmasse weit in die Georgenstraße hinab und

der Mohr befahl der Löschmannschaft, sich bis über die Brücke zurückzuziehen. Dann streute er von jenen Häusern an noch ungefähr hundert Schritte Pulver, ging noch einmal ein Stück Weges in die lange Straße hinauf — keine Menschenseele mehr ließ sich blicken, nur die Flamme hielt prasselnd hier den berühmten Monolog: „Sein oder Nichtsein!“ In der nächsten Minute berührte der Mohr mit der brennenden Lunte den schwarzen Streifen auf dem Boden.

Das kleine coquette Flämmchen hüpfte und tanzte von Klafter zu Klafter fort als ginge ein Irrlichtlein gespensterhaft spazieren, das sich neben dem ungeheuren Flammenzuge spöttisch wie ein Zwerg ausnahm. Doch plötzlich erfolgte der fürchterlichste Donnerknall — das erste Haus flog in die Luft, nicht anders, als verwirklichte sich jene alte Götterfabel, wo die Titanen Felsmassen nach dem Throne des Zeus schleuderten. Hundert Zentner schwere Trümmer brachten ein Getöse, eine Erschütterung hervor, daß man meinte, ein Erdbeben wolle Alles — Alles vernichten; ein zweiter Knall mit einem dumpfnachrollenden Echo — und todtenstille lag der Schutt wie ein Gigantengrab da. —

Diese Katastrophe ereignete sich um drei Uhr Morgens. Nun postirte Paul sowol vorne in die Straße als auch rückwärts in den Obstgarten rings um diesen Schutthaufen eine Legion von Spritzen und ließ unaufhörlich die Wasserstrahlen hineinschießen, so daß manche Stelle, wo sich's durch die zufällige Lagerung

der Trümmerbalken sammeln konnte, einem Fischbehälter glich. Nichts, auch nicht die kleinste Vorsichtsmaßregel versäumte er. Ueberall war er — legte selbst Hand an — spornte die Leute zu rastloser Thätigkeit — machte ihnen begreiflich, daß die ganze Stadt auf dem Spiele stehe, wenn es der Gluth dennoch gelänge, die Kluft zu überschreiten, kurz, er entfaltete eine Thatkraft, welcher Saalfeld, der ihn wenigstens mit Blicken zu verfolgen trachtete, seine Bewunderung schenkte.

Um halb vier Uhr ging der schwarze Dictator noch einmal in die lange Straße, um das Heranrücken des Feindes zu recognosziren, wie er sich ausdrückte. Auf der linken Seite standen noch drei, auf der rechten Seite nur noch zwei Häuser unversehrt — weißgekleidete Opfer, die geduldig darauf harrten, daß der Flammen-Tiger seine goldenen Krallen in sie einhaue. Die ganze mit Roth-Goldgluth illuminirte Straße, sah nun in der That aus, als ginge hier der Weg schnurgerade in's unendliche Feuerreich.

Der Mohr stand ein Paar Minuten in tiefes Nachdenken versunken, brustnackt, prallarmig, nicht unähnlich der Statue eines Monumentes.

Ein sehr schwaches Geräusch, das gewiß kein anderes Ohr als sein afrikanisches vernommen hätte, drang zu ihm aus einem der letzten Häuser; es klang wie das Winseln eines Kindes. Er trat unter das Thor — lauschte einen Augenblick — eilte in den Hof, weil ihm der Schall aus der Tiefe des Gebäudes

zu kommen schien; lauschte wieder — das Gewinsel wurde immer stärker — er lief über die Stiege in's erste Stockwerk — tappte im Dunkeln über einen Gang — horchte an einer Thüre; noch immer glaubte er die hohe feine Stimme eines Kindes zu vernehmen. Die Thüre war verschlossen, aber der Gedanke, hier gilt's, ein Leben zu retten, verdoppelte noch die Kraft seiner Arme. Er stemmte sich und drückte mit solcher Gewalt vorwärts, daß die Riegel des Schlosses wichen; in demselben Momente sprang mit freundlichem Knurren ein Hund heraus, den er nach einem Griffe mit der Hand, da hier gänzliche Dunkelheit herrschte, für einen Pudel hielt.

„Armer kleiner Kerl! Du hast Dein Leben auch lieb, so gut als wir," rief Paul, ihn streichelnd. Unten beim Flammenscheine überzeugte er sich, daß er sich nicht geirrt. Ein junger schwarzer Pudel, welchen der Eigenthümer vergessen hatte, suchte seinem Befreier durch die drolligsten Freudensprünge unter lautem Bellen seine Dankbarkeit zu bezeugen.

„Ja, ja, Du kleiner Schlingel! glaub' Dir's, Du hast Dein Leben auch lieb!" wiederholte der gutmüthige Mohr, „von nun an will ich Dein Herr sein, Du närrischer Springpelz! Dein voriger Gebieter ist Deiner nicht mehr werth." Er brachte den Hund in Sicherheit.

Gleich nach vier Uhr Morgens stand auch das letzte Haus der langen Straße in Flammen; der Sturm

wollte noch immer nicht schlafen gehen. Paul hielt es für rathsam, einige Spritzen an das gegenüberliegende Ufer zu senden, obwol er zu seiner Beruhigung bemerkte, daß meistens das Flugfeuer in den Wellen auszischte. Als die brennenden Dachtrümmer des letzten Gebäudes in den durchnäßten Schutt herabstürzten, rief der Mohr voll Selbstvertrauen: „Nu, warte, Du rothe Furie! hier will ich Dich beim Rockzipfel erwischen; hab' ich Dich einmal, dann sollst Du mir keinen Schritt weiter laufen!" —

Bei Sonnenaufgang zweifelte Niemand, daß man nun vollkommen Herr über die Flamme sei. Es entstand ein edler Wetteifer unter den Bürgern, die Obdachlosen und Nothleidenden so gut wie möglich unterzubringen. Allgemein wurde von Paul's Entschlossenheit gesprochen; laut wurde es gesagt, daß man dem Mohren und sonst Niemandem die Rettung der Stadt zu verdanken habe. Reiche Kaufleute und angesehene Bürger drangen darauf: Paul müsse auf eine glänzende Weise belohnt werden.

Drei Tage hindurch blieb der Schauplatz der Verödung durch Militär abgesperrt; die Löschmannschaft hatte über und über zu thun; denn in manchem Keller brannte noch Weingeist oder Vitriolöl, und in diesem oder jenem Magazine wollte sich die Flamme des ergriffenen Stocklackes noch nicht dämpfen lassen. Auch wurde unterdessen ermittelt, wie das Feuer in der Spinnfabrik auskam. Ein zwölfjähriger Knabe, dem das

Rauchen von seinen Aeltern streng untersagt war, hatte an jenem stürmischen Abend eine brennende Cigarre in einen Winkel hinter einen Wollkorb geschleudert, um damit nicht ertappt zu werden; dies war vielleicht die theuerste Cigarre in der Welt, denn sie hat achtzig Häuser gekostet. —

Der Mohr führte eines Morgens wie gewöhnlich die Säge, als Lorenz die Thüre öffnete mit dem Rufe: „Nun, find' ich Euch endlich, Paul!"

„Ich heiße nicht Paul — ich bin ein Mandingo," sagte lächelnd der Angesprochene.

„Mann! wie soll ich Euch danken?" fuhr Lorenz gerührt fort, „Ihr habt mir Weib und Kind aus den Flammen gerettet; ich versprach zweihundert Thaler für das Wagniß — da, nehmt sie für Euere alten Tage!"

„Mensch! so was thut man nicht um's Geld!" rief der Mohr, stolz die Summe zurückweisend.

„Das weiß ich — das weiß ich!" entgegnete rasch Lorenz; „aber wie soll ich Euch meine Dankbarkeit bezeigen? — wie?"

„Laßt mir den süßen Glauben, Lorenz, daß Ihr in einem ähnlichen Falle für mich das Gleiche thätet — gewiß, Ihr würdet es thun!"

„Da müßt' ich ja ewig Euer Schuldner bleiben!"

„Nicht doch — ich hab' Euch noch dafür zu danken; denn ich werde in der Zukunft süßer schlafen als früher — machen gute Sprüchwörter die Weißen —

Lorenz, ein gut Gewissen ist das beste Schlummerkissen!" sagte der Mohr im Tone der tiefsten Gemüthlichkeit, indeß er sein großes schönes Auge, das wie ein Fixstern erglänzte, in den feuchten Blick des Andern versenkte. Nach einer Pause fuhr er fort: „Bin weit in der Welt umhergekommen, habe so Manches gethan, wozu ein Bischen Muth gehört, doch gerade diese That, Lorenz, freut mich so recht von Herzen — mir ist, als hätt' ich es für meine Mutter gethan — und ist das eben so gut: hab' es für ein Weib gethan! Werden sich freuen, die Mandingos, wenn ich es ihnen einst erzähle."

„Also wollt' Ihr in Euer Vaterland zurückkehren?" forschte Lorenz.

„Ja, will das!" rief Paul, „sollen da ein Paar junge Mandingos von mir das Tischlerhandwerk erlernen."

„So eine weite Reise kostet viel Geld, nehmt diese Summe — macht mir die Freude!" bat der Fabrikaufseher dringend.

„Kein Wort mehr davon, Lorenz!" rief der Mohr etwas heftig.

„Nun, so erlaubt doch wenigstens, daß ich mein Weib und meinen Knaben zu Euch bringe, um Euch selbst für ihre Rettung zu danken," erwiderte Lorenz mit der hellen Vaterfreude in den Blicken.

„Bringt sie, wenn Ihr wollt — ich will dem Klei-

nen ein Paar Küsse geben, wenn er sich vor meiner schwarzen Haut nicht fürchtet, und nach zehn Jahren erzählt ihm die Geschichte, daß er einst auf einem Rappen durchs Feuer geritten ist — war nur ein Kinderspiel das!“

„Was seid Ihr für ein guter Mensch!“ rief Lorenz.

„Wir sollten Alle in der Welt nichts Anderes sein,“ entgegnete der Mohr, „es wachsen aber die guten Stämme selten, Unkraut giebt es genug!“

„Und das Unkraut verdirbt nicht,“ setzte Lorenz hinzu.

„Es liegt im Saamen — und am Ende, was wissen wir davon? sind doch selbst die Giftpflanzen zu Dem oder Jenem zu brauchen,' erwiderte achselzuckend der Neger, während er mit seinen gewaltigen Fingern die Glätte des eben gehobelten Brettes prüfte.

„Nun, lebt wohl! Ihr wollt arbeiten und ich störe Euch,“ sagte Lorenz, ihm die Hand reichend.

„Lebt wohl, Lorenz! kommt bald wieder — gute Menschen hab' ich gern,“ entgegnete Paul, ihm warm die Hand drückend. Sie trennten sich für diesmal, wurden jedoch bald näher zusammen befreundet. —

Endlich kam die Stunde, wo sämmtliche Einwohner der Stadt ihre Neugierde befriedigen konnten; denn das Militär und die Löschmannschaft räumten erst gänzlich das Feld, als auch kein einziger Aschenhaufen mehr

rauchte. Nun strömte das Volk weit und breit herbei, um die ungeheure Brandstätte zu besichtigen — welch' ein Bild der Verödung entfaltete sich dem Blicke! Ein wildes Heer von Hunnen schien hier gehaus't zu haben; die Spinnfabrik allein genügte, um sich einen richtigen Begriff zu machen, mit was für einer Zerstörungswuth die mit dem Sturmwind verschwisterte Flamme hier gewirthschaftet hatte. Nur die Hauptmauern standen noch, aber dermaßen vom Rauche geschwärzt, daß es aussah, als hätten die früher schneeweißen Kalkwände ein Trauerkleid für das allgemeine Unglück angezogen. Die eisernen Gitterstangen der Fenster hatten sich in der Gluth wie Regenwürmer gekrümmt, sogar die mächtigen Grindel-Bäume der Schwungräder konnten ihr nicht widerstehen. Das Innere der Fabrik glich einem Chaos von wild durcheinander geworfenen Dachbalken, Maschinen-Kolben, Thürpfosten und hundert andern verkohlten Gegenständen, die schwarz wie die Nacht nun seltsam den wolkenlosen, tiefblauen Himmel anglotzten, der sich über die Ruinen im Bogen wölbte. Die ganze Straße war in eine Trümmerwelt verwandelt — mitten in ihr lag die Riesenleiche des Thurmes, wie ein plastischer Warnungsspruch des Schicksals, daß man von höchster Höhe so tief sinken könne. In vielen Augen sah man Thränen, wenn sie zu den ausgebrannten Fenstern hinaufblickten, wo noch vor Kurzem Tage des Glückes verlebt wurden; doch die goldene Sonne leuchtete eben

so glänzend über den endlosen Schutt hin, wie einst die friedlichen Wohnungen der nun Heerd- und Obdachlosen. —

Einige Zeit später fuhren in einem schönen Wagen vier Herren durch die Vorstadt, und erkundigten sich, wo der große Mohr wohne. Sie traten in seine Stube, begrüßten ihn, und der angesehenste unter ihnen ergriff das Wort.

Wir kommen im Namen der ganzen Stadt, um Euch zu danken, Paul, für den ungewöhnlichen Dienst, den —"

„Ich heiße nicht Paul — ich bin ein Mandingo!" rief der Mohr unterbrechend.

„Nun gut, Ihr mögt heißen, wie Ihr wollt," fuhr der Herr fort, „dies thut hier nichts zur Sache; die Bürgerschaft fühlt sich Euch verpflichtet, und läßt Euch durch mich und meine Begleiter diese vierhundert Goldstücke als einen Beweis der Dankbarkeit überreichen."

Der Mohr stutzte einen Augenblick, legte ein großes Stemmeisen auf seine Hobelbank, trat den Herren majestätisch einen Schritt entgegen, und sprach in einem Tone, worin sich Stolz, Erstaunen, Mitleid, Ehrgeiz und rein menschliches Selbstbewußtsein Luft machte, Folgendes:

„Daß Ihr weißen Leute doch jede That auf die Goldwage legt! wodurch Einem das Gefühl: Mensch,

Du hast etwas Gutes gethan, verbittert wird. Fangt doch endlich einmal an, zu glauben, daß in einer schwarzen Brust auch ein Menschenherz schlägt, und hört einmal auf, meine armen Brüder zu knebeln, in verpestete Schiffsräume zu stecken, und in die Sklaverei zu schleppen! Ihr weißen Leute prahlt mit Euerer Klugheit, mit Eueren Einrichtungen, mit Euerer Menschlichkeit, und Ihr schämt Euch nicht, uns wie tolle Hunde zu behandeln? eine schöne Menschlichkeit das!"

„Ihr könnt noch immer nicht vergessen, daß sie Euch in die Gluth schleudern wollten," versetzte einer der Herren, die sämmtlich etwas verlegen wurden bei dieser unerwarteten Anrede.

„Tod und Sahara! ich bin ein Mandingo! bei uns zu Lande schmeißt man nur Holz in's Feuer, aber kein lebendiges Wesen. Pfui über den Erfinder dieses Gedankens! kein Wurm und kein Löwe, kein Fisch und kein Falke giebt gutwillig sein Leben hin — ist dies der größte Schatz, den uns die Natur anvertraut — jeder ist sein eigener Wächter; er wache! Ich — ich bin mein Eigenthum! wer es antastet, vergißt, daß er mir durch diese Gewaltthat das Recht einräumt, mich auch meiner Kräfte gegen ihn zu bedienen — merkt Euch das, Ihr guten Herren, ein Jahrtausend lang; das spreche nicht ich zu Euch — das spricht das ganze Mohrenthum zu dem weißen Menschenstamme! — — Dies Gold vertheilt unter jene Unglücklichen, die durch die Feuersbrunst am härtesten mitgenommen worden sind — besser

kann es die Bürgerschaft gewiß nicht verwenden. Lasse mir die That von Euch nicht abkaufen! würde jeder Mandingo so handeln wie ich. Geht, Ihr lieben Herren! geht, und sagt es der weißen Welt, daß mitten in ihr ein Schwarzer lebt, dessen größter Stolz es ist, kein weißes Fell zu haben!"

Sie gingen mit den sonderbarsten Empfindungen. Keiner wußte, was er zu seinem Nachbar sagen sollte; Keinen von ihnen war je solch' hoher natürlicher Adel, solch' eine Seelengröße vorgekommen — sie fühlten sich alle wie Nullen neben ihm. —

Ungefähr nach einem Jahre lichtete ein Schiff im Hafen von Triest die Anker; darauf befand sich ein Mohr, dessen Schulter dem größten Matrosen bis an die Stirne reichte. Er und ein schwarzer Pudel waren während der langen Seereise unzertrennliche Freunde. Alle Matrosen gewannen den Afrikaner lieb, als er einst, während der Kiel mit vollen Segeln lustig wie ein lebendiges Wesen die blaue Fluth durchpfeilte, übermüthig froh ausrief: „Wenn ich kein Mensch wäre, möcht' ich ein Schiff sein! — 's ist nichts todt in der Welt, dies Wort ist ein menschlicher Irrthum." Als sie die Felsen von Gibraltar im Rücken hatten, sah man den Mohren oft vom höchsten Mastkorb aus sehnsüchtig nach der Küste von Guinea blicken. Der sonst so Gesprächige wurde in diesen Tagen stumm wie der Meeresgrund. Die Matrosen glaubten, daß er krank sei. Wie erstaunte die Schiffs-

mannschaft, als sich die Fregatte der Küste näherte! da flog der schwarze Riese wie ein Pfeil über Bord, zertheilte mit seinen gewaltigen Armen klafterweit ausgreifend die Wellen, sprang an's Land und küßte unter Freudenthränen seine afrikanische Erde, wie ein guter Sohn nach langjähriger Abwesenheit seine Mutter küßt.

VI.

Das zerbrochene Uhrglas.

Erzählung.

Es fing just zu regnen an; ein kohlschwarzes Donnerwetter drohte augenblicklich loszubrechen — Jedermann machte hastige Schritte. Hart an den Mauern zweier Straßen, die zusammen einen rechten Winkel bildeten, gingen zwei Männer, um wenigstens den Schutz der vorspringenden Erker und kleinen Dächer der Kaufladen gegen die schwerfallenden Tropfen zu genießen. Da sich also beide Männer nicht früher sehen konnten und Jeden sein Geschäftsgang just in die Straße führte, aus welcher der Andere kam, so prallten sie an der Ecke sehr heftig zusammen. Der Eine war Lastträger, der Andere ein Mann, der, seinem Aeußern nach, dem gebildeten Stande angehörte.

„Schock, schwere Noth! Lümmel, hast Du keine Augen?" schrie der Lastträger heftig, der bei dem un=

erwartet gewaltigen Stoße seinen Pack in den Straßenkoth fallen ließ.

„Fixstern und Kometen!“ rief der Andere in demselben Augenblicke, und griff hastig auf seine linke Brust, welche die unangenehmen Folgen des Carambols zu erdulden hatte.

Beide starrten einander an, als wünschten sie sich gegenseitig auf den Blocksberg. Der Lastträger, der eben nicht der Erfinder der Höflichkeit war, fuhr in seinem vorigen bombenschweren Tone fort: „Narr, setz' eine Brille auf, oder schieb Deine Trompeternase immer vornweg um die Ecke, damit Dich jeder Pudel sehen kann! — Donnerwetter! Korn, Hagel, Element! da liegt jetzt mein Pack über und über besudelt im Koth, und in zehn Minuten ist Postschluß. Million und Achselknochen! wozu solche Kerle in der Welt herumlaufen, das wissen nicht einmal die Pfingstochsen!“

Der anständig gekleidete Herr wollte sich Anfangs nicht mit seinem Gegner in einen Wortwechsel einlassen, da er gleich bemerkte, daß er es mit einem rohen Gesellen zu thun habe; allein der Narrentitel würgte ihn doch zu sehr. „Nu, nu! Ihr habt nicht allein den Schaden dieser unangenehmen Geschichte zu tragen,“ rief er ärgerlich, seine goldene Uhr ziehend, da seht, Ihr habt mir das Uhrglas zerschlagen, vielleicht durch den Stoß das Räderwerk zerbrochen, also mäßigt Euere flegelhafte Zunge, sonst werde ich Mittel und Wege finden, Euch zum Schweigen zu bringen!“

„So ein neuer Glasscherben über Euer Nürnberger Ei wird viel kosten!" warf spöttisch der Lastträger hin, hob seinen großen, in Fadenleinwand verhüllten Pack auf, denn es begann immer stärker zu regnen. Dem Herrn einen zornigen Blick zuschleudernd, rief er dreist: „Geschniegelter Blindhans! renn' ein andermal an Deinen Bruder Laternenstock an und purzle der Länge nach hin — wird dem Straßenkoth eine Ehre sein!" Mit diesem frommen Wunsche verschwand er.

Der Herr seinerseits war froh, daß der Grobian ging, denn er bemerkte, daß trotz des Ungewitters doch einige Vorübergehende stehen blieben; um also jedes fernere Aufsehen zu vermeiden, lenkte er rasch in die Quergasse ein. Er hatte kaum dreißig Schritte gemacht, als sein Blick ohne alle Absicht auf eine große schwarze Tafel fiel, die unter den Fenstern eines neugebauten Hauses im ersten Stockwerke angebracht war. Darauf stand mit goldenen Cursivbuchstaben: Andreas Stahl, Uhrmacher.

„Nun, da habe ich ja den besten Vorwand, den Regen in einem Zimmer abzuwarten, murmelte er für sich, ging in das Haus und klingelte. Jedoch wie überrascht stand er da, als ihm ein bildschönes Mädchen von sechzehn Jahren die Thüre öffnete; er vergaß beinahe die Frage vorzubringen: „Ist Herr Stahl zu Hause?"

„Bitte, treten Sie doch ein," erwiderte schüchtern das Mädchen, „der Vater muß gleich nach Hause kommen; gedulden Sie sich einen Augenblick."

Der Fremde ließ sich das von dem hübschen Kinde nicht zweimal sagen. Als er ihr in die langbewimperten, glänzend-braunen Augen sah, in Italien treffend mit dem Ausdrucke color di castagna bezeichnet, hatte er nicht nur den jüngst erlebten unangenehmen Vorfall vergessen, er war gewisser Maßen sogar froh, daß ihm sein Uhrglas zerschlagen worden. Er dachte: es hat jede schlimme Geschichte auch ihre gute Seite. In das Vorgemach tretend, entgegnete er:

„Wenn Sie mir ein Paar Minuten zu warten erlauben, so will ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen."

Das schöne Lottchen war jedoch kaum im Begriffe, dem Fremden das Geleite zum nächsten Wohnzimmer zu geben, als eine gegenüberliegende Thüre rasch zur Hälfte aufging und ein Männerkopf hereinguckte, der zuerst dem Mädchen einen ganz eigenthümlichen Blick zuwarf, und dann den Fremden scharf fixirte. Lottchen wurde über dieses unartige, neugierige Gaffen verlegen, und sagte: „Mein Herr, kann vielleicht der erste Gehülfe meines Vaters Ihre Bestellung übernehmen?"

„Ich wünsche mit dem Herrn des Geschäftes selbst zu sprechen," erwiderte Jener, die Antwort scharf betonend; denn dieses hinterlistig hervorguckende Gesicht wirkte antipatisch auf ihn, worüber er sich eigentlich keine Rechenschaft zu geben wußte, da er den Menschen zum ersten Male in seinem Leben sah. Hierauf trat der Fremde mit Lottchen in das anstoßende Gemach,

dessen solide Einrichtung ihn auf den Gedanken führte, daß er sich in der Wohnung eines sehr wohlhabenden Bürgers befinde.

Thomas Weiß — so hieß der neugierige Uhrmachergehülfe — schlich sich leise wie ein Kätzchen zur Thüre und horchte, von Eifersucht gequält, was der fremde junge Mann mit dem schönen Lottchen spreche. Thomas hatte schon lange ein Auge auf sie und hoffte noch immer, obwol Lottchen gegen ihn spröde that, daß er sie einst, wenn er sein Meisterstück mache, nach einer förmlichen Bewerbung zur Frau bekomme. Er hätte vor Aerger grün und gelb werden mögen über den freundlichen Ton, in welchem Lottchen den Fremden Platz zu nehmen bat. Der Lauscher drückte in halb vorgeneigter Stellung das Ohr an die Thüre, als wollte er auch das kleinste Wörtlein auffangen.

Nach einigen ausgetauschten Alletagsfragen, kam das Gespräch auf die Häuslichkeit der Frauen und die tiefe Männerstimme im Gemache ließ sich also vernehmen: „Was wäre auch unser trockenes Geschäftsleben allein werth, wenn es die Frauen nicht durch anmuthige Heiterkeit versüßen wollten; glauben Sie mir, mein schönes Fräulein, wenn ich —"

Hier konnte Thomas trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit keine Silbe mehr vernehmen, denn ein schnell vorüber rollender Wagen machte ein tolles Gerassel.

„Der verdammte Wagen!" murmelte Thomas und biß sich in die Lippen; „die Pest über diese herge-

laufene Zuckerschnauze! hätt' ich den Kerl nur drüben auf meiner Drehbank, ich wollte ihm ein Uhrgehäuse über sein süßes Maul anpassen, daß er allen Weibern in der Welt gegenüber stumm wie ein Karpfen wäre!"

Nach einigen Minuten wurde es wieder stille auf der Straße; Thomas lauschte, als würde er dafür mit Gold bezahlt. Lottchen sagte just:

„Ach ja! warum denn nicht? ich bin darüber ganz Ihrer Meinung, mein Herr!"

Und dieses „Ach ja!" klang so lieblich, daß Thomas hätte aus der Haut fahren mögen — „warum denn nicht?" wiederholte er leise hämisch, „wenn ich nur wüßte, wovon sie sprechen!" Seine Eifersucht gaukelte ihm Bilder vor, die er selbst im nächsten Augenblicke zum Geier wünschte. Doch kaum hatte er wieder ein Paar Worte des Fremden vernommen, so erscholl ein lautes anhaltendes Gelächter, welches die acht Gehülfen, die Meister Stahl beschäftigte, im Nebenzimmer aufschlugen.

„Die Eselsköpfe können auch nicht stille sein!" kreischte Thomas zornigroth wie ein Truthahn, während er beide Fäuste an einander wetzte, als wollte er dazwischen etwas zerquetschen. Seine kleinen Augen stierten den Boden an, als ob ihm sein zitterndes Herz aus der Brust gefallen wäre. Das Gelächter verhallte. Er flüsterte vor sich hin: „Nun endlich wird doch Ruhe sein!" das rechte Ohr abermals an die Thüre lehnend, hörte er einige hin- und hergewechselte Sätze eines

harmlosen Gesprächs, wobei ihm das Gewicht jedes Wortes auf der Schnellwage der Eifersucht verdächtig vorkam. Der Fremde gab der Unterredung eine galante Wendung; Thomas spitzte die Ohren wie ein Rehbock, der Wind fängt, als schwere Tritte über die Stiege heraufstappten — Thomas kannte diese Tritte nur zu gut.

„Alle Haare möcht' ich mir ausreißen! jetzt kommt der alte, dicke Wackelpeter nach Hause!“ lispelte er, seine Wuth halb unterdrückend, und huschte von der Thüre weg, als hätt' er etwas gestohlen. Stahl kam nach Hause; Thomas wollte natürlich nicht von ihm hier überrascht werden.

Lottchen eilte ihm entgegen und rief scherzhaft drohend: „Ei, Vater! Du hast diesen fremden Herrn ein Bischen lange warten lassen.“

„Thut mir leid, mein guter Herr,“ sagte Stahl, Hut und Rock ablegend, „daran bin ich nicht schuld, sondern das impertinente Donnerwetter — beim Jupiter! so ein Ungewitter hat doch gar keine Lebensart!“

„Ich vergaß auch meinen Schirm,“ entgegnete der Fremde, „habe es nur der Güte dieses Fräuleins zu danken, daß ich —“

„Bitte, bitte — keine Complimente!“ unterbrach ihn der alte Stahl, mit der Hand auf das Nebenzimmer weisend. Der junge Mann sah es ungern, daß sich das schöne Mädchen nach einer anmuthigen Verbeugung, die er höflich erwiderte, rechts entfernte, wäh-

rend er mit dem Herrn des Hauses in ein zweites Gemach links trat.

„Was steht Ihnen zu Diensten?" fragte der Bürger, dessen biederen Mienen der Jüngere es schnell entnahm, daß er es mit einem Ehrenmanne vom alten Schlage zu thun habe. Er erzählte kurz sein unsanftes Zusammentreffen mit dem Lastträger.

„Gut, gut! das wollen wir schon machen," versetzte der Aeltere, die Uhr öffnend und mit Kennerblicken prüfend, während der Jüngere die interessanten Gegenstände betrachtete, die rings in Glasschränken oder offen an den Wänden umher hingen. Hier lehnten blanke Räder von verschiedenartiger Größe, die so scharf und genau ausgezackt waren, daß ein Zahn dem andern wie ein Zwillingsbruder glich — dort blitzten kleine polirte Platten und Stifte hervor; in jener Ecke hing eine Reihe von zusammengesetzten Pendeln und in dieser befanden sich Secundenzähler oder ein nettes Kästchen, woraus stolz die thalerflachen goldenen Genfer Cylinderuhren hervorguckten.

„Die Uhrmacherkunst ist und bleibt etwas Merkwürdiges!" rief der Fremde aus.

„Ja, lieber Herr, es ist die Zeit eine natürliche Tochter der Ewigkeit!" erwiderte lächelnd der Graukopf, „und da wir Menschen schon einmal für die alte Mama kein Auge haben, so sind wir doch froh, wenn es uns gelingt, ihre flatterhafte Tochter bei der Falte zu erwischen."

„Darauf haben schon die ältesten Nationen der Erde ihr Streben gerichtet," sagte der Jüngere, die thurmhohen Obelisken und Pyramiden der Indier und Aegypter waren die Schattenzeiger der ersten Sonnenuhren — wahrlich Riesenzeiger!"

„Zugegeben, mein lieber Herr! doch als Erfinder der eigentlichen Sonnenweiser wird der Chaldäer Berosus genannt, der wahrscheinlich unter der Regierung Alexander des Großen geboren wurde und als Priester des Belus lebte," entgegnete rasch der Bürger, worüber der Fremde stutzte. Er schloß aus dieser Bemerkung, daß er keinen gewöhnlichen Uhrmacher, der sein Geschäft blos handwerksmäßig betreibt, vor sich habe, sondern einen wissenschaftlich gebildeten Mann. Als er in einem der Schränke eine astronomische Uhr entdeckte, rief er aus: „Was seh' ich! Herr Stahl, Sie machen auch astronomische Uhren?"

„Ei freilich," erwiderte dieser, „wenn auch Mühe und Arbeit dabei kaum gezahlt wird, so freut mich die Vollendung einer solchen doch zehnmal mehr als die jeder anderen."

„Verzeihen Sie meine Neugierde," versetzte der Fremde, „doch wenn ich etwas finde, das in mein Fach schlägt, da —"

„So, in Ihr Fach schlägt?" fiel ihm der alte Stahl in's Wort, „mit wem habe ich eigentlich die Ehre —"

„Ich heiße Alfred Hübner," unterbrach ihn nun

seinerseits der Andere, „und bin Adjunct auf der hiesigen Sternwarte.“

„Nun freut's mich doppelt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Hübner — Astronomen und Uhrmacher haben viel mit der Zeit zu schaffen.“

„Ja wol,“ entgegnete Hübner, „erst durch die richtige Eintheilung derselben vom Jahrhundert herab bis zur Minute, ist ein civilisirtes Völkerleben möglich geworden — Ordnung ist der Grundstein aller Gewerbe.“

„Einverstanden!“ rief Stahl, „trieben es doch schon die alten Indier, wie uns Colebrooke erzählt, beinahe bis in's Lächerliche; denn ihre kleinsten Zeittheilchen hießen Nimeschas oder Augenblinkern, und nach der Berechnung dieses berühmten Gelehrten kann der Indier in 24 mittleren Stunden 5,832,000 Mal mit den Augen blinkern, woraus sich wieder ergiebt, daß auf eine mittlere Secunde 9½ Augenblinkern kommen.“

„Die haben andere Augen als wir zwei, Herr Stahl,“ versetzte Hübner scherzend; „sie haben aber auch eine zweite — nicht minder sonderbare Zeitrechnung,“ fuhr der junge Astronom mit mathematischer Genauigkeit fort, „6 Respirationen oder Präno sind gleich einer Vikala, 60 Vikalas 1 Danda und 60 Dandas gleich 1 Sterntag. Der Indier respirirt also in 24 Sternstunden 21,600 Mal und braucht zu einem Athemzug 4 Sternsecunden.“

„Die Kerle müssen Lungen wie ihre Elephanten haben!“ rief der alte Stahl laut auflachend, „und

doch bleiben am Ende selbst diese Lungen-Uhren auch stehen, wie alle andern; nur am Zifferblatt der Weltgeschichte läuft der Zeiger des Zeitgeistes unermüdlich im Kreise herum — dies ist wol die einzige Uhr, die noch nie stehen blieb."

So schwatzten beide Männer bald ernsthaft, bald scherzend noch eine halbe Stunde; sie gefielen sich so gut, als wären sie schon Jahre lang bekannt. Stahl sagte am Schlusse, er werde ihm die reparirte Uhr in den nächsten Tagen zusenden; Hübner jedoch protestirte eifrig dagegen und bestand darauf, sie selbst abzuholen, in der Hoffnung, wieder mit dem schönen Lottchen, das im Sturmschritt sein Herz erobert hatte, ein Viertelstündchen plaudern zu können. —

Lottchen dachte in ihrer Stube am Fenster sitzend und arbeitend: wer mag wol der hübsche, artige, junge Mann sein? Wie oft sie sich auch selbst ermahnte, die Nadel fleißig zu führen, so guckte sie doch immer auf die Straße, ob sie ihn im Weggehen noch einmal erblicken könnte und wurde roth wie eine Nelke bei dem Gedanken: Lottchen, wenn Dich der Fremde von unten bemerkt! Sie zog die Vorhänge halb vor und guckte und guckte so lange, bis sie ihn endlich über die Straße schreiten sah. Wie schlank war sein Wuchs, wie edel seine Haltung! Das Haupt trug er stolz zum Himmel emporgerichtet; das dunkelfeurige Auge und der volle Bart gab der imponirend dahinwandelnden Gestalt den Ritterschlag ächter Männlichkeit.

Ein Seufzer entfloh leise Lottchen's Busen, als er um die nächste Ecke verschwand; sie griff nach der Arbeit und warf sie wieder bei Seite — sie wußte nicht, was sie wollte; sie wußte nicht, wie ihr doch auf einmal so seltsam zu Muthe sei. Der Nachmittag schien ihr kein Ende zu nehmen. Als sie Abends mit dem Vater zu Tische saß, nur einsilbige Antworten gab und nicht essen wollte, sagte der alte Stahl: „Nu, was ist's denn Lottchen? Du machst ja heute ein langweiligeres Gesicht, als eine Uhr, die man vergessen hat aufzuziehen."

„Ich, Vater?"

„Ja, Du! erzähle mir doch was Neues, Du blätterst täglich in den Zeitungen."

„Ich las sie heute nicht — ich habe Kopfschmerzen."

„So — Kopfschmerzen hast Du, Lottchen?" wiederholte Stahl mit eigenthümlicher Betonung, „nun, da laß Dir ein Glas Limonade bereiten, und gehe früher zu Bette," und nach einer Pause, die er dazu benutzte, sich ein Stückchen Schweizerkäse abzuschneiden, fuhr er fort: „Unter andern, weißt Du, Lottchen, wer der Fremde war, der heute Mittag kam?"

„Wie soll ich das wissen, Vater? ich konnte ihn doch nicht um seinen Namen fragen," antwortete sie scheinbar gleichgültig.

„Er ist von unserer Sternwarte und heißt Alfred Hübner."

Noch nie kam ihr der Name Alfred so schön vor;

sie schwieg, um nicht vielleicht durch eine lebhafte Aeußerung dem Vater zu verrathen, daß ihr vorgeschütztes Uebel tiefer liege als im Haupte. Sie wich seinen Blicken aus, neigte ihr ovales Lockenköpfchen über den Teller und tändelte mit Messer und Gabel weit mehr als sie aß.

„Ein sehr gebildeter junger Mann" — setzte Stahl hinzu, als er eine Weile vergeblich auf Antwort gewartet hatte.

„Von der feinsten Lebensart," bemerkte Lottchen ganz kurz.

„Ja, ihr Weiberleute seht schon immer zuerst auf das Aeußere und fragt wenig danach, wie viel es im Capitolium geschlagen hat!" rief der Vater lebhaft gestikulirend seinem hübschen Töchterchen zu.

„Ach, da irrst Du sehr!" vertheidigte Lottchen ihr Geschlecht.

„Larifari! weiß das — kenn' das! greift Jede nach einem goldenen Gehäuse, wenn auch ein mittelmäßiges Werk darin steckt, und läßt das silberne mit dem guten liegen — Uhren und Weiber haben Launen!"

„Ich gewiß nicht, Vater," entgegnete Lottchen immer aufgeregter.

„Mir scheint, Lottchen, Du hast Dein Kopfweh verloren," fiel schlau lächelnd Jener ein.

„Du hast heute eine böse Zunge, Vater."

„Wie sehen denn die guten oder süßen Zungen aus,

mein Lottchen?" scherzte der Alte weiter, den Zipfel seiner Serviette aus der Faust hervorgucken lassend.

„Das weiß ich nicht!" brach Lottchen kurz ab mit einem Anfluge von Aergerlichkeit.

„Nun, Du bist heute durchaus nicht in's Fahrwasser der Redeseligkeit zu bringen — ich glaub's ja, Lottchen, daß Du Kopfschmerzen hast, ja, ich glaub's! Lottchen, nichts ist besser gegen Kopfweh als Ruhe, merk' Dir Das, mein Kind — nichts besser als Ruhe!"

Lottchen gab ihm, wie gewöhnlich Abends, wenn sie ihn das letzte Mal sah, einen Kuß und sagte ganz beklommen: „Gute Nacht, Vater!"

„Gute Nacht, mein liebes Kind!" rief sanftmüthig der alte Bürgersmann, nach Hut und Stock greifend.

Lottchen hatte so ihre Gedanken über dieses Gespräch. Nach einer Weile wie aus einem Traume erwachend, stand sie auf und ging über den Gang, um der Magd einige Anordnungen für den folgenden Tag zu geben. Just, als sie an der Thüre des Gehülfenzimmers vorüberhuschen wollte, trat ihr Thomas entgegen und sprach im demüthigsten Tone eines unglücklichen Liebhabers: „Bin ich auch endlich wieder einmal so glücklich, mein angebetetes Fräulein, Ihre schöne Hand küssen zu dürfen?"

Lottchen, die Hand blitzschnell zurückziehend, sagte im höchsten Grade darüber unwillig: „Küssen Sie alle Hände in der Welt, nur meine nicht!" Wie eine aufgescheuchte Gazelle eilte das schlankhüftige Mädchen fort.

„Heute hab' ich den ganzen Tag Pech!" rief Thomas und sah ihr entrüstet nach. Er fühlte sich in seinem Innersten beleidigt. Sprachlos stand er da und nagte vor Wuth an seinen Lippen. „O ich weiß, wem ich Das zu danken habe! dieser Modejournal-Fratze! diesem Ohrfeigen-Gesicht! diesem spiegelgaffenden Tölpel! diesem pomadisirten Pinsel! diesem — diesem —" und er ärgerte sich wie ein Maulwurf, daß er in dem Schimpfkalender seines Gedächtnisses keinen Titel mehr fand, den er dem unschuldigen Hübner nachschleudern konnte. Er ballte in seiner Eifersucht krampfhaft die Faust und ging zähneknirschend zurück in's Gehülfenzimmer. —

Hübner erwartete mit Ungeduld den zweiten Tag. Lottchen's Bild umschwebte ihn auf jedem Tritte. Die natürliche Grazie, der geistreiche Blick, die jungfräuliche Bescheidenheit dieses reizenden Mädchens hatten auf ihn nicht blos einen vorübergehenden Eindruck gemacht. Er fühlte es in der Tiefe seines Herzens, daß sich hier ein magnetisches Band knüpfe. „Habe doch schon manche Nacht in die Sterne tief hineingeguckt, hat mich keine Vesta, keine Venus mit ihren verliebten Strahlen geblendet und diese schönen, süßen, göttlichen Mädchenaugen haben mir's mit einem Male angethan!" rief er sehnsüchtig aus, starrte eine Weile vor sich träumerisch hin und lief in's Freie, um auf andere Gedanken zu kommen. Nach einem weiten Spaziergange schlug er den Weg zu Stahl's Wohnung ein, und

dachte: was gäb' ich darum, wenn er nicht zu Hause wäre! Diese süße Hoffnung wurde ihm zu Wasser; als er klingelte, öffnete Stahl selbst die Thüre, da er eben im Vorzimmer etwas in einem großen Schranke suchte.

„Guten Tag, Herr Hübner — Ihre Uhr ist in Ordnung."

„Guten Morgen, Herr Stahl. Die Uhr war wol stark beschädigt?"

„Die Kette wurde durch den Stoß zerrissen."

„Das muß Ihnen viel Arbeit gemacht haben."

„Ei bewahre, Herr Hübner! Reißt eine Kette, so braucht man nur den Unruhkloben mit der Unruhe und das Zifferblatt abzunehmen, dann ist man im Stande, sie wieder um die Trommel zu wickeln, sie mit der Schnecke zu verbinden und die Spannung der Feder zu „verrichten" — wäre gut, wenn alle Ketten in der Welt nicht mehr Mühen verursachten!"

„Ja leider giebt es schwerere Ketten," erwiderte Hübner darauf tiefsinnig, sprang jedoch augenblicklich in einen ganz andern Ton über: „Was bin ich Ihnen schuldig, Herr Stahl?"

„Ach, damit hat's keine Eile!" rief der Alte, dem Gespräch schnell eine Wendung gebend: „sagen Sie mir doch lieber, da ich schon einmal vorgestern in Ihnen einen so belesenen Mann entdeckte, wissen Sie nicht, wie sich Seneka über die Uhren aussprach?"

„Seneka, über die Uhren?" fiel rasch Hübner ein,

und nach einer Pause angestrengten Nachdenkens sprach er langsamer: „Bei Seneka wüßte ich nichts als das: facilius inter philosophos, quam inter horologia convenit.“

„Bitte deutsch — bitte deutsch! bin ein simpler Uhrmacher, hab' mein Bischen Latein längst verschwitzt.“

„Das heißt: Die Philosophen können leichter mit einander übereinkommen als die Uhren.“

„Da hat sich der Mann gut ausgedrückt — war ein kluges Haus der Seneka,“ erwiderte lächelnd der schlichte Bürger.

„Mir fällt in diesem Augenblicke ein, daß der Dichter Pope dieselbe Idee mit einer kleinen Abänderung in Versen wiedergegeben hat — große Geister begegnen sich manchmal auf der Gedanken-Promenade — er sagt:

"'Tis with our judgments, as our watches, none
Go just alike, yet each believes his own." *)

„Ich bewundere Ihr Gedächtniß!“ rief der alte Stahl, „Sie wissen das Gespräch so interessant zu machen; ich bin so zudringlich, Herr Hübner, Sie geradezu wie ein enternder Korsar zu einem einfachen Abendinbiß zu laden.“

„O, mit dem größten Vergnügen!“ entgegnete freu-

---

*) Es ist mit unsern Urtheilen eben so wie mit unsern Uhren; keine von diesen geht wie die andere, und doch geht jede für sich selbst gut genug.

dig Alfred — es hätte ihm ja nichts in der Welt erwünschter kommen können.

„Nun dann, mein Bester, ist's Ihnen morgen genehm?“

„Jeden Tag, wann Sie wollen, Herr Stahl. Ich besuche das Theater selten, noch weniger große Gesellschaften, ich mache nur meinen Freunden Kepler, Newton und Herschel Visiten; doch von Zeit zu Zeit Abends ein erheiterndes Gespräch, das ist meine Sache.“

„So bleibt's dabei, morgen Abend um sieben Uhr.“

„Ich werde pünktlich erscheinen — leben Sie wohl, Herr Stahl — empfehlen Sie mich bestens Ihrer Fräulein Tochter.“

„Danke schön!“ Der Alte begleitete den überglücklichen jungen Mann durch das Vorzimmer. —

Wie klopfte schön Lottchen's Herz, als ihr der Vater ankündigte, welchen Gast sie morgen zu erwarten hätte. Die zahlreichen Anstalten, die sie traf, um ihn würdig zu empfangen, ließen ihr keine Ruhe mehr. Die Küche war gerade nicht ihr Lieblingsaufenthalt, denn sie that sich etwas zu Gute auf ihr feines weißes Händchen; doch Alfred zu Ehren bereitete sie selbst die köstlichsten Leckerbissen. Die Liebe macht häuslich, aber auch unhäuslich. Lange war Lottchen unschlüssig, welches ihrer geschmackvollen Kleider sie wählen sollte, um dem Geliebten ja gewiß zu gefallen — will doch jedes Mädchen auf ihren den günstigsten Eindruck machen. Wie zierlich ordnete sie die Fülle ihrer dunkelbraunen Locken,

die auf einen blendend weißen Nacken herabfielen. Um ihren kleinen Rosenknospenmund spielte das süßeste Lächeln eines noch unausgesprochenen Glückes, und ihr feines Gurly-Näschen guckte so naiv in die Welt hinein, als wäre es das schalkhafteste Räthsel, hinter dem sich Gevatter Humor schlau versteckte. Wie wallte ihr jungfräulicher Busen als sich der Abend näherte! niemals blinzte sie so oft nach der Thüre, und sie meinte, daß die Secundenuhr ihres Pulsschlages viel richtiger gehe, als alle Uhren zusammen, die drüben im Arbeitszimmer des Vaters pickten, und an der Wand koboldmäßig auf- und abpendelten.

Sie sprang wie elektrisirt vom Stuhle, als sie die Klingel hörte — ihr Herz zitterte wie ein Blumenblättchen im Morgenwind — der sehnlich Erwartete trat ein. Nach einer höflichen Verbeugung begrüßte er sie mit den Worten: „Guten Abend, mein Fräulein!"

Lottchen erwiderte sanft erröthend: „Guten Abend, Herr Hübner!" doch das „Herr Hübner" blieb ihr fast in der Kehle stecken; sie hätte zehnmal — was zehnmal! hundert-, ja tausendmal lieber gesagt: Guten Abend, Alfred!

Er sah ihr so innig in's Auge, daß ihr die Stimme des Herzens beseligend zurief: Er liebt mich! er liebt mich! Kaum hatte sie den Muth, den zu Boden geschlagenen Blick wieder zu ihm zu erheben, und in der süßen Verwirrung nahm sie die Zuflucht zu der Bemerkung, sie werde den Vater rufen.

„O stören Sie ihn nicht, mein Fräulein, wenn er vielleicht seine Berufsgeschäfte für den heutigen Tag noch nicht beendigt hat,“ entgegnete rasch Alfred, mit der Hand eine sanfte Bewegung des Abwehrens machend. Er wäre gar zu gerne noch ein Bischen allein mit Lottchen gewesen, und sie, den Wunsch ihm aus den Augen lesend, blieb zaudernd stehen. Er wollte ihr so viel sagen, doch jedes Wörtlein erstarb ihm auf der Lippe — solch' heiliges Schweigen einer jungen Liebe schreibt sich unauslöschlich in die Erinnerungstafel der Frauenseele ein, und sagt ihr mehr als das glühendste Geständniß. Ihr Blick verklärte sich; die psychische Macht der Erwartung hatte sie gleichsam versteinert — wie sie so vor ihm dastand, die Tulpengestalt des wunderholden Mädchens, er hätte all' sein Leben mit einem Kusse gern in diesen zarten Kelch verhaucht.

Diese stille Feier gegenseitiger Gefühle unterbrach die plötzliche Erscheinung des Hausherrn. Zwei Seelen fielen aus der Poesie der Liebe in die Prosa des Alletagslebens. Nachdem man sich ein Willkommen zugesprochen hatte, setzte sich die kleine Gesellschaft zu Tische. Die Heiterkeit würzte das Mahl.

„Darf ich Sie mit einem Glas Johannisberger bedienen, Herr Hübner?“ sagte der lebenslustige Alte.

„Ich dank' Ihnen, Herr Stahl, ich trinke gewöhnlich nicht Wein.“

„Larifari! solche Tugenden muß sich ein Mann abgewöhnen — ein Glas Rheinwein hält Leib und Seele

zusammen!“ rief der Bürger so muthwillig aus, als hätt' ihm das Aufheben der Flasche um fünfundzwanzig Jahre jünger gemacht.

„Nun, wenn es durchaus sein muß,“ erwiderte Hübner; als der Vater hierauf auch seiner hübschen Tochter einschenken wollte, hielt sie protestirend ihr schneeweißes Händchen über den dunkelgrünen Becher.

„Weg mit der Hand, Lottchen! ich sage Dir: Rheinwein vertreibt Kopfschmerzen.“

„Nein, nein, Vater, keinen Tropfen!“

„Ziererei! weg mit der Hand! Du mußt heute unserm lieben Gast zu Ehren auch mit machen.“

„Nun, ein halbes Gläschen, Fräulein, wird Ihnen nicht schaden,“ rief Alfred.

„Wenn ich ein Räuschchen bekomme, müssen Sie's verantworten, Herr Hübner,“ entgegnete Lottchen nachgebend.

„Mit Vergnügen übernehm' ich diese Verpflichtung.“

Nach altdeutscher Sitte klirrten die Becher der Gastfreundschaft.

„Wenn Sie gleich ein Astronom sind, Herr Hübner, und den Blick so oft den Himmelskörpern zuwenden, so müssen Sie doch nicht das Rebenblut unserer Erde verschmähen,“ sagte Stahl.

„Ich verschm —“ wollte der Angesprochene erwidern, hielt aber inne, weil sein schönes Gegenüber zu gleicher Zeit zu sprechen begann.

„Die Sterne sind doch schöner, als die Erde, Vater.“

„Was verstehst Du davon, Lottchen!“ schmunzelte der Alte.

„Erlauben Sie mir, Herr Stahl, daß ich die Ansicht des Fräuleins ein wenig vertheidige.“

„Ja, ja, Herr Hübner, nehmen Sie mich in Schutz, ich komme gegen den Vater so nie auf mit meiner Behauptung,“ rief Lottchen mit heller Silberstimme.

„Das ist Wasser auf Deine Mühle, Töchterchen! ich Alter kann doch nicht gegen Zwei kämpfen — da wären die Streitkräfte zu ungleich vertheilt.“

„Geschieht Dir recht! warum bist Du fortwährend so absprecherisch und opponirst gegen jedes Wort, das meinen Lippen entschlüpft.“

„Sollte das wirklich wahr sein, mein Fräulein?“ forschte Hübner.

„Ja wol, es ist die reine Wahrheit!“ rief Lottchen hitzig.

„Larifari!“ fiel Stahl ein, „wenn sie z. B. behauptet, Herr Hübner, daß gläserne Perrücken für alte Junggesellen eine schöne Mode wären, und ich dann —“

„Vater, wie kannst Du so verläumderisch sprechen!“ fuhr ihm Lottchen wie der Blitz in die Rede, „wann hab' ich je solch' ein Wort —“

„Nu, sehen Sie, so macht sie's, Herr Hübner! sie läßt mich nie ausreden.“

„Weil Du gar zu schlimm bist!“ rief Lottchen scherzhaft mit dem Finger drohend.

„Ihr väterliches Ansehen macht doch zu große Ansprüche, wie mir scheint," versetzte Alfred.

„Ja, mein Bester," erwiderte Stahl, „lassen Sie dem jungen Volke nur erst die Flügel wachsen, ich müßte mir am Ende gar noch ein Futterral über meine wunderschöne lange Nase machen lassen, damit sich die Sperlinge nicht darauf setzen und mir meine geistreichen Gedanken aus dem Hirne picken." Diese Selbstironie brachte er mit lebhaften Gesten so komisch vor, daß sowol Alfred als Lottchen darüber in ein Gelächter verfielen und Letztere, in den einmal angeschlagenen Ton schrankenloser Laune einstimmend, als wäre sie die personifizirte Naivität, fragte: „Hab' ich mich schon einmal auf Deine Nase gesetzt?"

Der Alte lachte, daß sich sein Bauch schüttelte.

„Trinken Sie doch, Herr Hübner!" ermahnte er den Gast. „Potz Mohamed und Türkenschädel! wir müssen uns schämen, noch ist die zweite Flasche nicht leer; trink Lottchen! wenn Du auch unter den Tisch fällst, ich hebe Dich später auf und trag' Dich wie einen vollen Kartoffelsack in Deine Schlafkammer; es ist just Platz genug d'rin, um einen Mädchenrausch auszuschlafen. — Verehrtester, ich vertrau' es Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, Lottchen ist Präsidentin vom Unmäßigkeitsverein. Auf Ehre, ihre heutige Zurückhaltung ist pure Ziererei!"

Ein Gelächter verfolgte das andere. Lottchen führte von nun an einen förmlichen Krieg mit dem Vater,

auf den ein Hagel von Witzpfeilen flog, wobei Alfred so galant war, ihr Hülfstruppen zu senden, wenn Stahl durch seinen unverwüstlichen Humor sie dennoch in die Enge trieb. So ging's fort bis Mitternacht. Alfred wußte wahrlich nicht, wo der Abend hingekommen sei, als er seine goldene Uhr zog.

Der Hausherr, es bemerkend, rief ihm schalkhaft zu: „Was? stecken Sie gleich die Uhr ein! Ordnungscommissäre werden hier nicht geduldet, vom Fortgehen ist noch keine Rede; beim Vergnügen muß man sich nach der natürlichsten Uhr richten — die ist der Haushahn; der zeigt pünktlich die Morgendämmerung an."

„Nun, wäre nicht übel!" fiel Hübner ein, „entschuldigen Sie, ich muß heute noch auf die Sternwarte, um die Lichtstärke und Culmination einiger Fixsterne zu beobachten."

„Potz Sternschnuppen und Saturnusring! soll ich mir deshalb die Gesellschaft eines so werthen Gastes rauben lassen? Die Planeten mögen sich schnäuzen, so oft sie wollen, wenn sie den Schnupfen in der Nachtluft bekommen, was geht das jetzt uns an? Sie dürfen noch nicht fort, Herr Hübner, — Lottchen, so hilf mir doch! Du Sapperlotsmädel, sitz' nicht so bleiern da; so hilf mir doch, Lottchen!"

„Ist Ihre Gegenwart dort wol unumgänglich nothwendig? ach, bleiben Sie doch noch ein Weilchen; wer weiß, wenn wir wieder so fröhlich beisammen sitzen!" bat sie so schmeichelnd, daß Alfred nicht widerstehen

konnte. Er setzte den schon ergriffenen Hut wieder bei Seite, während er sagte: „Ihr Wunsch, mein schönes Fräulein, hat für mich die Macht eines Befehls."

„Diese Worte in Ihrem Munde könnten mich eitel machen," entgegnete Lottchen mit einem feurigen Blicke.

„Und das wäre recht fatal!" fiel der alte Bürger ein, „denn wie Sie wissen, Herr Hübner, es giebt in der ganzen weiten Welt kein eitles Frauenzimmer, also wäre mein Lottchen die Einzige — Gott straf' mich nicht so hart! die Einzige — 's ist schauerlich!"

„Du bist heute unerträglich, Vater!"

„Ja, 163 Pfunde kannst Du nicht vom Flecke wegtragen, selbst wenn ich die Stiefel, die Verräther der Männlichkeit, ausziehe, und mich Dir zu Liebe in einen Pantoffelhelden verwandle."

„Zu einem Pantoffelhelden scheinen Sie auch nicht das geringste Talent zu haben," rief Alfred.

„Hüten Sie sich, junger Mann, im Beisein eines Frauenzimmers dieses ominöse Thema abzuhandeln," und mit sehr ernsthafter Miene sich zur Tochter wendend, sprach er um eine Terz tiefer: „Ich bin nicht abergläubig, jedoch das steht fest: Pantoffelhexen giebt es! Lottchen, das laß ich mir nicht nehmen, Pantoffelhexen giebt es noch dritthalb Dutzend mehr, als die Milchstraße Sterne hat! 's ist schauerlich, wenn ein interessanter Vater um das Seelenheil seiner Tochter besorgt sein muß — Hu, Lottchen, eine Blocksberg-Verwandtschaft — tuituhu — huhu — 's ist schauerlich!"

Alfred konnte sich nicht mehr beherrschen, er platzte in ein Gelächter aus. Lottchen, die auch das Lachen verbeißen wollte, stimmte ein, und der dicke Bürger, der sich bis zur letzten Secunde noch Mühe gab, seine angenommene ernsthafte Haltung zu bewahren, ließ sich von dem gellenden Lachstrome endlich mit fortreißen. Erst nach einer Weile trat wieder vollkommene Stille ein; denn der Alte kam noch ein paar Mal mit seinem den Hexenglauben persiflirenden: „'s ist schauerlich!" als die dumpfschlagenden Wanduhren im Nebengemache die Mitternachtsstunde verkündigten.

Lottchen, mit der Hand an die Stirne greifend, sagte: „Wahrlich, Vater, wenn's noch eine Stunde so fortgeht, so werd' ich närrisch vor Lachen!"

„Sei froh, Kind! weinen können nach den Beobachtungen großer Naturforscher auch die edelsten Thiere, doch lachen kann nur der Mensch."

„Es ist seltsam; ich habe auch schon manchmal darüber nachgedacht," bemerkte darauf Alfred, „und ich glaube, man könnte daraus den Schluß ziehen, daß wir Menschen doch eigentlich zur Freude geboren sind."

„Doch warum verwelken dann die meisten Freuden schneller als die Maiblüthen?" wendete ihm Lottchen ein.

„Weil wir ungenügsame Menschen einmal so sind, daß wir uns stets nach neuen, größeren Freuden sehnen," erwiderte Alfred warmfühlend.

„Darum, Lottchen, werden die alten Freuden pen-

sionirt mit halbem Gehalt," fiel nun Stahl ein, „wenn man sie nicht gar in der Rumpelkammer des Herzens verrosten läßt."

„Mir kommt es bei einer Freudenäußerung immer so vor, als küßte das ewig junge Kind der Zeit, die Gegenwart, die verschleierte Zukunft — als ahne gleichsam die in uns lebendig gewordene Freude die noch entfernte größere; wenn der Mensch doch nur ein Bischen was von seiner Zukunft wüßte!" seufzte Lottchen.

„Studiren Sie Astronomie, mein Fräulein, wenn Sie eine Vorliebe für die Zukunft hegen. Die theoretische Astronomie ist mit Hülfe der angewandten Mathematik im Stande, die Erscheinungen am Sternhimmel in einen Zusammenhang zu bringen, wodurch uns die Nothwendigkeit ihrer Folge klar wird; dem Menschen ist also wenigstens auf diesem Felde ein Blick in die Zukunft gegönnt. Oder studiren Sie wie Wallenstein Astrologie."

„Nu, Herr Hübner, das wär' eine schöne Geschichte! Da berechnete mir Lottchen, wenn ich nicht bei guter Laune bin, jede Seelen-Finsterniß wie eine Sonnen-Finsterniß voraus — und erst bei einer totalen! tuituhu huhu! ne, Präsident Lottchen, Astronomie darfst Du mir nicht studiren."

„Einmal, Vater, möcht' ich doch gern den Nachthimmel durch ein großes Rohr besehen," antwortete Lottchen rasch mit einem scharfen Blickwurf auf Alfred.

„Wie, mein Fräulein? Sie waren noch niemals

auf einer Sternwarte? Wenn ich so frei sein darf, Sie einzuladen, in Begleitung Ihres Herrn Vaters auf unsere zu kommen, ich würde Ihnen mit dem größten Vergnügen die Wunder des Himmels zeigen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Hübner — ach ja, Väterchen, nicht wahr, wir gehen einmal auf die Sternwarte?"

„Ei freilich, Lottchen, Du mußt den Herr von Jupiter kennen lernen; er soll die Flöte recht nett spielen — wenn er an diesem Abend nur nicht Kopfschmerzen hat!"

„Da bringst Du ihm, Vater, eine Flasche Rheinwein als Göttermedizin mit und Madame Juno wird so gefällig sein — und zwar mit überraschender Zuvorkommenheit — Seiner olympischen Gnaden die Pantoffel anzuziehen."

„Vortrefflich, Fräulein! mit gleicher Münze bezahlt — nun, da bitte ich, uns in einer der nächsten wolkenlosen Nächte zu beehren; unser Herr Director ist unwohl, so kann es ganz ohne alle Umstände geschehen."

„Gut!" rief der Alte, „morgen oder übermorgen kommen wir gewiß."

Lottchen's Augen funkelten vor Freuden wie zwei Fixsterne erster Größe. Bald darauf trennte sich die lustige Gesellschaft. — Der eifersüchtige Thomas guckte durch ein ausgesprungenes Astloch, sah mit Erstaunen, daß Stahl seinem Gaste eigenhändig bis zur Stiege leuchtete, und hörte mit Ingrimm, wie Lottchen ver-

liebten Blickes von ihm Abschied nahm. Die anderen Gehülfen waren längst schlafen gegangen; doch in Thomas' Herzen kochte es, seit er durch Lottchen's Magd in Erfahrung gebracht hatte, wer der Fremde sei. In der schnell erfolgten Einladung, die derselbe erhielt, witterte er für sich die drohendsten Dinge; denn er pochte noch immer in Betreff seiner hoffnungslosen Liebe auf die Gunst des alten Bürgers, der ihn stets seinen geschicktesten Gehülfen nannte. Was ist die Eifersucht nicht Alles im Stande? Die halbe Nacht blieb Thomas hinter der Thüre versteckt, um nicht den Moment zu versäumen, wenn der Fremde fortging; er wollte bei dieser Gelegenheit nicht nur Lottchen scharf in's Auge fassen, sondern auch genau Acht haben, wie sich sein Herr gegen den Gast benehme. Er wußte, der Alte sei ein Mann, der in der Regel nicht viel Wesens mache. So lauerte er unter den sonderbarsten Gefühlen beinahe sechs Stunden hinter der Thüre, daß es jedem Andern dabei dumm im Kopfe geworden wäre; bald dumpf vor sich hinbrütend, bald zähneknirschend jede Minute verfluchend, die ihm wie ein ätzender Gifttropfen am Herzen fraß. Als er endlich gesehen hatte, was er nicht sehen wollte, schlich er sich zu seinem Lager hämisch murmelnd: „Der Vater hat ihm die zerbrochene Uhr wieder eingerichtet — vom zerbrochenen Herzen wird wol gefälligst die Tochter die Reparatur übernehmen!" Er meinte, nicht Blut, sondern siedendes Blei in den Adern zu haben; ihm war,

als würgte ihn ein unsichtbarer Molch bei der Gurgel.

„Geduld! ich will dem Alten einen Floh hinter's Ohr setzen, der ihn noch Nachts in seinen Träumen jucken soll. Warte, Du feines Täubchen! — Täubchen? ha, falsche Schlange, mich verschmähst Du? — gut! so sollst Du Den, den Du liebst, auch nicht haben — ha, ha! an so einen knieweichen Sterngucker sein Herz zu verschenken! Teufel, wo hast Du denn Deinen schwarzen Gallensack, damit ich ihn dem langhalsigen Pflastertreter löffelweis' eingebe! Wie er mit seinen albernen Uhu-Augen verstohlen nach ihrem Busen blinzte — wie er beim Weggehen an ihren Arm anstreifte — 's ist zum wahnsinnigwerden!" Unter solchen Gedanken wälzte er sich noch lange unruhig auf seinem Lager umher; die glühendste Eifersucht ließ ihn nicht schlafen. —

Um so süßer schlief Lottchen. Sie träumte, sie wandle mit dem Geliebten durch lachende Fluren; kaum wagte sie, sich auf seinen Arm zu stützen. Sie schämte sich vor all' den Wiesenblümchen, welche die Köpfe zusammensteckten, und im Gesäusel der Morgenluft ihr süßes noch unausgesprochenes Liebesgeheimniß wie tausend sich zu einander neigende Nachbarinnen weiterplauderten. Schwester Glockenblume am Waldrande wußte es auch schon, und Cousinchen Präsidentin Steinnelke auf dem erhabenen Felsenstuhl schüttelte dazu bedenklich das Köpfchen, und Onkel Schlehdorn machte

darüber so dunkel ernste Augen, daß sich Lottchen im Vorbeischreiten kaum getraute, ihn anzublicken. Sie bemühte sich zu verstehen, was denn der Bach immer für sich zu murmeln habe, und sagte dann, sich vertrauungsvoll-ängstlich an Alfred's Arm schmiegend: Der plaudert es gar am Ende im ganzen Walde aus! Die Tannen zeigten mit ihren hunderttausend Nadelfingern auf das verliebte Pärchen herab; Lottchen schämte sich, sie hätte gleich in die Erde versinken mögen, und Alfred tröstete sie mit den Worten: „Sieh, mein blumenhüftiges Lottchen, wenn's nun die großen Waldleute wissen, daß wir Zwei uns lieben, so können wir es vor der Welt nicht mehr verbergen; lassen wir Alle neugierig weiter schwätzen — der Wald ist ein alter Plauderer! und er drückte dabei so süß ihre Hand, daß sie meinte, ihre beiden Hände verwüchsen sich zweigartig zu unauflöslichen Fesseln. Immer neue, schönere Gegenden eröffneten sich vor ihren trunkenen Blicken, und Lottchen — erwachte.

Wie hüpfte ihr das Herz im Busen! kein Wölkchen stand am Himmel. Obwol gewöhnlich fleißig, konnte sie doch heute nichts arbeiten; sie war zu überglücklich. Nach Tische sagte der Vater in seiner schelmischen Weise zu ihr:

„Was meinst Du, Lottchen? heute Abend wird das Universum nicht Kopfschmerzen haben — es wird heiter sein!" Sie entfloh ihm, um nicht länger von ihm geneckt zu werden.

Jeder Stunde, jeder Minute wünschte sie Flügel — endlich, endlich dunkelte es. — Sie gingen auf die Sternwarte. Dort angelangt, empfing sie Alfred auf das freundlichste, und auf seinen Nebenmann deutend, sagte er: „Herr Felsenthal, mein College, der von Ihrem Besuche schon unterrichtet ist.“ Sich zu ihm wendend fuhr er fort: „Wir wollen gleich beginnen.“

Die Lichter wurden gelöscht. Zu Lottchen's Erstaunen verschob sich über ihren Häuptern die gewölbte Kuppel nach einer Seite hin, als die Maschinerie in Bewegung gesetzt wurde, und durch die breite Spalte blinzten die silbernen Guckäuglein der Sterne auf sie herab. Alfred handhabte nun den zehn Fuß langen „Frauenhofer“ mit einer Gewandtheit, wie Lottchen im Theater ihr Perspectiv. Nachdem er das große Rohr gerade in die entgegengesetzte Weltgegend von jener, in welcher es in vergangener Nacht Dienste leistete, rasch herüber gedreht hatte, richtete er es zuerst auf den Jupiter. Mit welcher Verwunderung erblickte nun Lottchen dieses Prachtgestirn! wie ein weißer feuerschleudernder Diamant in Vollmondsgröße hing er majestätisch vor ihrem Auge, inmitten des demüthigen Gefolges der vier Trabanten, die in seiner Nähe kaum zu flimmern wagten.

Vater und Tochter konnten sich nicht satt sehen an diesem wundervollen Anblick, während beide Astronomen abwechselten, interessante erläuternde Bemerkungen über unser Sonnensystem zu machen.

„Wir können uns noch eines zweiten Rohres bedienen; wir sind so glücklich, einen ausgezeichneten Dolond zu besitzen," sagte Felsenthal, sich zum Bürger wendend, „es gewährt Ihnen vielleicht einiges Vergnügen, den selben Stern unter verschiedenen Vergrößerungen zu betrachten."

„Wenn Ihnen das Drehen und Wenden Ihrer Kanonenläufe, womit Sie die Sternenveste in Belagerungszustand versetzen, nicht zu viel Mühe macht," erwiderte Stahl.

So bildeten sich nun zwei Gruppen, die abwechselnd das große und kleinere Rohr benutzten. Wie mächtig klopfte Lottchen's Herz, als sie im traulichen Halbdunkel der Nacht neben Alfred stand, der immer größere Wunder des Weltalls vor ihren Blicken auftauchen ließ.

„Du unendliche Weltgröße! wie bin ich klein und nichtig vor Dir!" rief sie überrascht aus, „wer da noch stolz sein könnte, der wäre nicht werth, daß auf ihn der Schatten einer Mücke fiele! Was ist das menschliche Leben diesem Bau der Ewigkeit gegenüber?"

Dies natürlich-religiöse Gefühl, womit sich ihr jungfräuliches Wesen Luft machte, entzückte Alfred. Seine Hand berührte zufällig in der Dunkelheit ihre — er wagte sie nicht anzufassen. „Das Leben ist nur ein uns anvertrautes Heiligthum — weh' Dem, der sich daran versündigt!" erwiderte er darauf; „die Menschen würden nicht so thörig in den Tag hineinleben, wenn

sie eine Ahnung davon hätten, wie consequent die Natur das Prinzip verfolgt, sich selbst aufzuadeln, aus ihrer innersten Tiefe Schönes emporzuheben."

Wieder griff das Räderwerk in einander; der „Frauenhofer" wurde auf die Milchstraße gerichtet. „Mein Geist schwindelt bei dieser Stern-Brücke," sagte das schöne Mädchen, durchschauert von dem unfaßbaren Begriffe der Ewigkeit.

„Die fernsten Lichtnebel, die ich Ihnen nun zeigen werde, sind auch nichts Anderes, als solche Fixsternen-Systeme wie unsere Milchstraße, oder — um Ihren Vergleich fortzusetzen — Stern-Brücke über Stern-Brücke baut sich da fort und fort, hinauf und hinunter in die Katakomben des Weltalls! Einige dieser Systeme mögen wohl die Entfernung des Mondes von der Erde, die 51,000 Meilen beträgt, über 40 Billionen Mal übertreffen," entgegnete Alfred so nahe bei ihr stehend, daß er ihren sanften Athem auf seiner Wange spürte.

„O schweigen Sie; mir wird immer schwindliger am Ufer dieses Zahlen-Oceans!" rief Lottchen voll Weltfurcht.

Er ließ sie durch das colossale Rohr in diese letzten Tiefen des Universums, so weit es dem menschlichen Auge zugänglich ist, blicken. Lange starrte sie schweigsam mit heiliger Bewunderung in die ungeheure Weltallswölbung hinauf; endlich rief sie: „O diese lieben, lieben unendlichen Welten! man möchte zu ihnen empor-

schweben, und ewig da Oben wohnen!" Als sie dies mit ihrer wohltönenden Stimme im Drange der Sehnsucht sprach, da durchzuckte es Alfred's Brust fieberhaft, er neigte sich zu ihr, und wagte herzglühend zu lispeln: „Mädchen! Du herrliches Mädchen, ich liebe Dich auch unendlich, möchten alle diese Sterne eher verlöschen als Deine süßen Augen!" Von ihren zarten Lippen hauchte es: „Alfred!" — sie umschlangen sich; der erste Kuß wurde feurig ausgetauscht im verhüllenden Düster der Nacht. Die Luft säuselte ihnen zu Häupten, als schwirrten die Geister der Liebe durch den Tempel der Nacht; vergessen war all' die große, stolz sich wölbende Welt — er fühlte nur ihren Herzschlag, und ihre Seele löste sich auf vor Entzückung, eine gleiche gefunden zu haben. —

Die beiden Herren in einer Entfernung von zehn Schritten merkten nicht das Geringste; sie waren so vertieft in ein Gespräch über astronomische Uhren, daß sie schon eine geraume Zeit das kleinere Rohr unbenutzt stehen ließen. Endlich mußte man doch an's Fortgehen denken. Alfred sagte zu seinem Collegen:

„Sie bleiben wol noch einige Zeit hier, ich werde unsern geehrten Besuch nach Hause begleiten."

„Machen Sie keine Complimente!" protestirte Stahl, „ich fürchte mich nicht, Nachts mit einem Frauenzimmer gesehen zu werden; mein guter Ruf, Herr Hübner, ist noch um eine Klafter länger als Ihr „Frauenhofer,"

scherzte der Alte, noch einmal das herrliche Fernrohr betrachtend.

Alfred, seinen Wachsstock in einem niedlichen Gehäuse anzündend, ließ sich durch diese Bemerkung nicht abweisen. Unten angelangt, sagte der Bürger, um auch seinerseits zu zeigen, daß er noch in seinen alten Tagen wohl wisse, was die Galanterie für Rechte habe: „Nun, mein Bester, wenn Sie sich das Nachhausebegleiten nicht nehmen lassen, dann müssen Sie auch ritterlich der Dame den Arm reichen."

„Wenn Sie erlauben, mein Fräulein," erwiderte der glückliche Alfred. Lottchen dachte lebhaft an ihren Traum — ihr war es seltsam um's Herz, so an Alfred's Seite zu wandeln, sie schwamm in Seligkeit. Nur bedauerten die jungen Leute, daß der Weg nicht zwanzigmal länger sei. Der Alte sagte, dem Astronomen warm die Hand drückend: „Wir sind Ihnen heute viel Dank schuldig, besuchen Sie uns recht bald — gewiß, recht bald!" —

Alfred verabsäumte dies nicht. Schon am folgenden Tage kam er, und hielt um Lottchen's Hand an; er wies sich aus, daß er von seinen Aeltern **10,000** Thaler geerbt, und ungefähr in einem halben Jahre ein höheres Gehalt zu erwarten habe. Stahl willigte ein. Nun verstrich kein Abend, den nicht Alfred bei seiner holden Braut zubrachte, und alle Kirschen, die je gewachsen, waren nicht so süß als die verstohlenen Küsse, die ihm Lottchen hinter dem Rücken des Vaters gab. —

Einige Tage darauf — Stahl war just damit beschäftigt, ein Rad auf seinen Drehstift zu stecken, — kam der Briefträger zu ihm, kassirte für ein Schreiben das Porto ein, und huschte wieder zur Thüre hinaus.

Der Alte riß den Brief neugierig auf; er meinte, es sei die Antwort eines befreundeten Uhrmachers in Genf; wie erstaunte er, als er Folgendes las:

„Wahrlich, Herr Stahl, Sie sind alt genug, um die Ehre Ihrer Tochter nicht durch eine übereilte Vermählung auf's Spiel zu setzen. Der lügenhafte Papplöffel von einem Bräutigam wußte Ihnen so viel Honig um's Maul zu schmieren, daß Sie darüber vergaßen, genauere Erkundigungen einzuziehen. Es laufen schon einige Kleinigkeiten von diesem Tugendhelden in der runden Welt herum. Wenn gleich Herr Hübner es so schlau anzustellen weiß, daß diese versteckten Wechselbälge nur wenige Augen zu sehen bekamen, so sollten doch Sie, Herr Stahl, in Ihrer gutmüthigen Kurzsichtigkeit nicht so weit gehen, eine wurmstichige, eine halbverfaulte, außen rothgeschminkte Birne für eine gesunde Frucht zu halten.

Ein unbekannter Freund."

Der Alte saß wie eine abgelaufene Stockuhr da — nach ein paar Minuten las er den Brief noch einmal. Die Hand, etwas verstellt, kam ihm bekannt vor; bald meinte er dieser oder jener alte Freund hätte den ano=

nymen Brief geschrieben; das Siegel war ein beflügeltes Pferd.

„Potz Drillbohrer und Kolbenzirkel!“ fuhr er auf, „wenn sich die jungen Männer unserer Zeit so maskiren können — nein, nein, ich will's vom Alfred nicht glauben! — Papplöffel — Wechselbälge — verfaulte Birne? dieser unbekannte Freund hat ja ein Maulwerk wie der „Wecker“ meiner Wanduhr! Enträthseln muß ich das Geheimniß, und sollt' ich mir darüber meine alten Beine krumm laufen!“

Der Alte rannte von einem Graveur zum andern bis gegen Abend; jedoch seine Bemühung war vergeblich. Als er mißmuthig nach Hause kam, und sich ermüdet gleich in sein Schlafzimmer zurückzog, rieb sich Thomas, der überall spionirte, die Hände, und murmelte schadenfroh für sich: „Die Pille wirkt, die ich dem Alten eingab — nur Geduld, mein liebes Täubchen!“

Lottchen konnte sich das Benehmen des Vaters nicht erklären. —

Am folgenden Morgen begann er auf's Neue seine „Entdeckungsreisen im stillen Ocean der Verläumdung,“ wie sich Stahl ausdrückte. Nachdem er abermals bei sechs oder acht Graveuren gewesen, fand er endlich einen, der das beflügelte Pferd augenblicklich als sein Werk erkannte, und dem forschenden Bürger gestand, es sei ungefähr vor einem Vierteljahre für einen jungen Mechaniker Namens Edmund Holzer gearbeitet worden.

Nach eingezogenen Erkundigungen ging's nun im Doublirschritt zu diesem Letzteren. Stahl wies ihm das Siegel — Holzer wurde verlegen.

„Herr Holzer, Sie mögen wohl denken, daß ich besondere Gründe habe, den Schreiber dieser Zeilen ausfindig zu machen; wenn Sie mir behülflich sind, so sollen Sie von mir eine schöne goldene Uhr zum Geschenke erhalten."

„Ja, mein Herr! wollen Sie mir nicht Ihren werthen Namen sagen?" erwiderte mißtrauisch Edmund.

„Das ist hier Nebensache," entgegnete rasch mit imponirender Haltung Stahl, „willfahren Sie, Herr Holzer, meinem Wunsche nicht, so werden Sie in den nächsten Tagen eine Vorladung zu Gericht bekommen!" setzte er nach einer Pause dazu, in der Hoffnung, es werde ihm die List gelingen; denn es fiel ihm Alles eher ein, als diese Sache der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Bei dieser Drohung wurde dem jungen Manne ängstlich zu Muthe; er wußte ja nicht, welchen Inhalts der Brief sei. Er gestand also gutwillig, daß der Uhrmachergehülfe Thomas Weiß sich das Petschaft von ihm geborgt habe. Nun wußte Stahl genug. Er dankte dem Mechaniker und ging. Kaum zu Hause, ließ er Thomas in sein Arbeitszimmer rufen, faßte ihn scharf in's Auge und stellte wie ein Großinquisitor die Frage:

„Herr Weiß, kennen Sie diesen Brief?"

„Ich? — Herr Stahl, ich? wie soll ich diesen

Brief kennen!" entgegnete Thomas mit einer Gelassenheit und Verstellungskunst, daß sich der Bürger dachte: An dem Lügengesicht hat die Bühne einen großen Komödianten verloren. Nachdem er noch einigen verfänglichen Fragen mit derselben Schlauheit ausgewichen war, rief Stahl, die Geduld verlierend:

„Nun gut, Herr Weiß! Sie werden mich augenblicklich zu Herrn Holzer begleiten."

Da veränderten sich die Gesichtszüge des entlarvten Heuchlers. Stahl donnerte ihn an: „Schämen Sie sich, wie ein Lehrbube, der ein reines weißes Zifferblatt verhunzt hat! verläumderische Ohrenbläser brauch' ich in meinem Hause nicht, und wenn sie auch die geschicktesten Arbeiter in der ganzen Stadt wären. Sie können gehen — je eher, je lieber! ich werde Ihnen heute noch Ihren Lohn auszahlen."

Thomas ging verlegen fort und stieß im Vorzimmer halblaut einen Fluch um den andern aus. —

Lottchen fiel ein Stein vom Herzen, als endlich beim Abendmahl der gute Humor des Vaters wiederkehrte. Nach einigen leisen Anspielungen Alfred's auf nicht vorauszuberechnende „Seelen-Verfinsterungen," sagte Lottchen geradezu, denn sie war doch zu neugierig: „darf Deine Tochter nicht wissen, was Dich in der letzten Zeit so sehr verstimmte?"

„Das ist keine Geschichte für eine Braut, Lottchen; die darf sich nur mit Nachtigallen-Trillern und Flöten-

zucker den Magen verderben," entgegnete der Alte verschmitzt lächelnd.

„Und darf sie der Bräutigam sub rosa auch nicht vernehmen?" fragte, allerlei muthmaßend, Alfred.

„O, der noch viel weniger!" rief Stahl, „ein ordentlicher Bräutigam darf für nichts in der Welt Auge und Ohr haben als für seine Braut — ja, ja, mein bester Hübner, passen Sie nur auf, nächstens verhäng' ich Ihnen mit einem Waschlappen den ganzen Himmel, damit Sie mir ja nicht nach der süßblinzenden Venus gucken oder gar der blassen schmachtenden Luna den Hof machen!"

Als darauf Lottchen von Herzen lachte, erwiderte Alfred: „Ich hoffe, mein allerliebstes Lottchen wird auf diese platonischen Verhältnisse, die ich schon Jahre lang mit diesen hohen Damen am Himmel habe, nicht eifersüchtig werden und mir ein nächtliches Rendezvous mit der Venus oder Juno gestatten."

So saßen sie noch manchen langen Herbst- und Winterabend beisammen und die glückliche Braut wurde noch oft mit ihrem Kopfweh geneckt. —

Im nächsten Frühling wandelte Arm in Arm ein junges schönes Paar, das so gut zusammenpaßte wie Eiche und Epheu, ein Paar, dem man es ansah, daß es die erste wonnige Blüthenzeit der Flitterwochen verlebe, durch eine der volkreichsten Straßen.

„Nun, worüber lachst Du denn Alfred?" fragte Lottchen.

„Da sieh' Dir einmal den vierschrötigen Packträger

an, Lottchen — diesem Manne verdanke ich das süße Glück, daß ich Dich jetzt am Arme führe."

„Diesem Manne?" erwiderte Lottchen ungläubig.

„Ja, diesem Manne!" bekräftigte Alfred. Er erzählte ihr ausführlich sein Carambol mit ihm an der Straßenecke und schloß mit den Worten:

„Hätte mir der Packträger nicht mein Uhrglas zerschlagen, so wär' es mir nie in den Sinn gekommen, die Wohnung Deines Vaters aufzusuchen.

„Was das Schicksal für Vermittler hat!" rief Lottchen, ihre Börse ziehend, „gieb dem Manne diesen Thaler, Alfred."

„Gut, Lottchen, er soll von mir extra auch einen bekommen." Alfred ging allein zu dem Packträger und sprach ihn an.

„Kennt Ihr mich noch? Ihr habt mir meine Uhr zerbrochen — da nehmt, guter Freund!" — Er eilte zurück zu Lottchen, und entfernte sich mit ihr.

Der Lastträger traute seinen Augen kaum, sah ihm nach, lachte und rief:

„Der Kerl muß ein Narr sein! das hab' ich schon damals gesagt, als er mich an der Straßenecke völlig umrannte — ha ha! jetzt giebt Der mir ein königliches Trinkgeld dafür, daß ich ihm sein Uhrglas zerschlug — ha ha! nu, diesen Gefallen kann ich ihm noch einmal erweisen, vielleicht schenkt er mir dann einen Louisd'or? — ha ha! ich laß mir's nicht nehmen, der Kerl muß ein Narr sein!"

VII.

Zwei Handwerksburschen.

Humoreske.

Durch die Pappelreihe einer Chaussée, die eine kornreiche Ebene mit der bewaldeten Mittelstufe des im Hintergrunde stolz dahinstreichenden Gebirgszuges verband, ließ die Abendsonne den langgedehnten Schatten eines hochschultrigen Mannes von Baum zu Baum schleichen. Auch das Ränzel auf dem Rücken mit den oben aufgeschnallten, stark beschlagenen Stiefeln, die der barfuß wandernde Geselle bei gutem Wetter schonte, vergaß die sinkende Julisonne nicht im Schattenriß getreu zu sillhouettiren. Der Mann mit der gedrungenen Gestalt blieb ein Weilchen stehen, um in der Hitze auszuschnaufen, wischte die Schweißtropfen mit dem Hemdärmel von Stirn' und Schläfe, und warf nach einem meilenweiten Marsche nun wieder einmal den Blick in die Landschaft. So, sich nach und nach allen Wind-

richtungen zukehrend, bemerkte er in der Entfernung eines Büchsenschusses einen jugendlich=flott durch die Allee hinziehenden Burschen. Sei es, daß sich der Aeltere nach Gesellschaft sehnte, oder sei es, daß er müde war, kurz, er setzte sich auf den grasreichen Abhang des Chausséegrabens in den Schattenkegel eines Pappelbaumes, schmiß den Knotenstock neben sich, und entledigte sich mit Behagen seines schwerbepackten Ränzels. Auf dem Elbogen lehnend, das von dichtschwarzem Bart förmlich umwaldete Antlitz mit der muskulösen Faust stützend, erwartete er den jüngeren Handwerksburschen. Dieser näherte sich mit großen Schritten sichtlich. Nun konnte der Aeltere in dem Jüngeren eine schlanke, aufgeschossene Gestalt erkennen, die, obwol schon über die Jünglingsjahre hinaus, doch noch nicht in die Periode der ersten Zwanziger eingerückt war, wo das Knochensystem seine volle Ausbildung erreicht. Das blonde Schnurrbärtchen, anmuthig auf einer fast weiblich=feinen Lippe sitzend, bekräftigte den Aelteren in der Muthmaßung, daß er einen neunzehnjährigen „Fort=in=die=Welt" vor Augen habe.

„Ein bildschöner Bursche!" rief der im Grase Liegende unwillkürlich vor sich hin. In dem sicheren Gange, in der kerzengeraden Haltung, in dem gutmüthigen, außerordentlich heiteren Gesicht des wacker ausschreitenden Gesellen zeigte sich so viel offenes, ehrliches Wesen, daß es just nicht der, unter Wanderburschen üblichen Kameradschaft bedurfte, um für ihn

sogleich eingenommen zu sein. Der Aeltere vergegenwärtigte sich lebhaft jene entschwundenen Tage, wo auch er zum ersten Male aus den heimathlichen Thälern des Thüringerwaldes auf gut Glück in die Fremde hinauszog, doch mußte ihm die launenhafte Schicksalsgöttin nicht sehr hold gewesen sein; denn es mischte sich ein bitterer Zug in den trotzigen Ausdruck seines derb-männlichen Gesichtes, als er sich stillschweigend diesen Erinnerungen hingab.

Indessen kam der Blonde heran und begrüßte in einer Entfernung von zehn Schritten den Aelteren fröhlich folgendermaßen:

„Schock, schwere Noth, Kamerad! meine Beine sind nicht kurz ausgefallen, sagte die Hebamme meiner Mutter, dennoch konnt' ich Dich nicht einholen — schon eine halbe Stunde hindurch hatt' ich Dich fünf bis sechshundert Schritte weit vor der Nase, aber auch nicht ein Zoll Weges war Dir abzugewinnen bei dieser Hitze."

„Guten Abend! woher denn? wohin denn?" erwiderte der Angesprochene lakonisch die Begrüßung des Jüngeren, der sich im Schatten an seiner Seite niederließ.

„Aus dem Salzburger Gebirg' — einmal die Stadtluft schmecken und die Stadtleut' kennen lernen," antwortete eben so kurz der Blonde.

„So? die Stadtleut'?" warf der Größere ironisch vor sich hin, „rare Leute — recht rare Leute!"

„Was treibst Du für ein Handwerk?“ fragte der Jüngere mit einem neugierigen Blicke.

„Rath' einmal!“

Der Blonde zögerte auf diese Aufforderung eine Weile, und rief dann rasch: „Du bist wol Schmied!“

„Nicht weit fehlgeschossen! ich bin der Schlossergeselle Hans Nagelfest — wer bist denn Du?“

„Ich bin der Zimmermann Seppel Bretschneider.“

„Grüß Dich Gott, Seppel!“ sagte Hans, nun erst seine Stellung verändernd und dem Jüngeren zutraulich die Rechte entgegenstreckend, auf die er sich bis jetzt gemächlich im Grase stützte.

„Dank für den Gruß!“ erwiderte Seppel, die dargebotene Hand schüttelnd.

„Hast Du „Moos“, Kamerad?“ fragte Hans, während er mit dem Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens machte, in einem Tone, als wären sie schon jahrelang bekannt.

„Moos? da sieht's windig aus — ich hab' nur ein Paar silberne Westenknöpf' aus der Hinterlassenschaft meines Großvaters,“ sagte Seppel, sehr naiv seine beiden leeren Hosentaschen vorweisend.

„Auch gut!“ rief Hans, „so gehen wir zusammen im nächsten Dorfe „fechten“.“

„Davon werden wir nicht fett werden wie die Faschingskarpfen!“ scherzte der Blonde.

„Was ein Bauer giebt, das giebt er mit gutem Herzen, sei es auch nur ein Stück Schwarzbrod; wer

arbeiten will, doch keine Arbeit findet, dem bleibt nichts Anderes übrig, als das edle Handwerk des „Fechtens“ zu treiben,“ sagte Hans, wieder so ernst gestimmt wie bei Beginn des Gesprächs.

„A pah! ich lass' mir kein graues Haar wachsen, wenn ich auch keinen Heller in der Tasche habe!“ schrie der Jüngere so ausgelassen lustig in die Höhe hinauf, als wäre das Schöpfungsrund sein Eigen. Darauf trällerte er das Liedchen:

Heisa, juchheia, tridelbumdei!
Die Welt ist gar groß;
Und wann man kein Geld hat,
Da wird man keins los!

„Du bist ein fideles Haus!“ rief Hans lustig, von der übersprudelnden Heiterkeit des Jüngeren angesteckt.

„Geld und Glück sind schlechte Nachbarsleut' — die vertragen sich nicht zusammen; der Reichthum geht betteln zum Frohsinn; Brüderl, wer mir über Nacht aus meiner Herzkammer meinen guten Humor stehlen wollte, dem gäb' ich im Traume eine Million Ohrfeigen! und eine extra beim Erwachen!“ Dazu sang Seppel nach derselben Melodie:

Heisa, juchheia, tridelbumdei!
Die Spatzen sind froh;
Und wann man kein Bett hat,
So schnarcht man auf Stroh!

„Seppel, was meinst Du? ein Glas Bier wär' doch gut auf all' den Staub, den wir heute geschluckt

haben," fragte Hans nach der untergehenden Sonne guckend — „im nächsten Landstädtchen kenn' ich den Herbergvater, da sollt' es uns gut gehen, aber hier auf den Dorfschaften, da wird's wol heißen wie der Fisch nach Wasser schnappen!"

„Nu, so schnappen wir! Wasser ist zehnmal besser als königlicher Chausséestaub!" rief Seppel sich erhebend und sein Ränzel auf den Rücken nehmend.

In dem Moment, als Beide wieder reisefertig hart am Graben standen, wurde ihre Aufmerksamkeit durch Pferdegetrappel von der Rückseite her in Anspruch genommen. Aus einer Staubwolke kam ein eleganter Wagen dahergerollt; der Kutscher mit goldportirtem Hute lenkte stolz vom hohen Bocke ein Paar feurige polnische Falben.

„Bruder! da blüht uns vielleicht jedem ein Seidel Bier," jubelte Seppel, als er mit seinem scharfen Auge in bedeutender Entfernung einen vornehmen Herrn in der Kutsche erblickte.

„Nein! von reichen Faullenzern mag ich nichts; lieber von einem Bauer eine Schüssel Milchsuppe, als von einem Gutsherrn eine Flasche Wein! Alles, was nicht arbeitet, ist in meinen Augen Bagage!" entgegnete der Schlosser, in seinen vorigen Ernst versinkend.

Seppel hatte nicht mehr Zeit, darauf zu antworten, denn schon rasselte der Wagen an ihnen vorüber; es war also keine Secunde zu verlieren, wenn er bei dem scharfen Trab der Pferde nicht den Gedanken auf-

geben wollte, den Herrn um eine milde Gabe anzusprechen. Das Wort blieb ihm jedoch in der Kehle stecken; er riß die Mütze vom Kopfe, und hielt sie, neben dem Wagenschlage rennend, fortwährend in die Höhe, als er bemerkte, daß der Eigenthümer des Gespannes mit der Hand in die Tasche fuhr, um ein Geldstück hervorzuholen. Er suchte links — er suchte rechts — rief dem nebenher Laufenden zu: „Hab' nur Geduld! kriegst ein Silberstück!" griff mit der Rechten vorne in den Rock, hinten in den Rock, murmelte für sich: „Donnerwetter! habe ich auf der Jagd meine Börse verloren?" Alles wiederholte Nachsuchen blieb jedoch vergeblich. Seppel, der bereits über hundert Schritte inmitten eines erstickenden Staubqualms gerannt war, gab nun die Hoffnung auf, ein Geschenk zu erhalten, und blieb stehen. Der vornehme Herr schämte sich vor den Handwerksburschen, schrie ärgerlich dem Kutscher zu: „Sebastian, halt' an — rasch an!" und rief, sich umwendend: „Heda, Bursche! — komm'!"

In der nächsten Minute war Seppel wieder an dem Wagenschlag, und hielt nun noch einmal bittend die Mütze vor, in der Meinung, der Herr habe nun seine Börse gefunden. Er traute jedoch seinen Ohren nicht, als ihm dieser zurief: „Steig' ein!" Erst nach wiederholten Aufforderungen wagte der schüchterne Blondkopf Folge zu leisten. Er wollte sich auf dem Untersitz, den ein großer fahlgelber englischer Vorstehhund beinahe ganz für sich in Anspruch nahm, noch

ein Plätzchen suchen, aber der Herr sagte ihm kurz, er möchte sich's an seiner Seite auf dem Obersitz bequem machen, nachdem er seinen knurrenden Lieblingshund durch das ihm wohlbekannte: „Kusch, Ajax! kusch!" augenblicklich besänftiget hatte. Als der vornehme Mann bemerkte, daß sein barfüßiger Nachbar wieder einigermaßen zu Athem gekommen sei, stellte er leutselig die Frage: „Hast Du ein Wanderbuch?"

Seppel, der noch immer nicht wußte, wie ihm geschah, suchte es aus seinem Ränzel hervor und reichte es stillschweigend dem Manne mit dem großen blonden Schnurrbart und der edelgebognen Adlernase. Er schlug es auf, las den Namen des Handwerksburschen und ging das Paß-Signalement, einige Male seinen Nachbar fixirend, so genau durch, daß Seppel fast verlegen wurde, hierauf sagte er: „Ich versprach Dir ein Geschenk, habe leider meine Börse verloren; doch ein Mann muß unter allen Umständen Wort halten. Du sollst reichlich dafür entschädigt werden —" dabei brach er in ein Gelächter aus, setzte jedoch gleich hinzu: „Du mußt nicht glauben, daß ich über Dich lache; Seppel, Du sollst heute noch Wunderdinge sehen."

Seppel wußte nicht, was das zu bedeuten habe; das Wort „Wunderdinge" machte ihn stutzig — er erinnerte sich Alles dessen, was ihm ältere Zimmergesellen in der Heimath von Abenteuern und ungewöhnlichen Erlebnissen auf der Landstraße erzählt hatten. Er schielte nach den zwei herrlichen Doppelflinten, die

in der Wagenecke lehnten; sein nächster Seitenblick verrieth ihm noch mehr — auf der Stahlplatte des zierlichen Kettenhalsbandes des nun wieder eingeschlafenen Hundes stand mit gothischen Buchstaben der Name: Baron August Stegner. Seppel, der die „Stadtleut'" gern kennen lernen wollte, nahm dieses Zusammentreffen für einen sehr glücklichen Zufall, so leid es ihm auch auf der andern Seite that, seinen Kameraden auf der staubigen Landstraße allein zurücklassen zu müssen.

„Wohin willst Du eigentlich wandern, Du Sohn des Salzburger Hochgebirges?" fuhr der Baron fort nach einer längeren Pause.

„Nach Sachsen."

„Du hast gewiß gehört, daß dort die schönen Mädchen wachsen."

„Ei, meinethalben mögen sie wachsen so hoch, bis sie im Spazierengehen mit ihren Haarbesen die Lämmerwolken über'n Horizont hinabkehren!" rief Seppel mit so komischer Kopf- und Armbewegung, daß er damit den Baron, der selbst eine satyrisch-humoristische Ader besaß, in die heiterste Stimmung versetzte.

„Du bist doch kein Weiberfeind, blonder Salzburger?"

„Nein, das just nicht, aber ich laufe auch den Schürzen nicht nach — ich kann mir selbst die Nase putzen."

„Es muß Dir doch schon Eine über die Nase ge-

kommen sein, da Du mit so zugespitzter Erbitterung über das ganze schöne Geschlecht sprichst?"

„Ueber die Nase nicht — über die Lippen!" rief Seppel, naiv schmunzelnd.

„Du Tausendsappermenter!" scherzte der Baron, der den hübschen launigen Burschen immer lieber gewann; für sich murmelte er: „Das giebt einen köstlichen Spaß — einen Hauptspaß!"

Seppel's feinem Gehöre waren diese Worte nicht entgangen. Er merkte nun, daß der Baron etwas Ungewöhnliches mit ihm vorhabe, schon wollte er ihn geradezu darum fragen, als ihm der Gedanke durch's Hirn schoß: wart' es lieber ab! Der Baron dachte: heute will ich Allen im Schlosse eine tüchtige Lehre geben, insbesondere der sich zu Koketterie hinneigenden Melanie — schade, wenn dieses schöne geistreiche Mädchen, das Aechtmenschliche verkennend, zur Zierpuppe würde! Unterdessen hatten die jungen muthwilligen Pferde, die der Kutscher kaum zu zügeln vermochte, den Wagen um ein gut' Stück vorwärts gebracht; sie lenkten plötzlich von der Chaussé in einen Landweg ein, und Seppel konnte in der sinkenden Dämmerung doch noch erkennen, daß sie sich einem modern gebauten Schlosse, umgeben von großen Gartenanlagen, näherten.

In wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Portal; der Vorstehhund machte einen Satz auf die Erde — der Büchsenspanner des Barons sprang vom Be-

dientensitze ab, öffnete den Kutschenschlag, war jedoch zu stolz, dem Handwerksburschen beim Aussteigen behülflich zu sein.

Der Baron, dies bemerkend, rief dem Diener unwillig zu: „Reich' ihm die Hand, Du Bengel! wenn er auch auf menschenledernen Sohlen durch die Welt läuft: er ist so gut ein Mensch wie Du und ich! — vielleicht sogar ein besserer."

Der Mann mit dem Federbusch und dem Hirschfänger war hierüber tiefbeschämt und zeigte eilig die größte Dienstfertigkeit. Seppel hatte von diesem Augenblicke an vor dem Baron die größte Hochachtung. Er wollte an der Treppe bescheiden stehen bleiben, doch der Herr des Schlosses, sich auf der fünften Stufe umwendend, rief ihm zu: „Komm' mit!" Er öffnete ein prachtvolles Gemach, das ein großer bronzener Candelaber erleuchtete, sagte: „Setze Dich nieder und warte hier ruhig, bis ich Dich rufe." Hiermit überließ er den vor Erstaunen stumm gewordenen Burschen seinen Betrachtungen.

Im Salon der Baronin Stegner war eine Gesellschaft von ungefähr zwanzig Personen versammelt, theils Gutsnachbarn, theils Verwandte oder ältere Bekannte aus der Residenz. Die Baronin, eine geborene Gräfin, väterlicherseits sechzehn Ahnen zählend, hielt viel auf Etiquette; man wunderte sich zur Zeit ihrer Vermäh-

lung über die getroffene Wahl, denn Baron Stegner stand bei der Noblesse in dem üblen Geruche, sozialistischen Ideen zu huldigen; jedoch war er sehr reich, während seine junge hübsche Frau nur die spärlichen Trümmer des von ihrem Vater leichtsinnig vergeudeten Familiengutes als Aussteuer bekam. Der Baron, ein aufgeklärter Mann in den schönsten Jahren, faßte gelegentlich die „Pergamentstolzen," wie er sie nannte, scharf auf's Korn und spöttelte überhaupt gerne über jeden Salondandy, der mit dem Zeitgeist nicht fortschreiten wollte. Er war in dieser Beziehung als Satyriker gefürchtet, obwol er durch seine feine Bildung, durch seine stets heitere Laune und sein höchst liebenswürdiges Betragen sich doch wieder alle Welt zum Freund zu machen wußte. Nachdem er sich in Frack und Glanzstiefeln geworfen, trat er mit eigenthümlich lustiger Miene in den Salon und begrüßte seine Gäste. Nach dem gewöhnlichen Austausch von Höflichkeiten und nach vielseitiger Erkundigung, ob die Hühner- und Wachteljagd reiche Ausbeute geliefert, begann der Baron: „Meine Damen, ich war so glücklich unterwegs noch einen charmanten Gast zu finden — was glauben Sie, wen?"

Die Gräfin Wernerode, eine wohlbeleibte, doch trotzdem kokette Dame über die Mitteljahre hinaus, die eine hohe Coiffure von blauen Seidenbändern nach der letzten Pariser Mode trug, war die erste, welche das eingetretene Stillschweigen brach: „Wir Gutsnachbarn

sind sämmtlich hier zugegen, es muß also Jemand aus der Ferne sein."

„Aus der Ferne — errathen Gräfin!" rief lächelnd der Baron.

„Dann ist es sicherlich Hofrath Blümer, der mir vor drei Wochen erzählte, er wolle nach Carlsbad reisen," sagte Fräulein Melanie, sich die goldblonden Locken aus der Schläfe streichend.

„O viel jünger, viel schöner, Fräulein Melanie!" entgegnete der Baron etwas neckisch, entre nous, Ihre blonden Sirenenlocken machen heute noch eine Ihnen an Schönheit vollkommen ebenbürtige Eroberung — Blond und Blond gesellt sich gern."

„Baron, Sie sind heute recht böse!" versetzte Melanie, ihre königliche Gestalt im günstigsten Lichte zeigend.

„Two eyes are better than one! Wie sollen die Damen den unsichtbaren Gast errathen, wenn Sie ihnen nicht auf die Spur helfen?" mischte sich nun Lieutenant von Blumenthal, all' sein Englisch produzirend, in's Gespräch.

„Sie sind ein galanter Ritter," versetzte Baronin Stegner, „ja, ja, nehmen Sie sich unser an — rathen Sie einmal, Herr Lieutenant!"

Der Angesprochene, glücklich darüber, mit seinem Einwurf, die Aufmerksamkeit des Damenzirkels auf sich gezogen zu haben, affectirte einige Momente ein Mienenspiel tieferen Nachsinnens, und sagte dann im Tone des

höchsten Selbstbewußtseins! „Am Ende ist es mein Freund, der junge Fürst Hohenloh, der zum Maneuvre hinüberreitet, wie er mir in seinem letzten Briefe meldet."

„Nein, bester Lieutenant, fürstlichen Geblütes ist mein Ihnen noch unbekannter Gast nicht," entgegnete schmunzelnd der Baron; „damit jedoch der Gesellschaft das Rathen erleichtert werde, will ich es versuchen, so gut es mit Worten geht, ein Portrait ohne Unterschrift zu liefern. Stellen Sie sich, meine Damen, einen neunzehn= bis zwanzigjährigen auffallend schönen jungen Mann vor, dessen feurig=blaues Auge ein Mädchenherz zerschmelzen könnte —"

„Herr Baron, damit haben Sie gewiß zu viel gesagt," unterbrach den Sprecher etwas schnippisch Fräulein Wilhelmine, eine reizende Brünette.

„Bitte, lassen Sie mich ausreden, mein Fräulein," versetzte jener — „einen jungen Mann mit freier offener Stine, an die sich eine feine zierlich gespitzte Nase — wie soll ich sagen — à la Melanchton anschließt; einen Mund — meine Damen, einen Mund zum Küssen!"

„Du übertreibst heute!" fiel Baronin Stegner ein.

„Nicht um ein Haar! parole d'honneur! das schönste, das edelste Profil, was ich je gesehen," setzte der Baron bekräftigend dazu.

„Wer soll das sein?" fragte Gräfin Wernerode in der höchsten Neugierde.

Jetzt hatte der Baron die Gesellschaft auf dem

Punkte, wo er sie haben wollte. Es war für ihn ein Genuß, zu sehen, wie die Damen die Köpfe zusammensteckten und heimlich ihre Muthmaßungen austauschten, ehe Eine wagte, diesen oder jenen Salonhelden der Residenz laut zu nennen; worauf der Baron, ein seinem Naturell fremdes Phlegma erkünstelnd, sehr gelassen sagte: „Fehlgerathen, meine Beste!“ Nachdem er dieses Spiel beinahe eine Viertelstunde lang getrieben, und die allgemeine Neugierde auf das Höchste gespannt war, erhob er sich plötzlich mit den Worten: „Strengen Sie Ihre Gehirnnerven nicht zu stark an, meine Damen, — wollen Sie ihn sehen?“

„Ja, ja!“ schallte es von allen Seiten wie aus einer Kehle.

Der Baron ging nun langsam zur Nebenthüre, doch eh' er die Klinke niederdrückte, wendete er sich noch einmal zur Gesellschaft und sprach im Tone der feinsten Ironie: Doch, noch Eins, meine Damen, Sie müssen ihn entschuldigen; Toilette hat er nicht gemacht — im schwarzen Frack wird er nicht erscheinen — Sie wissen, auf Reisen —“

„Was Frack?! auf Reisen — mein Gott, foltern Sie die Damen doch keine Secunde länger, fiel ihm Lieutenant von Blumenthal in's Wort.

Der Baron verschwand einige Augenblicke im Nebengemache — alle Blicke belagerten die Thüre — die Mehrzahl bewaffnete sich sogar mit Gläsern, um den Mann, über den so lange debattirt wurde, ganz genau

in Augenschein nehmen zu können — der Baron rief alsogleich, als er mit dem Burschen im Salon eintrat, die Gesten des Vorstellens auf das Höchste persiflirend: „Meine Damen, Seppel Brettschneider, Zimmergeselle aus dem Gebirge.“

Die Gesellschaft fiel wie aus den Wolken, als sie den bestäubten Handwerksburschen mit dem Ränzel auf dem Rücken erblickte. Gräfin Wernerode rief mit einer Art von kläglicher Hinfälligkeit, als wäre sie einer Ohnmacht nahe, nichts als: „Mon Dieu, quelle horreur!“ Ihre altadeliche Nachbarin nahm die Zuflucht zu dem Flacon, um nicht vielleicht mit dem nächsten Athemzug ein paar Luftatome einzusaugen, die früher schon einmal den Durchzug durch Seppel's bürgerliche Lunge gehalten. Der Lieutenant quetschte sein Lorgnon in die Augenecke, maß, als ob ihn ein Fieberschauer überliefe, den Zimmergesellen verächtlich über die Achsel, neigte sich zur Gräfin und flüsterte, seine eigenen Hände wohlgefällig betrachtend: „In solchen Augenblicken des Lebens wird es Einem klar, daß ein Mensch ohne Glacéehandschuhe gar kein Mensch ist!“

In der größten Verlegenheit befand sich Baronin Stegner; sie warf ihrem Gemahl einen Blick zu, der ihm deutlich genug sagte, er könne sich auf eine „Gardinen-Predigt“ unter vier Augen gefaßt machen. Sie athmete völlig auf, als wenigstens der jüngere Theil der Gesellschaft durch ein, Anfangs nur mit Mühe un-

terdrücktes Gelächter nun nachträglich in schallender Lust zu erkennen gab, daß man auf den allerdings malicieusen Scherz des Barons doch einzugehen geneigt sei. Dieser hatte auch, als feiner Salon-Taktiker, sicher auf die Unterstützung der Jugend gerechnet und gedacht: hab' ich nur erst Die auf meiner Seite, so ist das Spiel gewonnen. Keinenfalls jedoch hätte sich entscheiden lassen, ob Seppel Brettschneider's Erstaunen oder das der Gesellschaft am größten sei. Er fühlte sich wie in eine neue Welt versetzt. Er guckte bald die elegant gekleideten Damen, bald den goldenen Kronleuchter, bald den gestickten Fußteppich an. Auf den rothsammtenen Stuhl, den ihm der Baron zu seiner Rechten anbot, getraute er sich kaum zu setzen. Um selbst die älteren Herren und Frauen nicht lange über das unerwartete Ereigniß nachgrübeln zu lassen, wendete sich der Hausherr, sogleich nach eingetrener Ruhe, mit folgenden Worten zu Fräulein Melanie: „Nun, was sagen Sie dazu, meine Verehrteste, kann ich nicht gut portraitiren?"

„Sie schmeicheln zu viel," entgegnete kurz die Angesprochene.

„Ich, schmeicheln? da ruf' ich doch Alle dagegen zu Zeugen auf!"

„Ich wenigstens, Baron, fühle noch nichts vom „Schmelzen" —" sie betonte das letzte Wort sehr scharf.

„Nur Geduld, nur Geduld!" scherzte der Baron, „es giebt Fälle im menschlichen Leben, wo —"

„Taisez vous, Monsieur!" fiel ihm die Schöne er-

mahnend in's Wort, und als er gewahrte, daß sämmtliche Fräuleins entweder mit den Augen einander etwas zublinzten, oder zusammen wisperten, so calculirte der Baron: die Einleitung zu einer kleinen Neckerei ist gemacht — jetzt wird es schon allein weitergehen. Er knüpfte daher mit seinem Nachbar von der Landstraße laut ein Gespräch an: „Sag' uns ganz aufrichtig, Seppel, von Allem, was Du hier gesehen, was gefällt Dir denn am Besten?"

Die Gesellschaft hatte nämlich bemerkt, daß Seppel während des Zwiegesprächs des Barons mit Fräulein Melanie, die Letztere mehr als einmal anguckte und man zweifelte nicht, daß die Antwort des Burschen ein Triumph für Melanie's Schönheit sein werde.

Nach kurzem Bedenken entgegnete der vom Tagesmarsche Steinmüde: „Wenn ich's ganz aufrichtig sagen soll, so ist's das große Sopha dort — das muß zum Faullenzen göttlich sein!"

Ein schallendes Gelächter brach los. Melanie ärgerte sich im Stillen nicht wenig; denn der Baron hatte bereits von Seite der Gesellschaft die Genugthuung, daß der Zimmergeselle ein Jüngling von seltener Schönheit sei.

„In diesem Bengel steckt auch kein Funken Galanterie — ein Sopha einem blühendem Damenkranze vorzuziehen! wie unästhetisch!" wisperte der Lieutenant Wilhelminen zu.

„Die Antwort war derb — das muß man ihm

aber lassen, er hat sie gut von sich gegeben," versetzte mit schlecht versteckter Schadenfreude Wilhelmine, die ihren körperlichen Reizen nach, mit Melanie wetteifern konnte.

Der Baron sagte heimlich zu Seppel: „Du bist ein Zimmermann — sei grob nach der Klafter! genire Dich nicht — auf meine Verantwortung!" Ein Intermezzo jedoch gab dem Gespräch bald eine Wendung; es traten nämlich zwei Bediente in hellrother Livrée mit goldenen Borten ein, um Thee zu serviren. Kaum, daß sie Seppel gewahrte, schrie er vor Verwunderung laut auf:

„I der Tausend! wer sind denn die Zwei? die sehen ja wie gesottene Krebse aus! da darf sich der Hies Wolferl, der bei uns im Dorf zu Weihnachten den Hanswurst macht, verstecken."

Diese Aeußerung trug zur allgemeinen Heiterkeit nicht wenig bei. Als der Baron dem Bedienten winkte, seinem Nachbar auch eine Tasse Thee anzubieten und diesem die Dämpfe des siedendheißen Getränkes in die Nase fuhren, sagte Seppel abwehrend: „Dank' schön, mein Unterleib ist gesund; ich brauch' keine Medizin!" Die jüngeren Fräuleins brachten ihre battistenen Taschentücher vor den Mund, um ihr Gekicher zu unterdrücken; es wollte ihnen jedoch nicht recht gelingen.

„Lachen diese Nestläuberl über mich oder über die

zwei gesottenen Krebse?“ fragte Seppel ganz unverhohlen den Baron.

„Ueber die Krebse,“ antwortete dieser ernsthaft.

„Dann ist's gut; sonst hätt' ich ihnen meine Meinung gesagt!“ versetzte Seppel beruhigt.

„Nun wißt Ihr doch, was Ihr seid,“ rief ein älterer Herr mit fünf Zoll langen „Vatermördern“ den jungen Fräuleins zu: „Nestläuberl“, noch ganz unerfahrene „Nestläuberl“; — ha, ha!“

Mein guter Herr, ein Nestläuberl
Kommt auch gern unter's Häuberl!

improvisirte Seppel rasch, und brachte die Verse so natürlich anmuthig vor, daß selbst die Gräfin sich mit der Gegenwart des Sprechers wenigstens momentan aussöhnte.

„Bravo, Seppel!“ rief der Baron voll Freuden, „Du machst Deine Sachen gut — meine Damen, was wollen Sie mehr? — Er ist sogar Dichter!“ Der Kammerdiener des Schloßherrn, um den dieser einen der Bedienten abgeschickt hatte, trat ein. „Jean,“ sprach der Baron, „sieh Dir einmal diesen jungen Mann hier an; er hat zufällig mit mir dieselbe Größe, meine Kleider dürften ihm passen; entstäube ihn, wasche ihn, bade ihn meinethalben ganz in Eau de Cologne, pomadisire ihn, adonisire ihn, kurz, Jean, mache einen Dandy aus ihm, und zwar so schnell als möglich.“

Der Kammerdiener und Seppel verließen den Sa-

lon. Man trank unterdessen Thee und betrachtete die jüngst in Paris und London erschienenen Albums.

„Der Scherz fängt an, amüsant zu werden,“ bemerkte Fräulein Melanie, „mich dauerte der Arme; so lange mußte er sein schweres Ränzel auf dem Rücken haben.“

„So, er dauert Sie?“ fragte der Baron, eine feine Ironie um die Mundwinkel spielen lassend, „Sie hätten ihn doch nicht auf der Landstraße hinten aufsitzen lassen — was?“

„Für so hartherzig können Sie mich halten?“ fragte Melanie dagegen, während die Baronin unterdessen die älteren Frauen zu unterhalten suchte, und so viel als möglich die sonderbaren Grillen ihres Gemahls entschuldigte.

„Für so hartherzig halte ich Sie nicht,“ antwortete rasch der Baron, „jedoch Sie lassen sich von der Mode knechten, die bekanntlich die größte Tyrannin ist, die je in der Welt regierte.“

„Ja — wie soll man sich dagegen stemmen, wenn man das Unglück hat, kein Freiherr zu sein?“ fragte Melanie, nun ihrerseits dem Baron einen ironischen Blick zuwerfend.

„Sich darüber hinwegsetzen, Fräulein; ich schlage vor, bringen wir die Mode auf, statt goldstrotzender Diener, zerlumpte Handwerksburschen auf die Bedientensitze zu postiren.“

„Lieber auf Jagdpartieen ungeschlachte Bauern-

tölpel statt uniformirter Büchsenspanner!" erwiderte den Hieb Melanie ungesäumt zur Belustigung der Gesellschaft.

„Nun, meinen Sie, daß ich mir meine Doppelbüchse nicht selbst laden kann? ich, der ich eine ganze Gesellschaft zu laden im Stande bin?"

„Matter Witz!" rief der Lieutenant leise Fräulein Wilhelminen zu.

„Nicht so matt, als Sie glauben;" entgegnete diese, „Baron Stegner hat uns heute schon den besten Beweis geliefert, daß er uns alle um den Daumen zu wickeln weiß; er zielt gut."

„Sie werden doch nicht mit Damenherzen Repphühner schießen wollen?" wendete sich Melanie sarkastisch zum Herrn des Hauses.

„Dieses weniger!" rief der Baron sehr lustig, seiner schönen Gegnerin mit einem Blickwurf einräumend, daß sie durch das auf den Kopfstellen seines vorigen Witzes einen momentanen Sieg über ihn errungen habe; um ihr jedoch gleich wieder den Vorsprung abzugewinnen, und sie zu neuen Sticheleien zu reizen, fuhr er nach einer Pause fort: „Damenherzen taugen auf Jagden nichts, sie fangen zu langsam Feuer — die Repphühner warten nicht, Fräulein Melanie, da muß man schnell beim Zeuge sein!"

Das blondlockige Fräulein zog etwas die Unterlippen ein, ihre alabasterweißen Zähne einen Augenblick zeigend — Melanie wußte nicht, wie sie, sonst so

schlagfertig, diesen Kraftschuß erwidern sollte, und doch hätte sie es für ihr Leben gerne gethan; denn sie war nicht allein die Getroffene, diesmal war die Zielscheibe des Barons das ganze schöne Geschlecht. Dadurch in Harnisch gebracht, schüttelte die Salonlöwin ihr goldenes Gelock, und entgegnete stolz, gleichsam im Namen Aller: „Freilich, mit Männerherzen könnte man den Neumond herunterfeuern!“

„Ausgezeichneter Witz! ausgezeichnet, wirklich ganz ausgezeichnet, Fräulein Melanie!“ rief der Lieutenant auffallend laut dazwischen, im Tone der fadesten Galanterie.

„Schade, ewig schade, daß Sie ihn nicht gemacht haben, Herr von Blumenthal;“ fiel wie der Blitz der Baron ein, „dann ließ' ich ihn auf meine Kosten, durchschossen gedruckt, in's Morgenblatt einrücken, jedoch Fräulein Melanie gäbe mir schwerlich dazu die Erlaubniß.“

„Sie können rücken, so viel Sie wollen, lieber Baron,“ sagte das Fräulein gespannt, den Stuhl ein Bischen seitwärts schiebend.

„Wie? nicht möglich! Sie erklären mir förmlich den Krieg, meine schöne Nachbarin? ließ ich Ihnen nicht aus Galanterie das letzte Wort, und wendete mich an Herrn von Blumenthal?“ eiferte der Baron.

„Schöne Galanterie, das!“ zürnte Melanie.

„Ich verzichte in meiner phantasiearmen Ohnmäch-

tigkeit, den Unmuth, der sich über diese holde Stirne gelagert, zu verscheuchen, doch ich hoffe — dem Seppel Brettschneider wird es gelingen, mein werthes Fräulein!" Die trockene Komik, mit der Baron Stegner diese Entschuldigung vortrug, erhöhte der günstige Zufall, daß just, als der Abwesende genannt wurde, die Thüre aufflog, und Seppel Brettschneider „adonisirt" eintrat. Eine Salve allgemeinen Gelächters gellte durch den Salon — selbst die gereizte Melanie konnte ihre angenommene ernste Miene nicht behaupten. Seppel glaubte natürlich, daß ihm dies allein gelte, richtete sich stolz empor, warf der Gesellschaft einen verächtlichen Blick zu, und wollte fortgehen. Dem Baron kostete es nicht wenig Mühe, ihn davon abzuhalten, und ihm begreiflich zu machen, daß man nicht über ihn, sondern über Fräulein Melanie in so ungewöhnliche Heiterkeit verfallen sei. Endlich gab er sich zufrieden. Seppel sah köstlich aus. Der Frack des Hausherrn saß ihm wie angegossen; die weiße Kravate hob noch das blühende Anlitz, das wie aus Milch und Blut gemischt war; die Scheere des Kammerdieners hatte die etwas zu langen blondgekrausten Haare des Mittelhauptes gekürzt, so daß seine schöne Stirne noch vortheilhafter hervortrat. Die von der Arbeit rauhen Hände bedeckten die feinsten Glaçéehandschuhe. Seppel duftete wie eine ganze Parfüm-Fabrik.

„Gott sei Dank! nun sieht er doch wie ein Mensch aus!" wisperte der Lieutenant der Gräfin zu, nach-

dem er den Umgewandelten einige Zeit vom Scheitel bis zur Zehe lorgnettirt hatte.

„Ja, so ist er wenigstens erträglich" — gab die Gräfin zu.

„So lang er nicht spricht, müßte ihn jeder eintretende Fremde für einen young gentleman halten," sagte Wilhelmine zur Baronin Stegner.

„Sie haben Recht — der Kammerdiener meines Gemahls ist ein Hexenmeister; sehen Sie doch, Wilhelminchen, was der Bursche für eine famose Haltung hat! kein Pariser Tanzlehrer könnte ihm eine bessere beibringen; — hätte ihn August nur nicht barfuß eingeführt!"

„Dann hätte der Mangel des Contrastes den Witz todtgeschlagen, Frau Baronin;" entgegnete Wilhelmine, doch geben Sie einmal Acht, wie dieser blonde Salonritter aus dem Gebirge trotz seiner Vorliebe für das dolce far niente und das Sammtsopha, oft verstohlen nach Melanie hinüberschielt — ich nehme mir vor, sie acht Tage bis auf's Blut damit zu necken!"

„Mein Mann wird deshalb Melanie heute nicht wenig quälen — dergleichen ist Wasser auf seine Mühle; wir müssen alles Mögliche thun, sie eifersüchtig zu machen; dazu gäbe ein Tanz die beste Gelegenheit."

„Ein köstlicher Einfall, Frau Baronin! mit einem Zimmergesellen zu walzen — dieser Jux wird königlich!"

Bald darauf nahm einer der Herren am Pianoforte Platz, und begann die „Loreley=Walzer" von

Strauß zu spielen. Die „Nesttäuberln" bewiesen nun, daß sie bereits flügge geworden; sie flatterten in ihren weißen Kleidern durch den Saal gleich einer zersprengten Taubenschaar. Der Baron drang nun in Seppel, sich eine Tänzerin zu wählen; jedoch er gab zur Antwort: „So dumm bin ich nicht, daß ich mir einen Korb hole — die sind alle zusammen Korbflechterinnen; sie tanzen mit keinem Zimmergesellen!" Als den Damen diese Aeußerung zu Ohren kam, erklärten sie sämmtlich, mit Ausnahme der Gräfin Wernerode, sie würden von ihm keinen Antrag zurückweisen.

„Nun hast Du keine Ausrede mehr — mache, mache!" drängte der Baron, begierig zu erfahren, welcher Dame Seppel „die Ehre des ersten Tanzes" (wie er sich früher im Zirkel ausdrückte) zukommen lasse. Der hübsche Bursche wurde zum ersten Male verlegen; denn trotzdem, daß der Lieutenant auf Anstiftung der Gräfin, mehrere Versuche gemacht hatte, um den Fremdling in eine unangenehme Situation zu bringen, benahm sich Seppel bis jetzt so ungenirt, ja einigemale so stolz, seine Menschenwürde in die Wagschale werfend, daß oft das Geflüster: „ein kluger Kopf!" von Mund zu Mund lief. Er schwankte eine Minute lang, ging dann schüchtern auf Melanie zu, und fragte ganz einfach: „Wollen Sie mit mir tanzen?"

Das Fräulein erröthete, denn der Baron und Wilhelmine wechselten bedeutsame Blicke. Melanie fürchtete sich Anfangs, mit dem Blondin von der Chaussée

eine lächerliche Figur zu spielen, als sie sich jedoch überzeugte, daß Seppel ganz tacktfest sei, flüsterte sie ihm zu: „Halten Sie den linken Arm etwas tiefer, und mehr ausgestreckt — so ist es jetzt Mode.“ Seppel entgegnete leise: „Danke schön für den Unterricht!“ und wirbelte mit ihr so flott durch den Saal, daß sich jedermann im Stillen dachte: ein schönes Paar. Seppel verwünschte die „dumme Erfindung“ der Handschuhe; er hätte die Hand seiner schönen Tänzerin gar zu gerne, so wie sie von der Natur geschaffen war, in seiner gehalten. Als er sich am Schluß des Walzers bei Melanie bedankte, kam der Baron mit den Worten auf ihn zu: „Adonis aus dem Gebirge, Du machst mir große Ehre, alle meine Erwartungen sind übertroffen — Du bist ein famoser Tänzer!“

„Ja,“ fiel der Lieutenant ein, „nun muß er auch die Polka Mazurka mitmachen.“

„Muß?“ fragte Seppel, das Wort stark betonend, und dem Gecken einen Blick entschiedener Weigerung zuschleudernd, „Sie denken sich, Herr Offizier: diesen Esel aus dem Gebirge wollen wir auf's Eis führen — nichts da! der Seppel geht nicht auf's Eis; was der Seppel nicht kann, läßt der Seppel stehen — aber einem Esel heimleuchten, das hab' ich in unserm Dorf gelernt.“

Die Gesellschaft zischelte sich nicht wenig über diese derbe Offenherzigkeit in die Ohren. Der Lieutenant zog nun zum dritten Mal unverrichteter Dinge ab, und

schwor der Gräfin hoch und theuer, wenn der Flegel von Adel wäre, so wollte er ihn auf Pistolen fordern. Wilhelmine wußte mit Hülfe der Baronin zu hintertreiben, daß Polka Mazurka gespielt wurde, denn alle jene Fräuleins, die noch vor einer Stunde über den Handwerksburschen die Nase gerümpft hatten, waren nun förmlich darauf erpicht, nun gleich Melanien mit ihm Walzer zu tanzen. Als ihm der Baron unter einem Fenstervorhang ankündigte, daß dies Sitte und Höflichkeit verlange, rief Seppel aus: „Schock schwere Noth! das wird keine kleine Arbeit werden! da muß ich ja von Pfingsten bis Michaeli in einem Athem walzen! bei uns im Dorf tanzt man nur mit Der, mit der man just tanzen mag.“

„Nun, mit welcher mögtest Du denn immer tanzen?“ fragte der Baron scheinbar ganz harmlos.

„Mit der Rothen!“ entgegnete Seppel feurig, (damit meinte er Melanie, die ein Rosakleid trug,) „das Mädel hat Augen, daß man gerad d'rin stecken bleibt!“

„So, Seppel? die „Rothe“ gefällt Dir?“ forschte der Baron weiter, „ja — Du hast Recht, Zimmermann, das Frauenzimmer ist schön; welch' eine herrliche Lockenfülle!“

„Wird schon manche Fliege in diesem Netze hängen geblieben sein!“ rief Seppel, verblümt Melaniens Koketterie andeutend, welchen Ausdruck er natürlich nicht kannte.

„Meinst Du?" fuhr der Baron fort ihn zu ergründen.

„Ja, der Seppel meint!" gab der Bursche sehr bestimmt von sich.

„Doch was dann, wenn ich Lust hätte, der „Rothen" Alles zu erzählen, was wir Zwei jetzt zusammen sprachen?"

„Prrr! die Rothe wird sich nicht viel kümmern um die Meinung eines Zimmergesellen; aus den Augen, aus dem Sinn! heut' bin ich ihr gut genug, doch morgen? — das kennen wir schon!"

Die Musik erscholl auf's Neue. Der Baron traf die Anordnung, um Seppel einige „Arbeit" zu ersparen, daß nicht engagirte Walzer, sondern einzelne Touren nach beliebiger Wahl getanzt wurden. Wilhelmine fühlte sich sehr beleidigt; daß er die „Nesttäuberln" eher aufforderte, als sie; die Baronin tröstete das Fräulein mit der Bemerkung, von einem Naturkinde aus dem Walde könne man nicht das Festhalten an Rangordnung verlangen.

Seppel „arbeitete" mit Händen und Füßen so schnell als möglich, „um sich das Dutzend Weibsen vom Halse zu schaffen," wie er sich später darüber im Gespräche mit dem Baron ausdrückte. Mit jenen, die schlecht tanzten, machte er kurzen Prozeß; er ließ sie mit dem Rufe: „Ah! — auf meine Hühneraugen laß ich mir nicht treten!" mitten im Salon stehen. Endlich seufzte er: „Nein — ich kann nicht mehr! ich bin heute neun

Meilen auf der staubigen Chaussée gelaufen — mich hungert wie einen ungarischen Sautreiber!“

„Seppel, Du bist ein Götterkerl!“ rief der Baron, als sich der Jubel, den die letzte-Aeußerung des gänzlich seiner Glaçéehandschuhe Vergessenden hervorrief, wieder legte. „Warum sagtest Du mir das nicht eher? nun, hab' nur noch ein Weilchen Geduld, die Gesellschaft wird sich sogleich zu Tische begeben.“ Viele meinten, die allgemeine Heiterkeit stehe nun auf ihrem Gipfelpunkt, und versprachen sich daher nichts mehr Besonderes; jedoch diese Herren und Damen kannten Baron Stegner nicht genau, der die eigene Gabe hatte, Humor und Satyre, wenn sie einmal im Zuge waren, nicht erlahmen zu lassen, wo möglich sie noch zu potenziren. Die Flügelthüren des Nebengemaches flogen von Innen auseinander; eine reich besetzte Tafel lud nun zu Genüssen anderer Art. Die Baronin machte mit einem nicht wenig sagenden Schmunzeln Seppel Brettschneider zu Melanie's Tischnachbar. Ihr gegenüber saß der Baron, Wilhelmine an seiner Seite. Die Gräfin präsidirte mit ihrer himmelhohen Coiffüre wie ein blauer Wetterhahn, der beständig auf das Jenseits hinweist.

„Wissen Sie, was dem Seppel an Melanien mißfällt?“ fragte der Baron Wilhelminen.

„Was? — bitte, bitte, sagen Sie mir's!“ rief diese halblaut, vor Neugierde brennend.

„Er gestand mir im Vertrauen, daß er nicht be-

greife, wie so ein schönes Kind einen so häßlichen Namen haben könne — „Melone! wie kann man Melone heißen? ein verwünschter Name!“ rief er mir zu.

„Ja, gewiß, Fräulein „Melone“ möchte lieber Fräulein „Orange“ sein!“ entgegnete Wilhelmine schadenfroh, auf ihre schöne Gegnerin hinüberschielend, als hätte sie Lust, ihr den Krieg zu erklären. Der Baron dachte für sich: Die Zwei muß ich zusammenhetzen!

Als Seppel bemerkte, daß sich Melanie der Handschuhe entledige, fragte er sie staunend, sogleich ihrem Beispiele folgend: „Warum ziehen sie denn die Handschuh' jetzt erst aus?“

„Weil es nicht Sitte ist in Handschuhen zu essen,“ erwiderte die Angesprochene, seinen schönen blauen Augen secundenlang begegnend.

„Warum ist es nicht Sitte, ohne Handschuh' zu tanzen?“ warf Seppel ein.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Melanie ausweichend.

„Das wissen Sie nicht? ei, das wissen Sie wol!“

„Sitten und Gebräuche haben Launen — es ist einmal so!“

„Launen? gleich den schönen Jungfern?“

„Nun, haben die Männer vielleicht keine Launen?“ sagte Melanie etwas zutraulicher, als das allgemeine Gespräch so viel Geräusch machte, daß sie sicher war, nur von ihrem Nachbar verstanden zu werden.

„Doch nicht so viel, als —" Seppel stockte bei diesem Worte.

„Als?" wiederholte Melanie neugierig.

„Das sag' ich nicht!" entgegnete er rasch, ihren Blick fangend.

„Was könnten Sie für einen Grund haben, das zu verschweigen?"

„Was können Sie für einen Grund haben, deßhalb neugierig zu werden?" wich Seppel schlau aus, während er die schöne feine Hand seiner Nachbarin, und einen am Zeigefinger funkelnden Ring unablässig betrachtete.

„Bitte — sagen Sie mir es, als?" suchte nun ihrerseits Melanie auszuweichen.

„Damit Sie mich auslachen."

„Wie können sie das glauben?"

„Haben Sie mich vielleicht heute noch nicht ausgelacht?"

„Wenn Alle lachen, muß man unwillkührlich einstimmen."

„Just, wie bei uns im Dorf — wenn nun ich aber still für mich im Herzen auch Alle ausgelacht hätte?" flüsterte er, einzelne Worte sehr nachdrücklich betonend.

„Alle? — auch mich?"

„Nein, Sie nicht!"

„Und weßhalb räumen Sie mir vor der ganzen Gesellschaft diesen Vorzug ein?"

„Weil Sie — die Schönste von Allen sind,“ antwortete er, Courage zu dem Ausspruch sammelnd. Melanie's Antlitz strahlte in diesem Augenblick. Schon war sie im Begriffe, ihm etwas zu erwidern, als sie von dem servirenden Bedienten, der ihr eine Schüssel Repphühner präsentirte, zum Stillschweigen genöthigt wurde. Gleich darauf rief ihr der Baron quer über den Tisch zu: „Fräulein Melanie, die Repphühner genießen sie mit Andacht — Sr. Hochwohlgeboren, Herr Baron von Stegner hat sie mit Höchsteigener Hand geschossen.“ Der Ton der Selbstironie, der die Titelsucht der Deutschen auf das Schärfste persiflirte, hätte nicht glücklicher vom Sprecher getroffen werden können. Die Gräfin rümpfte darüber die Nase dermaßen, daß ihr blauer Schopf der Decke um ein Beträchtliches näher rückte. Seppel hätte gerne den Bedienten, die Repphühner und auch den Baron zum Geier gewünscht.

„Empfehlen Sie Ihre wohlgeborenen Repphühner lieber Ihrem freundlichen jungen Gaste, Herr Baron,“ entgegnete Melanie, mit anmuthiger Handbewegung auf ihren Nachbar deutend.

„Mein Fräulein, das überlasse ich Ihnen; Sie haben ihn unter Ihren allerhöchsten Schutz genommen, also müssen Sie auch als Königin des Abends über seinen Geschmack regieren;“ das Wort „Geschmack“ betonte der Schloßeigenthümer ganz auffallend. Melanie hielt es für's Gerathenste, hierauf die Antwort schuldig zu bleiben, was sie sehr gut dadurch bemäntelte, daß sie

ihrem Nachbar, der nicht den Muth hatte, der vor ihm stehenden Flasche zu Leibe zu rücken, ein Glas Rheinwein kredenzte. Auch war sie von nun an sehr bedacht, ihm die besten Bissen zuzuschieben. Sie gewahrte seine vorübergehende Verstimmung; Melanie fühlte sich nach dem letzten Geständnisse, das so zaghaft über seine Lippen schwebte, gewissermaßen gegen ihn verpflichtet. Sie rief sich selbst heimlich zu: Gelingt es Dir nicht, im Verlaufe der nächsten Stunde, ihm diese zarte Schuld abzutragen, so mußt Du seine Schuldnerin für immer bleiben, denn morgen mit Sonnenaufgang wandert er weiter. Schon wollte sie ihm ihr Portefeuille, worin sich einige Banknoten befanden, unter der Tischdecke in die Hand spielen; jedoch der junge Mensch hatte so viel natürlichen Adel gezeigt, daß sie befürchtete, ihn durch eine Geldgabe zu beleidigen. Ihn durch ein anderes Geschenk zu entschädigen, dagegen stemmten sich in ihr alle Vorurtheile ihres Standes. Es ging ein Kampf in dieser Mädchenseele vor, den sie nur mühsam vor der Gesellschaft verbarg. Jeder Salonfigur gegenüber standen ihr die Waffen der Koketterie zu Gebote — diesem offenherzigen Naturkinde gegenüber fühlte sie sich gänzlich entwaffnet. Sie nahm sich vor, und koste es ihr auch die größte Ueberwindung, ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweisen.

Das Herz des Zimmergesellen klopfte auch heftig, er war jedoch von Jugend an gewohnt, Widerwärtigkeiten aller Art zu überwinden, wobei ihm sein immer

schlagfertiger Humor gut zu Statten kam. Schon im zweiten Glas Rheinwein ersäufte er seinen Unmuth; es fehlte nicht viel, so hätte er die dritte Strophe jenes Liedes, das er seinem Kameraden unter den Pappeln vorgeträllert, laut gesungen, so that er es für sich:

Heisa, juchheia, trideldumdei!
Das Leben ist ein Rausch;
Doch, wenn man kein'n Schatz hat,
So kommt's nicht zum Tausch!

Man tafelte ziemlich lange. Mancher scherzhafte Toast wurde ausgebracht. Selbst die Damen wurden nach einem Gläschen Liebfrauenmilch oder Malaga etwas lebhafter, hielten nicht mehr so strenge an dem Zwang conventioneller Regeln, und wetteiferten mit den Herren, den gegenseitigen Ideenaustausch zu würzen. Auf diesen Grenzüberschritt der Laune hatte der Baron gepaßt, um eine Scene herbeizuführen, die er sich selbst früher als Herr des Hauses nicht in den dramatisch-lebendigen Lauf des Vergnügens einzuschieben getraute, da er doch befürchtete, daß Einige daran Anstoß nehmen dürften. Nun aber, da der Geist des Rheinweins unsichtbar Jedem den Freibrief der Aeußerung zusteckte, zögerte er nicht länger und begann, sich zu Seppeln wendend: „Sag' einmal, wie heißt Dein Kamerad mit dem großen schwarzen Bart, in dessen Gesellschaft ich Dich auf der Chaussée fand?"

„Hans Nagelfest, Schlossergeselle aus dem Thüringer Wald."

„Nun denk' Dir recht lebhaft, Seppel, ich sei Hans Nagelfest, und wir säßen Beide allein in der Herberg'."

Seppel, noch nicht ahnend, was darauf folgen sollte, entgegnete schnell: „Das wird nicht schwer sein!"

„Du mußt also von nun an immer Du, oder Hans Nagelfest zu mir sagen, und Dir vorstellen, als erzähltest Du Deinem Kameraden Alles, was Du hier bei uns sahst — nun beginne!"

Seppel, der in seinem Geburtsorte in den Salzburger Alpen bei ländlichen Festen derartige Impromptüs mehr als einmal selbst geleitet hatte, besann sich keinen Augenblick, auf den projektirten Scherz mit zeitgemäßer komischer Gestikulation einzugehen: „Grüß' Dich Gott, Brüderl! hör', was mir Alles passirt ist, seitdem wir uns nicht gesehen, ich sag' Dir, Nagelfest: eine Kuh könnt' d'rüber Schulmeister in unserm Dorf werden!"

„Nu, was ist Dir passirt, Seppel?"

„Hans, jetzt spitz' einmal die Ohren! Du weißt: ich bin dem schönen Wagen nachgerannt. Ich halte meine Mütze an den Schlag — der vornehme Herr greift links und greift rechts, greift vorn' und greift hinten zehnmal in alle Taschen — stell' Dir vor, Nagelfest, der Zwetschkendrucker hatte nicht einmal einen Groschen!"

Die Gesellschaft platzte in ein gellendes Gelächter aus, was noch dadurch erhöht wurde, daß die Baronin im zärtlichsten Tone sagte: „Lieber August, ich werde Dich von nun an nie anders als Zwetschkendrucker

nennen!“ Dem Baron liefen die Lachthränen über Wangen und Schnurrbart. Seppel blieb so ernsthaft, daß er nicht einmal die Mundwinkel verzog. Melanie bewunderte ihn wie den besten Komiker der Residenzbühne. Erst nach einigen Minuten war er im Stande fortzufahren, denn die Jugend ließ sich kaum beruhigen.

„Ich war in den dichtesten Staubwolken ein Paar hundert Schritte umsonst gerannt, da genirte sich der Zwetschkendrucker vor dem fechtenden Handwerksburschen, seinen Kutscher oder Bedienten um einen Groschen anzupumpen — er machte ein Gesicht wie ein ausgepreßter Schwamm, der an Goldflüssigkeiten gewöhnt ist“ (dabei hob Seppel das Rheinweinglas) „stelle Dir vor, Hans, was that er, um mich zu entschädigen?“

„Nun, Seppel, was that denn der edle Zwetschkendrucker?“ fiel der Baron, seine Rolle meisterhaft spielend, ein.

„Er ließ den keuchenden Handwerksburschen nicht hinten aufsitzen, Gott bewahre! er nahm ihn zu sich in den Wagen — Welt, merk' Dir's!“ Die Schlußworte rief Seppel so tiefironisch, daß er damit auf einige Personen, vorzüglich auf Melanie, einen großen Eindruck machte. Der Baron ließ jedoch der Gesellschaft nicht Zeit, hierüber Reflexionen anzustellen; er trieb den Scherz weiter: „Was Welt?! Quark! ich, Hans Nagelfest, und Du, Seppel Brettschneider, wir sind uns selbst Welt genug! Der Frohsinn ist unser Wegweiser, und ein gutes Gewissen unsere Schlafstelle

— stoß' an, Seppel! alle Handwerksburschen sollen leben! und der Zwetschkendrucker daneben!"

Mit einem donnernden Hoch antwortete die Gesellschaft, die sich erhob, um mit dem Baron anzustoßen, was er später anzunehmen versprach, wenn man dem Zimmergesellen die Ehre erwiesen hätte. Melanie war die Erste, die seinem Wunsche Folge leistete; sie ließ es gern geschehen, daß Seppel's Hand zwischen den Gläsern ihre mit leisem Drucke berührte — er sah sie dafür an, als wollte er ihr die Seele stehlen. Um jedoch Wilhelminens Argusblicken zu entgehen, eilte sie zum Baron. Da gab es im Saale ein Gläserklirren, als tränke die ganze Welt Bruderschaft.

„Erzähle doch weiter, Seppel; wohin fuhrst Du mit dem Herrn?"

„In sein Schloß. Hans, die Augen hab' ich aufgerissen vor all' der Pracht und Herrlichkeit, wie eine junge Forelle, die zum ersten Male die Sonn' aufgehen sieht — die Spiegel, die Goldrahmen, die Kugellampen, die sammtenen Großvaterstühle, die Stickereien! mir wurde völlig schwindlig — ich sag' Dir, Kamerad, in einem Feenschloß kann's nicht schöner sein — die reichen Leut' sind nicht dumm! — Eine Viertelstund' bin ich allein gesessen, und habe meine Betrachtungen über all' den Glanz angestellt, da ging die Thüre auf, und der Zwetschkendrucker ganz schwarz mit einem Schwalbenschweif hinten, und vorn am Hals' ein Paar weiße Zipf wie zwei in der Luft stehengebliebene Tau-

benflügel, führte mich nebenan in einen großen Saal. Schön war's da, schön sag' ich Dir, Hans! ich wünsch' Dir nichts, als daß Du ein einziges Mal in Deinem Leben da drinnen nur eine Stund' lang faulenzen könntest! so süß und so weich kann's keine Erdbeer' im Waldmoos haben — prrr! die reichen Leut' sind nicht dumm! Ich aber war dumm — dagestanden bin ich wie ein Pudel, der den Mond angafft; ich hab' gar nicht gewußt, wo ich zuerst hinschauen soll, denn vor lauter Schönheit hab' ich — das Schönste nicht gesehen."

„Bravissimo!" rief die Baronin, „das war ein fein verstecktes Compliment — dem Fräulein Melanie ein donnerndes Hoch!"

Seppel ließ sich diese Unterbrechung sehr gern gefallen, denn während des Anstoßens durfte er ganz ungenirt in die süßen blauen Augen seiner holden Nachbarin blicken, die ihn wie zwei unergründliche Räthsel stets zur Erforschung des Geheimnisses reizten. Der Baron, ein ächter Menschenkenner, war wol der Einzige, der sie durchschaute; während sie ähnliche allgemeine Huldigungen in den Salons der Residenz mit einem gewissen Stolze hingenommen hatte, erröthete sie diesmal so sehr, stieß so bescheiden mit dem Gläschen an, als ob sie diese Auszeichnung nicht verdiene. Sie war seit einer Stunde wie umgewandelt. Es lag zeitweise ein tiefer Ernst auf ihrer medizäischen Stirne. Auf Wilhelminens gelegentlich angebrachte Sticheleien

auch nur eine Antwort zu geben, wie an andern Abenden, hielt sie heute unter ihrer Würde. Der Baron hatte so viel Takt, seine Blänkeleien sogleich einzustellen, als er gewahrte, daß sie, unter allen Damen allein, den tiefsocialen Hintergrund des Scherzes nicht mißdeute, nämlich den: der Mensch habe unter allen Umständen seine volle menschliche Berechtigung. Der Enthusiasmus jedoch, den dieses „Bravissimo" der Baronin hervorrief, wurde bald auf sonderbare Weise gedämpft, als Seppel fortfuhr:

„Armselig, in Lumpen und Fetzen, stand ich mitten in diesem Reichthum, und — sie schlugen eine Lache auf, diese feinen Gesichter, als sie mich erblickten; das that mir im Innersten weh. Ich dachte, diese Zierpuppen und bebänderten Stadtherren müssen wol ohne Herz geboren worden sein, bei uns im Dorfe aber ist's zufälliger Weise Mode, ein's mit auf die Welt zu bringen — ich dachte, meinen Ingrimm verbeißend: Ihr eitlen Spiegelfratzen! tausendsapperment! hätt' ich nur meinen großen Hobel da, ich wollt' Euch schon Alle glatt machen!"

Diese Rede erregte nicht wenig Sensation. Der Lieutenant warf seine Stumpfnase hoch in die Luft und rief stolz aus: „Das wollt' ich 'mal sehen; da müßt' ich auch dabei sein!"

„Stille da! hier sind wir in der Herberg', hier sind Hans Nagelfest und Seppel Brettschneider die Hauptpersonen!" donnerte in edler Zornaufwallung der

Zimmergeselle den Lieutenant an, „und wer bei der allgemeinen Austheilung zu kurz gekommen, dem will ich im obern Stockwerk die Hirnkammern einrichten, oder gar einen nagelneuen Dachstuhl aufsetzen! warum? damit seine Gedanken, wenn's regnet, nicht wässerig werden!"

Dieser Witz wirkte wie der Blitz. Der Lieutenant ließ wie erschossen den Kopf hängen, als er diesmal die Ursache einer endlosen Zwergfellerschütterung war, die durch den zitternden blauen Schopf der Gräfin, die aussah, als hätte sie plötzlich die Seekrankheit bekommen, fortwährend neuen Nahrungsstoff erhielt. Nach diesem glänzenden Siege des Naturmenschen über den Städter rief die Gesellschaft, schon etwas vom Weine erhitzt, dem Ersteren zu: „Weiter! ganz offenherzig weiter!" Seppel, nun kühn gemacht durch den glücklichen Erfolg, ließ alle Minen springen.

„Eine war da, Kamerad, die that, als ob ich die Pest hätte; sie hielt beständig eine Riechflasche unter ihre allerhöchste Nase — das sag' ich Dir aufrichtig, Hans Nagelfest, mir ist all' mein Lebtag kein Weib so bodenlos lächerlich vorgekommen! Eine Andere wedelte immer mit einem Ding, das leicht auseinander und zusammenzuschieben war, die Luft von sich weg gegen mich her — nach Rosen hat sie just nicht gerochen. Und dann, Hans — wie sie Alle miteinander honigsüß thaten, und wie sie sich die Hände zärtlich drückten, und einen Knix um den andern machten, und, Hans,

wie ihnen die Heuchelei aus den Augen herausguckte! da hab' ich mir gedacht: schlechte Comödianten! unsre Faschingspieler in Fidélfertl's Scheune können's weit besser — die stellen's doch so vor, daß man's ihnen glaubt, aber diesen Kopfduckern glaub' ich allen durch die Bank nichts!"

„Dem Zwetschkendrucker auch nichts?" fragte der Baron, sich tief gekränkt stellend.

„Ja, Hans Nagelfest, den Zwetschkendrucker will ich ausnehmen, das ist eine ehrliche Seel'! rief Seppel so treuherzig, daß die Gesellschaft den Ruf: „Der Zwetschkendrucker soll leben!" durch das weite Gemach erschallen ließ. Den Lärm, den das Aufstehen, das Gläseranstoßen und das Zusammendrängen der Personen um den Baron verursachte, schnell benützend, sagte Melanie zu Seppel im Tone des Vorwurfs: „Also mir glauben Sie auch nichts?"

„Den Himmel nicht so viel, als Deinen blauen Augen!" lispelte der in Seligkeit schwimmende Jüngling. Melanie erschrak über das „Deinen" so sehr, daß ihre Locken wie Espenlaub zitterten, als sie das Köpfchen wendete, um zu recognosziren, ob sie Niemand belauscht habe. Als sie nach ein Paar Secunden gazellenschen stehen zu bleiben wagte, flehte er liebeglühend: „Gieb mir den Ring mit dem blauen Stein zum Andenken!" Sie kämpfte alle Vorurtheile, die in ihrem Busen aufwogten, nieder, und flüsterte ihm zu: „Später beim Tanze!" versenkte ihren funkelnden Blick in sei-

nen, und entfloh, um mit dem Hausherrn ihr Gläschen erklingen zu lassen. Der Baron sagte zu ihr leise im ernsthaftesten Tone: „Melanie, wenn Sie heute nichts lernen, so — gebe ich Sie auf!" Sie zog aus den Erlebnissen dieses Abends eine große Lehre für die Zukunft. Die unerschütterliche Wahrheitsliebe dieses Bauernsohnes im Contraste der hypercivilisirten Salonlüge hatte auf Melanie einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sie sah diese Leute, mit denen sie bereits mehrere Jahre hindurch Umgang gepflogen, nun mit andern Augen an; sie ärgerte sich, daß es ihr nicht allein gelungen sei, dieses Gewebe erheuchelter Höflichkeiten, die über den wahren innern Menschen eine Drahtmaske ziehen, zu durchschauen. Sie staunte den Scharfblick dieses Jünglings, der sich erst wenige Stunden in dieser Sphäre bewegte, immer mehr und mehr an. Was wäre aus ihm bei solch' herrlicher Naturanlage geworden, wenn ihm durch Erziehung — sie unterbrach hier ihren eigenen Gedankengang, und fragte sich: was ist Erziehung? ein Glück oder ein Unglück? sie wußte sich in der eigenthümlichen Stimmung, in der sie sich befand, jetzt keine Antwort zu geben. Auch hätte ihr Baron Stegner dazu keine Zeit gelassen, denn er forderte im Brummbaß des Hans Nagelfest Seppeln auf, seine Schilderung fortzusetzen.

„Jetzt kommt die Hauptschmiere!" rief er, mit dieser Vorbemerkung alle in Spannung versetzend. „Ich wurde aus dem Saale von einem Graukopf abgeholt.

Er schien mir anfangs sehr unwillig zu sein über den erhaltenen Auftrag, mich zu „fadonisiren", denn nach mehreren Seitenblicken auf meinen bestäubten, zerrissenen Rock brummte er: „Nein, so einen Staubmichel hab' ich noch nicht unter den Händen gehabt, ich werde wol den Striegel vom Kutscher borgen müssen, um ihn salonfähig zu machen." Du kannst Dir denken, Hans, daß ich ihn dabei anguckte, wie der Pinzgauer Schöps das neue Thor. Er fing nun mit mir zu kommandiren an wie mit einem Rekruten: „Rasch, 'runter mit den Fetzen!" ich zog meinen Rock aus, schmiß ihn auf mein Ränzel, und guckt' ihn wieder groß an, da schrie er ungeduldig: „Rasch, rasch! immer 'runter mit allen Lumpen und Fetzen!" Dazu öffnete er die Seitenthüre, gab mir einen Ruck am Elbogen, und kommandirte: „Alloh, marsch! da hinein in's Wasser!" Ich war nun in einem mit herrlichen Blumen erfüllten Badezimmer. Nach einer Viertelstund' kam er wieder, und nun ging's „fadonisiren" an. Stiefeln hieß er mich anziehen, ich sag' Dir, Hans, Stiefeln wie Spiegelfenster! wenn unser ganzes Dorf an einem einzigen Paar zu wichsen anfing, und fortwichste von Morgen bis Abend, es wäre nichts dagegen! — und die Wäsche! feiner und weißer als frischgefallener Schnee, und ein Duft war darin, wie bei uns im Gebirg' wann die Veilchen blühen. Nun ging's über meinen armen Kopf her — das Kämmen, das Bürsten, das Reiben und das Schmieren! mir wurde ganz duslig —

ich rief ihm zu: Sie, erlauben Sie, der Schädel gehört mir! da schnauzte er mich wie ein Kater an: „Willst Du stille halten, Staubmichel! dieser Schädel ist jetzt Privateigenthum Sr. Excellenz des Herrn Baron Stegner." Ich fragte: „Excellenz, was ist das für ein Thier? ein Insekt oder ein Wurm?" er sagte: „Du Straßenschlingel! ich werde Dir gleich Respekt eintrichtern! Der verstorbene Vater des jetzigen Schloßeigenthümers war Excellenzherr und wir Alte bei Haus haben uns angewöhnt, auch den Sohn, unsern guten Herrn, so zu nennen." — Was wollt' ich machen? ich ließ ihn bürsten und schmieren und mit den Kämmen ackern und dachte seufzend: Seppel Brettschneider, Du bist nun fremder Grund und Boden! wenn ich aber später unter all' diesen trockenen Seelen zu blühen und auszuschlagen anfange, ich kann nichts dafür, auf Ehre!"

„Bravo, bravo! der Seppel Brettschneider'sche Grund und Boden soll leben!" fielen die Freunde der Satyre und des Humors ein, — die Gläser schepperten so heftig, als müßten alle zu Scherben zersplittern. Melanie lachte wie ein Kind, und wiederholte leise für sich: „Trockene Seele — das ist ein unübertrefflicher Ausdruck für alle Salonfiguren." Dem feinen Gehör ihres Nachbars war das kurze Selbstgespräch nicht entgangen, er flüsterte ihr zu: „Trockene Seelen ist eigentlich noch zu wenig gesagt, strohtrockene, das wäre das Wahre gewesen."

„Allerdings — da könnte man freilich gleich zu dreschen anfangen," scherzte Melanie.

„Leeres Stroh dreschen ist eine undankbare Arbeit!"

„Sagen Sie mir doch, wie können Sie so ernst bleiben, wenn Alles in der Runde kichert?"

„Wenn's Einem ernst um's Herz ist, vergeht Einem die Lachlust."

„Ich möchte aber meinen freundlichen Nachbar auch einmal gerne recht lustig sehen," bat Melanie im sanftesten Tone.

„Sie, mich? — warum?"

„Bitte, bitte! lachen Sie einmal mir zu Liebe."

„Ich darf nicht lachen, ich muß ja Komödie spielen."

„Deshalb? ei, lacht doch der Baron als Hans Nagelfest auch."

„Sehen Sie, er winkt schon, daß ich fortfahre!"

Die Gesellschaft hatte wieder Platz genommen; sämmtliche Lorgnetten waren in Bereitschaft, um die manchmal ausgezeichnet drolligen Gesten des Zimmergesellen in's Auge zu fassen. Seppel begann: „Endlich ließ er meinen Kopf in Ruhe, zog mir einen schwarzen Schwalbenschweif an, zwängte meine Hände in ein Paar weiße Handschuhe, ich rief ein um's andremal: „Dummes Zeug, wozu denn über die Menschenhaut noch ein Thierfell spannen?" Er sagte darauf sehr wichtig: „Damit Du den schönen adeligen Damen zum Tanze die Pfote reichen darfst — sie halten ihre Schooßmopse und Papageien für etwas viel Besseres als

bürgerlich geborene Creaturen." Dabei schnürte er mir mit einer weißen Binde die Kehle zu, daß ich alle meine Jugendsünden, die der Dorfschullehrer nicht aus mir herausgeprügelt hatte, abbüßte. Nein, Hans — das hättest Du sehen sollen: links einen klafterlangen Zipf, rechts einen klafterlangen Zipf — Dummheit! Einem so den Hals zuzuschnüren, daß man einen Vorgeschmack vom Galgen kriegt! schrie ich unwillig — „Ja, da kann ich Dir nicht helfen; das ist jetzt unter hohen Standespersonen die letzte Mode," sagte er kurz und bündig. Ich darauf: ich muß aussehen wie eine stehengebliebene Windmühle — er: „Da paßt Du in die Gesellschaft prächtig, Windbeutel giebt es genug drüben, die unsern Herrn abschmarotzen, und hinter seinem Rücken mit vollen Backen über ihn zu blasen anfangen." — Was blasen sie denn? fragte ich neugierig — „Keine buntfarbigen Seifenblasen; was anders!" schmunzelte der Alte und gab mir einen Ruck seitwärts, daß ich vor einem mannshohen Spiegel zu stehen kam — Nagelfest, was meinst, was ich da vor Verwunderung gesagt hab'?"

„Zum Spatzenschrecken in einem Krautacker, Seppel, hätte man Dich gewiß gut brauchen können — auf Deine zwei weißen Zipfel hätte sich gewiß keiner gesetzt! i nu, was hast Du zu Deinem eigenen Zerrbild vor dem Spiegel gesagt?" antwortete der Baron so muthwillig, daß ihm Melanie einen Blick der Mißbilligung zuwarf.

„Bin ich noch der Seppel Brettschneider, oder bin ich ein Anderer?! so viel sag' ich Dir, Nagelfest: in der Verkleidung hab' ich mich selber nicht erkannt, ich glaub' sogar, der Tod hätt' sich geirrt, wenn er mich an diesem Abend holen wollte. „So, jetzt bist Du fix und fertig — kannst Dich hinübertrollen in den Saal!" rief mein Kammerdiener. Noch einmal beguckte ich mich im Spiegel — Hans, im Ernst', ich hab' vor mir selbst Respect bekommen. Das Einzige that mir leid, daß der Alte, der sich so viel Mühe mit meinem Anzuge gegeben, nicht mit mir in den Saal durfte. Gott, hat sich dieser Mann mit mir geplagt! Ich nahm mir aber vor, ihm dafür erkenntlich zu sein, mich seiner zu erinnern, wenn es gute Bissen giebt. Das hab' ich auch ganz heimlich gethan, während die Anderen Gesundheit tranken — meine beiden Rocktaschen sind für ihn gefüllt."

„Zeig' mal her, was hast Du denn für ihn eingesteckt?" fragte der Baron, nur mit Mühe sich in seiner Rolle behauptend, indeß links und rechts die Damen ein halbunterdrücktes Gekicher in ihren vorgehaltenen Taschentüchern zu ersticken suchten. Es platzte jedoch petardenartig los, als Seppel zur großen Belustigung der Gesellschaft westphälischen Schinken, Kalbsbratenschnitten, Veroneser Salami, Sandtorte und zum Schlusse Pommerische Gänsebrust aus seinen Taschen mit komischer Geschäftigkeit hervorholte, und auf den vor ihm stehenden Teller thürmte.

„Der Kammerdiener soll's bekommen und eine Flasche Rheinwein dazu!" rief der Baron, ganz vergessend, das er Hans Nagelfest vorzustellen habe; einem der Bedienten winkend, befahl er: „Trag' es ihm gleich hinüber!"

„Ach, lieber Herr! erlauben Sie, daß ich ihm's hinüberbringe, dann wird es dem guten Alten besser schmecken," bat nun Seppel, ebenfalls aus der Rolle fallend, im Tone der tiefsten Gemüthlichkeit.

„Recht gerne, wenn es Dir Freude macht," antwortete der Baron.

Seppel nahm Teller und Flasche und eilte vergnügt damit fort.

„Das ist ein herzensguter Mensch!" rief die Baronin.

„Leben und leben lassen! Ich feiere heute einen Triumph, meine verehrtesten Herren und Damen," sprach der Baron die Gesellschaft an, „Sie müssen mir zugestehen, daß wir nie noch innerhalb dieser Mauern so lustig waren wie heute — wem haben wir es zu danken? dem sprudelnden Mutterwitz, der beispiellosen Aufrichtigkeitsliebe eines armen Handwerksburschen. Die urälteste Wahrheit ist keine andere, als die: Wahrhei schmeckt bitter — Niemand will sie hören. Wenn Jene, denen er am Härtesten mitspielte, nicht in dem reinmenschlichen Zuge, der ihn aus unserm Kreise führte, den Uebergangspunkt finden, um ihm Alles zu verzeihen: dann wüßte ich freilich nicht, wie ich jenen

Tischgenossen Genugthuung verschaffen sollte. Zu seinem Gunsten fällt in die Wagschale, daß er von mehr als Einem gereizt wurde und ihm keine andere Waffe zu Gebote stand, als der bäuerisch zugeschnitzte Pfeil seines Witzes."

„Wir wollen eine Collecte für ihn machen, Herr Baron," bemerkte vornehm die Gräfin Wernerode, worauf der Lieutenant mit auffallender Hastigkeit seine Brieftasche zog.

„Erlauben Sie, Frau Gräfin, daß ich Ihren Antrag ablehne," entgegnete der Baron, sich etwas stolz in die Brust werfend. „Niemand, ich wette darauf, Niemand hätte den zerlumpten Burschen auf offener Landstraße eines Blickes gewürdigt — ich allein habe ihn in mein Schloß hereingeführt, ich allein werde ihm auch das Geleite geben, und — ihn königlich belohnen; Frau Gräfin, das ist meine Sache! Mir wird es nie einfallen, mich hinüber in die Dorfkneipe zu setzen und mit Bauern zu fraternisiren; ein Unterschied der Stände zeigt sich in allen Culturstaaten — haben doch selbst wilde Völker ihre Häuptlinge, aber das muß unserer Zeit endlich einleuchten, daß kein Mensch den andern über die Achsel ansehen darf — Mensch ist Mensch!"

„Es ist schwer, hier eine Grenzlinie zu ziehen," nahm die Baronin das Wort: „glaubst Du nicht, lieber August, daß dieser Zimmergeselle morgen auf der Wanderung sehr unzufrieden sein wird mit seinem

Loos auf Erden? sollte ihn kein Gelüste anwandeln, auch ein Schloßbesitzer sein zu wollen?"

„Nein, dazu besitzt dieser Mensch zu viel Verstand," entgegnete der Baron, „und seine Unzufriedenheit hoffe ich mit zwanzig blanken Goldstücken in eine hohe Zufriedenheit zu verwandeln."

„Es giebt Dinge, die selbst kein König mit Gold abmachen kann!" rief die Baronin aus, einen Augenblick Melanie scharf fixirend.

„Geschlagene Wunden heilen, wenn eine zarte Hand Balsam darauf tropft," erwiderte der Baron, sicher, Melanie werde ihn verstehen.

„So gestatten Sie uns wenigstens, eine Sammlung für Hans Nagelfest, den Sie so glücklich darstellten, Herr Baron, zu veranstalten; denn der Arme ginge sonst leer aus," nahm die Gräfin wieder das Wort, die gelegentlich zeigte, daß sie so reich sei als Baron Stegner.

„Damit Sie sehen, wie bereitwillig ich auch dem Wunsche einer Dame entgegenzukommmen weiß, so werde ich gleich das Einkassiren selbst übernehmen, muß jedoch die Gesellschaft bitten, da Hans Nagelfest höchstens den dritten Theil jener Summe verdient, die Seppel Brettschneider erhält, die Goldstücke in Ihren Taschen ruhen zu lassen und nur Silber zu spenden."

„Mein Gott, Baron, wer hat so viel Silber bei sich!" rief die Gräfin affectirt, an den Stahlperlen ihrer Börse nachlässig tändelnd.

„Meine Gnädige, Sie führen doch in Ihrem hochadeligen Geblüte so viel Eisen mit sich, daß Sie sich nicht zu schämen brauchen, dem Schlossergesellen Hans Nagelfest nur einen einzigen Silberthaler zu geben," dabei ergriff der Baron den nächsten Porzellan-Teller und ging, die Stimme eines bettelnden Handwerksburschen täuschend nachahmend, zuerst zur Gräfin mit den Worten: „Ein armer Handwerksbursch' thät' gar schön bitten um eine Kleinigkeit!"

Die Gräfin, sehr pikirt über den Vorwurf, daß sich Eisen, dieses bürgerliche Metall, in ihrem sechzehnahnenreichen Blute aufzuhalten wage, suchte nun auch einmal mit dem Baron Comödie zu spielen, und sagte in dem vornehmen kalten Tone, mit dem oft Bettler zurückgewiesen werden: „Habe nichts Kleines bei mir!" worüber ein ungeheures Gelächter entstand, denn der Baron ließ im Uebermaß seiner muthwilligen Heiterkeit den Teller fallen und entgegnete beißend ironisch, im Brummbaß des Hans Nagelfest: „Nu, Frau Gräfin, da wollen wir miteinander Scherben sammeln gehen!"

Die Gräfin, dadurch auf's Höchste gestachelt, wollte nun um jeden Preis ihren Reichthum zeigen, und erwiderte: „Gestatten Sie mir, mein bester Hans Nagelfest, daß ich Ihnen zwanzig Dukaten gebe, damit Sie neben ihrem Busenfreunde, Seppel Brettschneider, keine schlechte Figur in Dorfkneipen spielen; denn wenn Sie um die ganze lange Tafel fechten gehen, befürchte ich, wird unsere liebenswürdige Hausfrau mindestens um

ein Dutzend der feinsten Porzellan-Teller kommen." Das Wort „Busenfreund" betonte sie so bissig, so schlangengiftig, daß dem Baron der Gedanke durch's Hirn schoß: schlag ich ihr das ab, so bricht sie vielleicht mit uns ganz und besucht uns nie wieder, was meiner Frau sehr unangenehm wäre; meinethalben kann die Gräfin die Scherben in ihr Wappen aufnehmen!

„Wenn es sein muß, so will ich Ihrer Großmuth keine Schranken setzen," entgegnete er laut, und gönnte der Gräfin das selige Vergnügen, ihre Goldstücke auszukramen. Nun machte sich der Lieutenant wichtig mit der gezierten Bemerkung: „Bester Baron, was bleibt uns denn übrig, für die Armen zu thun? die Comtesse und Sie beschämen uns Alle."

„Lassen wir heute der Gräfin Wernerode ihren Willen, Herr Lieutenant; es wird sich hoffentlich bald wieder Gelegenheit finden, ein gutes Werk zu thun," antwortete der Baron sehr höflich, und war froh, durch Seppel's Wiederkehr der Fortsetzung dieses Gesprächs überhoben zu sein. „Ei, Seppel Brettschneider, gut, daß Du kommst!" scherzte er, den Ton seiner Rolle auf's Neue anstimmend, „wenn Du wüßtest, was unterdessen Dein Busenfreund, Hans Nagelfest, für Feindseligkeiten vom Zwetschkendrucker zu erdulden hatte? wie mir dieser schlechte Zwetschkendrucker, dieser Groschen-Unterdrücker, dieser Teller-Zerstücker das vom Schicksal gnädig bestimmte Einkommen schmälern wollte! wie mich der falsche Nagelfest, dieser miserable Co-

mödiant niederschlagen wollte, wenn nicht eine hochherzige Gräfin in Gestalt eines Goldbergwerks, in Gestalt eines californischen Grundstückes mit einem ewig blauen Himmel, mich, den wahren armen Nagelfest, mich Nothnagel einer vergnügungssüchtigen Gesellschaft, mich Schlosser ohne Schloß, herablassend — (zu diesen Scherben) — beschützt hätte! O Seppel, Seppel! es giebt in der Welt noch unter den „trockenen Seelen" auch edelsaftige Zwetschkendruckerinnen!"

Seppel verstand natürlich diese Anspielungen nicht; das stoßweise Gewieher der fast über die Stühle fallenden Gesellschaft auf Kosten der Gräfin, überhob ihn jeder Antwort, ja, es schien, als ob Alle närrisch zu werden drohten, als der Baron, sich ganz ernsthaft zu seiner Frau wendend, fortfuhr: „Ja, theuere Hälfte meines Lebens! Du kostspieliger Einband meines Glückes! bleib' Deinem Vorsatz getreu und nenne mich stets Zwetschkendrucker — der Name klingt zu süß! Schade, daß wir ihn nicht in unseren Flitterwochen kannten! es liegt etwas unaussprechlich Schwärmerisches in diesem Ausdruck, Theuerste, ich werde Dich von nun an auch nie anders, als Zwetschkendruckerin nennen!"

„August, Du bist heute wie ausgewechselt — ich bitte Dich, hör' auf, Possen zu treiben, ich platze sonst vor Lachen!" entgegnete die Baronin.

„Nun dann, mein lieber Seppel! wie ging's Dir im feinen Gewand, besser oder schlechter?" scherzte der Baron weiter.

„Jetzt haben sie andere Gesichter gemacht, von den Nesttäuberle hinauf bis zur dicken Madam mit dem blauen Schopf, die wie das Firmament im alten Weiber-Sommer aussah — aber Hans, es gab schwere Arbeit! ich hab' manchen Eichenpfosten mit der Axt rechtwinklig zugehauen, so viel hab' ich dabei nicht geschwitzt als bei dieser Tanzerei mit der ganzen Weibercompagnie! Müd' war ich wie ein gehetzter Has', dazu einen Wolfshunger, und alleweil' hin- und herwackeln müssen wie der Perpendikel an des Dorfschulmeisters großen Stockuhr — Holz her! Holz hin! ich bin ein Zimmermann, aber Das war mir doch zu viel!"

„Ja, Seppel, das muß angenehm gewesen sein! war denn keine Einzige darunter, die Dir gefiel?"

„Ach ja, Hans, Eine war da!" seufzte Seppel, ohne im Geringsten Comödie zu spielen.

„Beschreib' mir das Mädel — wie sah sie denn aus?" fragte der Baron, Melanien muthwillig anblickend.

„Das kann ich nicht, Hans;" entgegnete Seppel ausweichend. Melanie freute sich sehr über diese Antwort, und wünschte dringend, daß er dabei stehen bleibe. Wie ihm jedoch dies zu wissen machen, ohne die Aufmerksamkeit Aller auf sich zu ziehen? Sie wagte mit ihrer Fußspitze den Fuß ihres Nachbars zu berühren; da er jedoch seine Beine gekreuzt hielt, so kam dadurch ihr rechter Fuß auf seinen linken Oberfuß wie auf einen Schämel zu ruhen. Er trug den Atlas-

schuh wie versteinert. Die Baronin, Wilhelmine, kurz alle Damen verschwendeten an ihn vergeblich die schmeichelhaftesten Bitten, diese Eine zu beschreiben — er sah, er hörte nichts mehr, er fühlte nur den leisen Druck der süßen Last. Hätte man ihm ein Königreich für drei Worte geboten, er wäre grabesstumm geblieben. Er wußte ja, sie wünsche, daß er schweige; denn so oft die Bitten von allen Seiten immer zudringlicher wurden, senkte Melanie ihre Fußspitze, und er war, magnetisch berührt, in den Zauberkreis der Liebe gebannt. Als die Baronin die Hoffnung aufgab, seinen Willen in dieser Beziehung zu brechen, wendete sie sich zu der eisern ruhig dasitzenden Melanie mit dem Ausruf: „Ei, so helfen Sie uns doch auch ein Bischen, diesen Starrsinnigen zu überwinden!"

„Da überschätzen Sie wol meine Macht, Frau Baronin," entgegnete gemessen Melanie.

„Es kommt nur auf den Versuch an, meine Liebe; es sollte Sie doch interessiren, genau zu wissen, wie weit Ihre Macht reicht," erwiderte schlau die Baronin, in Melaniens Augen forschend.

„Sie wird ihm ebensowenig die plötzlich erstarrte Zunge lösen, als wir; die gefeierte Königin des Abends hat ihre Macht eingebüßt, ich schlage vor, sie zu entthronen, und zu einer neuen Wahl zu schreiten," versetzte Wilhelmine halb neckisch, halb spöttisch.

„Ja, ja! schreiten wir zu einer neuen Wahl!" ertönte es einstimmig, um Melanien auf das Höchste zu

reizen. Wilhelminens schwarze Augen funkelten — schon wähnte sie, über ihre Rivalin triumphiren zu dürfen. In dieser erwachte nun der ganze Stolz ihres Geschlechtes; sie warf das Haupt pfauenartig in die Höhe, fing ihre, allerdings auch schöne Gegnerin zu messen an wie eine kampflustige Amazone, schleuderte ihr einen Blick zu, der ungefähr sagte: was? Du willst mich entthronen? da müßten andere Majestäten der Schönheit kommen! hierauf wendete sie sich zu ihrem Nachbar, und ohne ein Wort an ihn zu richten, forderte sie ihn durch die anmuthigste Bewegung ihrer Linken zum Sprechen auf — in derselben Secunde zog sie ihr zierliches Füßchen im Atlasschuh nach einem sanften Druck rasch zurück.

Als er, ihr Mienenspiel beinahe ängstlich verfolgend, sich sogleich dem Baron zukehrte, biß sich Wilhelmine in die Lippen, denn die Gesellschaft räumte Melanien durch ein leises Gemurmel des Erstaunens ein, daß sie, ohne nur ein Wörtchen zu verlieren, den glänzendsten Sieg erfochten habe; freilich ahnte Niemand, daß in diesem Amazonentreffen ein Atlasschuh Generalissimus sei. Nach diesem Vorspiel war man um so mehr gespannt, sein Urtheil über die Schöne zu hören. Der Rheinwein, den er zum ersten Male in seinem Leben trank, die bezaubernde Nähe seiner holden Nachbarin, der sich steigernde Gang der Ereignisse dieses für ihn ganz ungewöhnlichen Abends, dies Alles zusammen, hatte sein Nervensystem zu einer höheren

psychischen Sphäre hinangezogen. Sein Auge funkelte seltsam — die Liebe stachelte seine poetische Ader.

„Du, Freund, dem Hans Nagelfest geht die Geduld aus — fang' doch 'mal an!" rief der Baron.

„Denk' Dir ein Edelweiß frisch auf der Alpe im ersten Morgenroth so sanft athmend, so still blühend, als wäre der Frühling da zum ersten Mal' Blume geworden, und als hätt' er Lust gefühlt, sich aus dieser an den Berggipfel gefesselten Blume in ein freibewegendes Wesen zu verwandeln, in dessen Augen sich die ganze — lichte — unaussprechliche Schöhnheit und Herrlichkeit des Alpenhimmels abspiegelt: denk' Dir so ein ins Thal herabgekommenes Edelweiß und Du hast ihr Bild!" Der schöne Gebirgssohn sprach dies feurig, in einer Art von Begeisterung.

„Der Königin des Abends ein dreimal donnerndes Hoch!" rief der Baron, sein Glas erhebend, und die Gesellschaft antwortete, daß alle Lichter des Kronleuchters erzitterten.

Auf die Bitte der Baronin zog sich noch während des Gläsergeklirres einer der jüngeren Herren in den Salon zurück, und der fröhliche Walzerklang lud Alle ein, nachzufolgen. Wer diesmal zuerst mit Melanien tanzen durfte, verstand sich von selbst. Die Paare wirbelten der Reihe nach, als hätte das ungewöhnliche Vergnügen Alle verjüngt, Alle in die glücklichen Tage der ersten Lebenslust zurück versetzt. Melanie flüsterte ihrem Tänzer zu: „Ich bin Ihnen tief zu Dank

verpflichtet — ich habe viel von Ihnen gelernt; heute zum ersten Male einen Menschen gesehen, der nicht heuchelt — ich werde das nie vergessen! — Die fein gebildete Welt ist so albern, daß Zwei, die sich gerne haben, nicht einander lieben dürfen.“ Sie sprach dies in Absätzen, weich, gerührt, zuweilen sogar mit zitternder Stimme. Er preßte sie unter dem Tanzen an seine Brust und fühlte selig ihren Busen wogen — er dachte: Und stürzte das Schloß darüber ein, Du Goldmädel, einen Kuß muß ich von Dir bekommen! Er fing wie rasend zu jagen an, so daß ihre langen blonden Locken im Luftzug über sein etwas geneigtes Antlitz wegflatterten, und in diesem Moment preßte er einen glühenden Kuß, ohne daß es Jemand sah, auf Melaniens Lippen, und fort und fort flog er mit ihr, berauscht, als wären Beide unermüdlich.

Was ist Stand und Name gegen ein Auge und eine Lippe? dachte Melanie, und drückte dem Ueberglücklichen im Momente des Anhaltens den Ring mit dem blauen Stein in die Hand, den er listig verbarg. Mitternacht war längst durch. Nach mehreren Walzern mußte man doch ein Ende machen, da jene Mitglieder der Gesellschaft, die nicht im Schlosse übernachteten, doch noch eine nicht unbedeutende Strecke zu fahren hatten.

„Nun, Seppel, nimm Abschied von der Gesellschaft — ich danke Dir im Namen Aller für das große Vergnügen, was Du uns verschafft hast —

morgen sprech' ich mit Dir noch allein," sagte der Baron.

Das Wort „Abschied" gab dem Angesprochenen einen Stich in's Herz. Man sah, daß etwas heftig in seinem Innern kämpfe, doch ermannte er sich bald, stellte sich mit dem Rücken gegen die Thüre und sprach: „Ich hab' als Zimmergesell' im Anfang Euch Alle gegrüßt, so will ich auch als Zimmergesell' von Euch Abschied nehmen." Hierauf ahmte er eine Weile täuschend mit dem Munde das Geräusch nach, was der über ein Brett hingleitende Hobel verursacht, und sang mit hellklingender Tenorstimme das ins Volk übergegangene Lied aus dem „Verschwender" von Ferdinand Raimund. Einer der Herren, der die Melodie gleich nach den ersten Takten erkannte, eilte zum Flügel, um folgende Strophe zu accompagniren:

Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Werth des Glücks!
Der Eine heißt den Andern dumm —
Am End' weiß Keiner nix!
Der — ist der allerärmste Mann,
Der Andre — viel zu reich;
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt Alle gleich!

Als er nach Wiederholung des Refrains, wobei er das Wort „Schicksal" sehr markirte, damit schloß, riefen einige Stimmen: Weiter singen! weiter singen, das Lied hat ja noch mehrere Strophen!" Jedoch, statt dieser Aufforderung Folge zu leisten, ahmte er wieder

das Geräusch des Hobels nach, sang die zwei Schlußzeilen mit ungemein zarter Modulation zum dritten Male, erlaubte sich dabei im Texte die kleine Veränderung, das Wort „Beide“ statt „Alle“ einzuschieben, betonte es auffallend, und sprach männlich ernst: „Das ist für Euch Alle genug — mehr als genug!“ Er machte eine Verbeugung und schoß, während er das Haupt erhob, einen strahlenden Glanzblick aus seinen dunkelblauen Augen Melanien zu, und verschwand.

Die Gefeierte zuckte ein Paar Mal mit den Wimpern. Auch auf die Baronin, die der letzte Seitenzweig eines uralten gräflichen Stammbaumes war, machte das Lied einen tiefen Eindruck. Die Gesellschaft zerstreute sich unter den seltsamsten Aeußerungen. Melanie blieb lange, sehr lange seit diesem Abend ernst gestimmt, und gegen die Huldigungen der männlichen Jugend marmorkalt. Nie wieder ertappte sie der Baron auf einer Koketterie. Sie war von diesem Fehler für immer geheilt.

Die Sonne stand am nächsten Morgen schon ziemlich hoch, als Seppel erwachte; Melaniens Bild und der Ring ließen ihn nicht einschlafen, bis endlich doch die von großem Tagmarsch' und langem Tanzen ermüdeten Glieder dem Schlummergott den schuldigen Tribut zahlen mußten. Der Baron war so zartfühlend, da es für den Burschen beschämend wäre, mit dem Ränzel auf dem Rücken aus dem Schlosse fortzu-

wandern, den Wagen anspannen zu lassen. Außer dem Anzug, den er gestern trug, schenkte ihm sein Gönner noch einen zweiten. Diesmal war der Büchsenspanner sehr geschäftig, dem Zimmergesellen in den Wagen zu helfen, der Baron jedoch rief ihm sehr verständlich zu: „Heute brauchen wir Dich gar nicht!" und sich zum Kutscher wendend, fuhr er in befehlendem Tone fort: „Sebastian, auch Du kannst zu Hause bleiben — ich will die Pferde selbst lenken." Die Dienerschaft entfernte sich ganz auf einen Wink. Nur der treue Ajax ließ es sich nicht nehmen, seinen Herrn zu begleiten; er machte einen colossalen Satz vom Boden über den geschlossenen Wagenschlag und legte seine Vorderpfote quer über Seppel's Ränzel.

„Setz' Dich zu mir auf den Kutschersitz!" sagte der Baron zu dem traurig dastehenden Jüngling — in der nächsten Minute flog der Wagen durch das zwei Klafter hohe Lanzengitter des Schloßparkes. Eine Viertel-Stunde blieben Beide sehr einsylbig. Der Baron machte sich heute erst Vorwürfe, das Spiel so weit getrieben zu haben; er entschuldigte sich freilich in seiner stets guten Laune vor sich selber mit dem Gedanken: das hat der Rheinwein gethan, nicht ich. Es überschlich ihn jedoch ein peinliches Gefühl, als sich Seppel einige Male umwandte, um nach den Schloßfenstern zu gucken; auch fiel ihm auf, daß sein Nachbar zuweilen hastig in die Rocktasche fuhr, als schwebte er in Angst, etwas zu verlieren. Der Baron ließ die

Pferde tüchtig rennen, damit Seppel gewiß den Vorsprung seines Kameraden Nagelfest ausgleichen könne. Es schien ihm ungerecht, daß dieser durch die Verschwendungslust der Gräfin eben so viel bekomme, als Seppel von ihm. Er grübelte darüber nach. Das für ihn drückende Schweigen des Zimmergesellen nöthigte dem Baron das Selbstgeständniß ab: Du bist dem guten Burschen weit mehr schuldig — vielleicht so viel, um niemals mit ihm quitt zu werden; du hast ihm seine Herzensruhe gestohlen. Er versuchte von Zeit zu Zeit ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, es wollte aber nicht recht in Gang kommen. Die düster ernste Stimmung von heute bildete zur gestrigen ausgelassenen Lustigkeit den schärfsten Gegensatz. Der Baron knallte mit der Peitsche, nur um in das eintönige Getrappe der Falben einige Abwechselung zu bringen — endlich sagte er zu seinem Nachbar: „Wir scheinen Beide nicht recht ausgeschlafen zu haben?"

„Ich wenigstens nicht — ich träume noch mit offenen Augen," erwiderte Seppel gähnend.

„Ajax, dieser Faulpelz, hat auch noch die Jagd in den Gliedern, er schläft auf Deinem Ränzel ununterbrochen," bemerkte der Baron, nur um etwas zu sagen.

„Was weiß der von der Welt? der hat gut schlafen!" rief Seppel, den Hund betrachtend.

„Seppel, was wissen denn wir von der Welt? — auch nicht viel mehr! Du sangst uns doch selber

gestern vor: „Am End' weiß Keiner nix!“ entgegnete der Baron, die Melodie des Liedes halblaut anstimmend. Die Schlußzeilen variirte er auf eine Art, die dem Zimmergesellen sehr wohl gefiel; der Baron sang nämlich:

Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt Uns Zwei gleich!

Seppel erheiterte sich, und fing nun an in neuen Variationen im Text zu singen, — der Baron that Alles Mögliche, um ihn nicht wieder in sein Brüten versinken zu lassen. Es gelang ihm auch.

Die vorzüglichen Pferde hatten in einer Stunde den Wagen fast drei Meilen vorwärts gebracht. Der nächste Dorfthurm kündigte die Mittagsstunde an. Die Zügel straff an sich ziehend sagte der Baron: „So, nun wirst du wohl Deinen Kameraden heute noch einholen können?“

„Mit Leichtigkeit!“ erwiderte Seppel.

„Gieb dem Hans Nagelfest dieses gelbledерne Täschchen; es sind zwanzig Ducaten darin von der Gräfin Wernerode, oder für Dich verständlicher ausgedrückt: von der dicken Madam mit dem blauen Schopfe. Und sieh' Seppel, dieses grüne Täschchen gehört Dir — es enthält vierzig Dukaten.“

„Von wem?“ stammelte der Handwerksbursche im höchsten Erstaunen.

„Wenn Du es durchaus wissen willst — von mir.“

„Herzensguter Herr! wie soll ich Ihnen je in meinem Leben genug dafür danken?“

„Nichts zu danken! Sag' mal, Seppel, kannst Du lesen und schreiben?"

„Ja, das kann ich?"

„Paß auf! sollt' es Dir jemals schlecht gehen, so schreibe an August Stegner."

Dem Burschen wurden die Augen wässerig — antworten konnte er nicht; er suchte seine Rührung dem Baron dadurch zu verbergen, daß er nach seinem Ränzel langte und es sich anschnallte.

„Kommst Du mit Hans Nagelfest, nach Jahr und Tag, auf der Wanderung, zurück in diese Gegend, so laßt das Schloß nicht bei Seite liegen," fuhr der Baron fort; er hatte sich vorgenommen, auch nicht einma leise auf Melanie anzuspielen, als er jedoch zum Abschied ihm die Hand vom Kutschersitz herunter reichte, und der Bursche so zerknirscht von seinen Gefühlen war, daß ihm trotz einiger Versuche zu sprechen, immer das Wort in der Kehle stecken blieb, während er die Hand des Barons krampfhaft preßte, so rief ihm dieser zu: „Seppel, sei Mann! — ein ganzer Mann! — Leb' wohl!"

Der Zimmergeselle ergriff den Wanderstab und ging. Der Baron lenkte unter den sonderbarsten Empfindungen den Wagen halb so um, daß er mit den Pferden den Schatten des nahen, auf einem Hügel rankenden Gesträuches benutzen konnte. Oft blickte Seppel zurück und schwenkte seine grüne Mütze, und der Baron winkte mit dem rothseidenen Taschentuche, mit dem er sich einige Kühle

in der Mittagsgluth zufächelte. Endlich verschwand die Gestalt des Handwerksburschen in einer Mulde. Der Baron ließ die Pferde fünf Minuten lang in Schritt gehen. —

Spät am Abend desselben Tages erreichte Seppel das kleine Landstädtchen, von dem ihm Hans Nagelfest erzählt hatte. Dieser lag in der Herberge auf einem Strohbund, die müden Glieder ihrer ganzen Länge nach ausstreckend, und sein Ränzel als Kopfkissen benutzend. Er war eben im Begriffe einzuschlafen — da knarrte die Thüre; Seppel, ein Unschlittlicht in der Linken, den Knotenstock in der Rechten, trat langsam ein. Nagelfest begrüßte ihn mit den Worten: „Seppel, Du bist mir der Wahre! Potz Hammer und Schlegel! als sich die Staubwolken verzogen, und ich weit und breit keine menschliche Seel' erblickte, glaubt' ich, meinen Kameraden hätte der Erdboden verschlungen."

„Wenn Du mich anhörst, Hans, wirst Du mir's gewiß verzeihen," erwiderte Seppel, während er den Messingleuchter auf den Tisch in der Nähe stellte.

„Was der Tausend! Du hast ja einen neuen Rock an."

„Nur Geduld! es kommt noch besser," rief der Zimmergeselle, Ränzel und Kleider ablegend und sich auf das Strohlager niederlassend. Nun erzählte er ihm Alles getreu, nur des goldenen Ringes erwähnte er

mit keiner Sylbe. Dann reichte er voll Freuden seinem Kameraden das gelblederne Täschchen mit der Bemerkung, daß es ein Geschenk der Gräfin sei.

„Was geht mich die Gräfin an? Alles, was nicht arbeitet, ist in meinen Augen Bagage!" rief der stämmige Schlosser stolz, die Gabe zurückweisend.

„Guck' einmal hinein, Hans — vielleicht nimmst Du's doch."

„Mag nicht hineingucken!"

„Brüderl! da schau — zwanzig blanke Dukaten!"

Hans Nagelfest blickte verächtlich auf das schimmernde Gold, strich seinen schwarzen Bart und brummte: „Mag nichts von diesem Geld! was ich mir nicht mit Hammer und Feile verdiene, das schmeckt mir nicht — schwillt mir da jeder Bissen im Munde auf!"

„Ei, Brüderl, Du wirst doch gescheidt sein — und das Geld nehmen?"

„Wann der Hans Nagelfest einmal: Nein! gesagt hat, da sagt er nicht: Ja! und wenn sich alle Gräfinnen in Europa vor ihm niederknieen! — Behalt' Du's, Seppel!"

„Das darf ich nicht — es ist anvertrautes Gut; mir hat der Baron vierzig Dukaten geschenkt. Verschmähst Du Deine zwanzig, so muß ich sie ihm morgen zurücktragen, damit er sie der Gräfin giebt."

„Zurücktragen? zehn Meilen weit? das wär' eine große Dummheit! — hör', Seppel, ich hab' einen Plan."

„Nu, Hans?“

„Der Herbergsvater erzählte mir heute von einem kranken Schlossergesellen, der sechs Kinder hat, die um Brod schreien — ist Dir's recht, so geben wir ihm die zwanzig Dukaten.“

„Schlosser, Du bist ein guter Kerl!“

„Also es bleibt dabei, morgen früh gehen wir zum kranken Kameraden?“

„Ja, gleich nach Sonnenaufgang! aber Hans — gieb Du ihm's; ich müßt' mich vor ihm schämen.“

„Schämen? warum?“

„Hör' einmal — wie lange ist er denn schon krank?“

„Ueber drei Monate — sein Weib verzweifelt schier; keinen Verdienst und sechs Kinder!“

„Hans, weißt, was wir thun?“

„Was meinst denn, Seppel?“

„Zusammen haben wir sechzig Dukaten — geben wir dem armen Schlosserweib' die Hälfte; aber Hans, thu' mir den Gefallen, gieb Du ihr die dreißig Dukaten.“

„Meinethalben! doch, Seppel, Du mußt dabei sein.“

„Ja, ich geh' mit,“ — sagte dieser beruhigend, während er aus dem grünen Täschchen zehn Dukaten abzählte.

„Ich hab' mir oft gedacht, wenn ich bei einem Reichen ein Schloß aufsperren mußte: könnt' ich ihm lieber das Herz und die Augen aufsperren, daß er

nicht blind wäre für die Noth der Armen! aber diese Leute haben kein Herz — da könnte man lange raspeln und feilen, bis man was Ordentliches zu Stande brächte! ich bleib dabei, Seppel: Alles, was nicht arbeitet, ist in meinen Augen Gesindel!"

„Nein Hans, Alles nicht — der Baron ist ein Ehrenmann, über ihn laß ich nichts kommen; denk' an seinen Ausspruch über die „menschenledernen Sohlen."

„Potz, Hammer und Schlegel! Du hast Recht — menschenlederne Sohlen, das ist ein guter Ausdruck! Seppel, diesen Mann möcht' ich einmal sehen."

„Es mag nicht viele solche geben — doch wenn er selbst der Einzige in der Welt wäre, es thät' unser Einem wohl, zu wissen, daß es wenigstens Einen giebt, der vor dem Handwerksmann Achtung hat. Er schämte sich nicht, den Hans Nagelfest zu spielen, und, Kamerad, das muß ich Dir sagen — er hat ihn gut gespielt!"

„Diesen Hans Nagelfest möcht' ich einmal sehen!" wiederholte der Schlosser neugierig.

„Das kann leicht möglich werden! entgegnete Seppel, sich vom Strohlager erhebend und das Licht mit dem zwei Zoll langen flackernden Dochte ablöschend.

„Seppel, hast Du Stroh genug? ich kann Dir noch ein Theil ablassen."

„Dank' Dir — hab' genug!" rief der Jüngere, im Dunkeln auf dem astreichen Boden herumtappend; „Dieser Zimmermann hat das Hobeln nicht erfunden

— da giebt es Knorpeln wie die Nüsse — Kamerad, der Baron im Schlosse hat einen feineren Fußboden."

„Gute Nacht, Seppel!"

„Gute Nacht, Hans!"

Sie schliefen Beide sanfter als alle Salondamen in der Welt.

VIII.

Licht und Dunkel.

Notturno.

Adolf, ein junger Dichter von neunzehn Jahren, mit einer äußerst lebhaften Phantasie begabt, bewohnte im letzten Hause der Vorstadt eine Dachstube, deren Fenster nach Norden zu eine freundliche Aussicht in die grüne Ferne gewährten, aus der einzelne Dorfschaften aus bebuschten Zäunen und Pappelgruppen hervorguckten. Neben an hatte er noch ein kleines Schlafkämmerlein mit einem Fenster gegen Osten, das er gewöhnlich offen stehen ließ, da er, so wie sein hochrankendes Epheugewinde, das vor seinem Arbeitstische ihn stets an das goethe'sche „Grün des Lebens" erinnerte, ein Freund frischer Luft war. Ehe man zu dieser einsamen, poetischen Behausung kam, mußte man einen langen Gang passiren, der unmittelbar von der Treppe des Gebäudes bis zu Adolf's Thüre lief. Hier lebte der junge

Dichter, abgeschlossen von der Welt, im Paradiese seiner Ideale ungestört, wenn ihn nicht zuweilen das bescheidene Anklopfen eines Bettelmannes aus seinen Träumen weckte. Neunzehn Jahre, und nicht verliebt sein? das ist eine Unmöglichkeit! Adolf hätte sein Dachstübchen nicht mit einem fürstlichen Palaste vertauscht. Von seinen Fenstern sah er, wenn auch in einer Entfernung von einer schwachen Viertelstunde, das niedliche Landhaus, welches die schöne Agnes Winter und Sommer mit ihrer Mutter bewohnte. Wie oft war er an ihrem Garten vorübergegangen! Wenn sie just darin verweilte, blieben ihm die Augen zwischen den Lanzenspitzen des Zaunes stecken — ihre Liliengestalt überragte alle Blumen, die sie gerne selbst begoß, wenn es die Juli-Sonne gar zu arg trieb. Ihre langen blonden Locken fielen, während sie sich um die zierliche Gießkanne bückte, wie eine Goldfluth auf ihren jungfräulichen Busen und aus einem feingeschnittenen, wie aus Milch und Blut rosiggemischten Antlitz blickten zwei große blaue Augen rings die Blüthenflur an so treuherzig, so innig, daß Adolf meinte, das schlankhüftige Mädchen sei aus den Blumen emporgewachsen. Vertieft in ihr Geschäft, kam es ihr nie in den Sinn, auch nur entfernt daran zu denken, Jemand könnte sie dabei belauschen. Als sie einst die Augen aufschlug und den, allen ihren anmuthigen Bewegungen folgenden Blicken Adolf's begegnete, erröthete sie tief, und entfloh wie eine scheue Gazelle durch das Buschwerk. Der junge

Dichter machte sich Vorwürfe darüber, so unbescheiden gewesen zu sein, ja er bereute seine zu große Neugierde bitter; denn, wie oft er auch den ganzen Sommer hindurch an dem Eldorado seines Herzens vorüber ging — ach, die schöne Agnes ließ sich nie mehr sehen!

Der Herbst entblätterte Blumen und Bäume und Adolf's Hoffnungen. Der Winter kam und die Natur entschlief — im glühenden Dichterherzen blieb die Liebe wach. Unauslöschlich stand vor seiner Seele diese herrliche jungfräuliche Blume — diese Lichtgestalt der groß gewordenen Unschuld. In vielen Gedichten wurde sie gefeiert — in vielen Gedichten das Schicksal angeklagt. Wenn er dann aus dem Fenster seiner Dachstube traurig über die endlose Schneefläche auf das Haus der Geliebten blickte, da stahl sich zuweilen eine Thräne über Adolf's Wange, und — um auf andere Gedanken zu kommen — nahm er Shakespear's König Lear zur Hand, den er in's Deutsche übersetzte.

So verstrich der endlose Winter. Die Sonne stieg täglich höher; wurde mächtiger; die Schneedecke schmolz, das erste Grün spitzte hervor — neuer Frühling, neues Hoffen! —

Es war um die Zeit der Tulpenblüthe, als Adolf wieder eines Abends denselben Spaziergang machte. Es zog ihn magnetisch zu ihrem Garten hin. Er nahm sich fest vor, ihr seine Liebe auf eine sinnige Weise zu gestehen. Ein Gedicht, schön auf ein mit Blumen verziertes Blättchen geschrieben, trug er be-

ständig in der Tasche, mit der Absicht, es der holden Agnes gelegentlich in die Hände zu spielen. Heute endlich gelang es. Fast war ein Jahr verstrichen, seit er sie das letzte Mal gesehen. Sie stand mitten in einem Tulpenbeete, das, ungefähr zehn Schritte lang, bis zum Gartenzaun lief. Mit pochendem Herzen schlich er auf den Zehen bis zu jener Stelle, fuhr mit der Hand durch das Lanzengitter und steckte in den großen Flammenbecher einer Tulpe das zusammengerollte Blättchen mit dem Gedicht, rief leise: „Agnes!" warf ihr einen Blick der sehnsüchtigsten Liebe zu, und auf die Gabe in der Blume deutend, entfloh er augenblicklich, befürchtend, daß sonst sie vor ihm, wie einst, die Flucht ergreife.

Agnes war seltsam berührt. Kaum wagte sie, das Blättchen aus dem Tulpenkelch zu ziehen — ihre Hand zitterte — ihr Busen flog — sie erfaßte es mit den schneeweißen Lilienfingern, entfaltete es, und las eilig das zarte Geständniß des jungen Dichters. In ihrem Herzen brannte die heilige Naphta-Flamme der ersten Liebe. Noch klang der süße Wohllaut seiner Stimme in ihrem Ohre nach, und er hatte doch nur ein einziges Wort gesprochen. „Woher weiß er meinen Namen?" fragte sich Agnes, noch immer träumerisch unter den Blumen stehend. Sie faßte seit diesem Augenblick eine Vorliebe für jenen Tulpenkelch, dem er die Gefühle seiner Brust nach monatlangem Zaudern anvertraut hatte. „Wie mag er wol heißen?" seufzte sie mit vor-

geneigtem Haupt, als sollt' ihr die Lieblingstulpe darauf Antwort geben. —

Länger als einen Tag zu warten, war dem bewegten Adolf nach dieser glücklichen Begegnung unmöglich. Er eilte hinaus und traf Agnes unter ihren Blumen. Sie war wie mit Purpur übergossen, als er ihren Namen rief, und sie bat, sie möchte zum Lanzengitter des Gartens treten. Schüchtern folgte sie.

„Liebe, schöne Agnes, sind Sie mir wol ein Bischen gut?" fragte der junge Dichter, seine dunkelbraunen, feurigen Augen auf ihre holden Züge richtend.

„Ich bin allen Menschen gut, warum sollt' ich gegen Sie anders sein," — entgegnete leise Agnes, den Blick zu Boden schlagend.

„Nicht doch! sehen Sie mir in's Auge — reichen Sie mir Ihre liebe Hand, zum Beweise, daß Sie mir meine erste Kühnheit im vergangenen Jahre verziehen haben," — sagte Adolf im bittenden Tone und streckte die Hand aus durch das Gitter. Zaudernd erfaßte sie Agnes; sie zuckte wie ein Blumenblatt bei dieser ersten Berühung; Adolf wollte sie unter hundert Fragen nicht loslassen, im Stillen das Gitter verwünschend. Ihre Alabaster-Stirne kam ihm vor wie der Thron der Unschuld, ihr Auge war so rein wie ein wolkenloser Frühlingshimmel. Ihre sanft gebogene Schläfe schien unter der vorspringenden Lockenfülle Licht auszustrahlen, und von ihren Lippen flossen so seelenvolle, bescheidene Antworten, daß Adolf überglücklich in ihrer holden Nähe, zu der Ueberzeugung

kam, ein so kindlich unverdorbenes Gemüth in ihr gefunden zu haben, wie es eben nur auf dem Lande, jedoch nicht mehr in Städten zu finden ist. Wenn die Sanftmuth in menschlicher Gestalt über die Erde wandeln wollte, so würde sie erscheinen — dachte der in Anschauung Versunkene. Endlich mußte er doch ihre Hand loslassen, und vor dem Scheiden wagte sie es, noch immer furchtsam, ihn um seinen Namen zu fragen.

Von nun an sahen sie sich täglich. Kleine Geschenke wurden ausgetauscht. Adolf brachte ihr nach und nach alle Gedichte, wozu sie ihn begeisterte. Agnes reichte ihm jedesmal beim Abschied eine Rose oder Nelke, und diese stillen Zeugen ihrer Liebe, ihrer Zärtlichkeit schrieben das poetische Tagebuch ihrer jugendlich-seligen Herzen. So knüpfte sich das Verhältniß immer enger — nur das fatale Gitter! „Dieses fatale Gitter!" rief oft Adolf in seiner Dachstube aus. Er hätte so gerne einen Kuß auf Agnes Kirschenlippen gedrückt, sie war jedoch bis jetzt nicht zu bewegen, ihn durch die Hinterpforte in den Garten einzulassen. Sie schützte immer vor, sie würde dadurch den Unwillen der Mutter erregen. Diese Gedanken beschäftigten den jungen Dichter eben, als an seiner Thüre gepocht wurde, worauf sie sich, als er ein lautes: „Herein!" gerufen, nur halb in der Angel drehte. Ein Kopf, dessen rabenschwarzes struppiges Haar die niedere Stirne fast verbarg, guckte mit unheimlich schielendem Blicke herein; den Oberleib in heuchlerischer Demuth vorgebeugt, einen

durchlöcherten Hut hinhaltend, flehte der Bettler, sein kreideblasses Antlitz etwas erhebend, mit dumpfer Stimme: „Ein armer, armer Mann bittet um eine kleine Gabe!“

Adolf entgegnete ihm rasch im Tone des Unwillens: „Es ist noch keine Woche verstrichen, seitdem Ihr mich das erste Mal ansprachet — ich beschenkte Euch damals, aber heute bekommt Ihr nichts! Ihr scheint mir ein Bettler von Profession zu sein!“

„Ach, bester Herr, seid nicht so hartherzig!“ rief nun der zerlumpte Geselle, keck in die Stube tretend.

Adolf, entrüstet über sein freches Benehmen, sprang vom Stuhle auf, trat ihm entschlossen entgegen, und sagte im befehlenden Tone:

„Ihr geht nun augenblicklich Euerer Wege! Zudringlichkeiten duld' ich nicht! Ihr seid kräftig gebaut, Ihr könnt arbeiten, aber wollt wahrscheinlich nicht, und zieht lieber vor, als Tagedieb durch die Welt zu schlendern!“

Der Bettler schoß bei diesen Worten einen stechenden Blick seiner zusammengezogenen schwarzen Augen über den Bug der Habichtsnase auf Adolf, berührte mit dem Hute seinen linken Elbogen und sagte: „Lieber Herr, Ihr habt gut reden! mit einem gelähmten Arme kann man nicht arbeiten.“

Adolf, die Wahrheit dieser Entschuldigung bezweifelnd, entgegnete schnell: „Nun, dann geht zum Armenhause, weis't Euren Heimathschein vor, und der Arzt

wird Euere gelähmten Glieder untersuchen; bestätigt sich Euere Aussage, so werdet Ihr von der Behörde Unterstützung erhalten."

„Behörde?" wiederholte achselzuckend der Bettler, „mein Gott! die Behörde schickt mich —"

„Vermuthlich zum Henker!" fiel ihm Adolf hastig in's Wort, „macht, daß Ihr weiter kommt, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren!"

„Ihr gebt also einen armen hungrigen Menschen nichts?" fragte der Bettler, mit den herabhängenden Fetzen seiner braunen Wolljacke tändelnd.

„Nein! ich lasse mir nichts abtrotzen!" donnerte ihn Adolf an, dem die Geduld endlich riß. „Die Blässe Euerer Wangen scheint mehr von durchschwelgten Nächten als von Kummer und Sorgen herzurühren — marsch, hinaus!"

„Ich sehe, Ihr seid heute bei schlechter Laune," erwiderte der Freche sich zurückziehend; während ein leiser Anflug höhnischen Lächelns sein eingefallenes Knochengesicht durchzuckte, ließ er, seinen Hut aufstülpend, bevor er die Thüre schloß, noch die ironisch hingeworfene Bemerkung machen: „Werd' Euch ein andermal eine Visite machen!"

Ueber dieses sonderbar betonte Wort stutzte Adolf um so mehr, da es Leute der niedrigsten Volksclasse gewöhnlich nicht im Munde führen. In der ganzen Erscheinung dieses zerlumpten Kerls lag etwas Unheimliches, wovon sich der junge Dichter unangenehm

berührt fühlte. Um den lästigen Eindruck zu verwischen, überließ sich Adolf einer Beschäftigung, die seine Geisteskräfte unbedingt in Anspruch nahm. —

Unterdessen ging in Agnes junger Seele ein mächtiger Kampf vor sich. Sie hatte bisher in ihrem Leben noch nie ein Geheimniß vor ihrer guten Mutter gehabt – dies Heimlichthun mit Adolf drückte ihren schuldlosen Busen, und doch rief ihr etwas zu: Der Liebe heilige Blüthe blüht nur für Zwei! — Sie schwankte. Endlich nahm sie sich vor, der Mutter Alles zu gestehen. Jedoch wenn sie im Begriffe war, das süße Geheimniß ihres Herzens auszuschütten, hielt sie das reinste Schamgefühl davon ab. Das Geständniß erstarrte ihr auf der Lippe; hatte sie doch kaum den Muth, in ihren Selbstgesprächen unter den lauschenden Blumen den Namen Adolf auszusprechen; denn sie hielt die Blumen für beseelte Wesen, und am Ende verrieth es jede Dolde ihrer Nachbarin, und so wüßte das ganze flüsternde Volk der Blumen, daß sie verliebt sei. Sie schämte sich vor sich selber, und doch, wie glücklich war sie, wenn sie vor sich hinlispelte: „Niemand weiß es als ich und Er!" —

Einst, an einem lauen Frühlingsabend verweilte sie länger im Garten als gewöhnlich; der Mond huschte so traulich durch Busch und Wipfel, ein Südlüftchen flüsterte so leise mit Blatt und Blüthe, der Springbrunnen plätscherte so vergnügt mit seinen herabbrausenden Silberkugeln im schillernden Wasserspiegel, daß

sie immer wieder stehen blieb, und ihrem Entschlusse, sich in die Behausung zurückzuziehen, ungetreu wurde. Da erscholl es so süß vom Gartengitter her: „Agnes!“ — Agnes!“ Sie flog hin ohne es zu wissen — wie glänzte ihr Auge! wie bebten ihre Pulse! „Er ist's, er ist's!“

Adolf, der sich verspätet hatte, wollte den Tag doch nicht in das Reich der Vergangenheit hinabziehen lassen, ohne seine geliebte Agnes zu begrüßen, wenn es noch möglich sei. Er drückte einen heißen Kuß auf die durch das Lanzengitter gestreckte Hand, die, von den Lichtstrahlen des Mondes übergossen, sich sanft wie ein Schneehügel wölbte. Noch einen zweiten Kuß darauf pressend, flehte Adolf sehnsüchtig: „Agnes, o meine liebe Agnes! soll denn diese Scheidewand zwischen uns nicht sinken? soll mir immer dieses Gitter den vollen Wonneblick in Dein Auge stören?“ Er bat so innig, so unwiderstehlich diesmal. Agnes gab nach. Sie holte aus der Lade des nächsten Gartentisches den Schlüssel, schloß die kleine Thüre auf. Adolf war um's Herz, als öffneten sich ihm die Thore des Paradieses.

Agnes blickte ängstlich in die Runde, so oft es in den Wipfeln rauschte — sie glaubte Tritte zu vernehmen, indeß ihr Adolf versicherte, daß der plaudernde Wind doch kein Verräther sei. „Sieh, meine liebe, liebe Agnes, der Vollmond steht hinter dem dunkeln Gezweige für uns Wache — verbanne alle Besorg-

niß aus dem Gemüthe!" Er wagte im Halbdunkel eines Hollunderbusches den Arm um ihre Hüfte zu schlingen; der süßen Wechselwirkung gegenseitiger Blicke folgend, zog es magnetisch von Lippe zu Lippe — der erste, der heiligste Kuß einer keusch aufgeblühten Liebe wurde ausgetauscht. Agnes wähnte im Gefühle namenloser Sehnsucht an der Brust des Geliebten zu vergehen; sie flüsterte, als ob sich ein heißer Wunsch aus der tiefsten Tiefe ihrer Seele hervordrängte: „O mein Adolf! jetzt möcht' ich vergehen, sterben an Deinem Herzen!" Der Ausdruck der süßesten Liebe überglänzte ihr holdes Antlitz, wie Epheu umrankten ihre zarten Arme seine wogende Brust, und eine Fluth von brennenden Küssen war die einzige Antwort, die ihr Adolf zu geben vermochte.

Der Mond versteckte sich hinter eine große Wolke. Unter den dichtbelaubten Gebüschen waren sie nun von nächtlichem Düster umflossen. „Adolf, laß mich!" bat Agnes, „hier im Dunkeln ist's schauerlich!"

„Warum schauerlich, Agnes?"

„Alles Dunkle ist mir der schwarze Rahmen zu einem unbekannten Etwas, vor dem jede menschliche Seele erbeben sollte; nur im Lichte ist mir und meinen Blumen wohl," sagte Agnes sich seiner neuen Umarmung entziehend.

„Werfen im Sonnenlichte Deine Blumen nicht auch Schatten, meine liebe, gute Agnes?"

„Ja, Adolf, ich dachte oft darüber nach, und mich

überschlich es unheimlich — ich hielt den Schatten für die mahnende Gestalt ihrer selbst verschuldeten Vergänglichkeit."

„Diese Abwechselung von Hell und Dunkel verleiht dem Dasein erst den wahren Reiz — erst in allen Abstufungen des farb= und gestaltreichen Weltalls liegt die Poesie des Lebens. Giebt es nicht selbst Blumen, Agnes, die erst Nachts ihre Kelche öffnen?"

„Mir kommen diese Blumen vor, wie die Sünder unter den Menschen, die lichtscheu erst ihr heimliches Thun und Treiben beginnen, wenn Alles, was ein gutes Gewissen hat, in den süßen Armen des Schlummergottes liegt." Agnes sprach dies so ernst, daß Adolf dadurch unwillkührlich an das blasse Gesicht des Bettlers gemahnt wurde. In demselben Augenblicke trat der Mond aus dem Gewölke hervor.

„Nun sieh, Agnes! da ist Dein hoher Freund wieder," rief der junge Dichter, ihre Hand ergreifend und ihr tief und liebeselig ins Auge blickend, „ist dies Wiedersehen nach der eingetretenen Dunkelheit nicht doppelt schön?"

„Ja wol doppelt schön!" tönte es wie ein Echo aus Agnes Busen. Sie blickten Beide den herrlichen Vollmond an, der sein mildes, sanftes Licht so reich über die Gebüsche und Blumenfluren ergoß, daß alles wie silbern angehaucht im uralten Ahnensaal der Schöpfung dastand. Kein Blümchen rührte sich. Wie ein Heiligthum wölbte sich der Himmel über ihren

Häuptern — Agnes und Adolf glaubten die einzigen lebendigen Wesen in der Natur zu sein.

„Die Weltseele selbst schauerte vor der Dunkelheit der Nacht und gebar aus ihrem unendlichen Schooße den Mond, um ihn als Leuchte der Versöhnung nach dem Kampfe des Chaos schimmern zu lassen,“ sagte Adolf die Hand der Geliebten leise drückend.

„Der Mond, nicht die Sonne, ist das schönste Symbol des Lichtsieges über das Schwarz der Nacht“ — erwiderte Agnes, erhaben gestimmt durch die dichterischen Worte Adolf's.

„Und Dein Auge ist das Symbol meines Glückes, Du herrlichste aller Mädchengestalten!“ setzte Adolf feurig hinzu.

„O schweige!“ rief Agnes kleinlaut, „was wäre neben dem Glanze der Gestirne noch schön zu nennen? kläng' es nicht wie die verruchteste Anmaßung, diese sterbliche Hülle, worin sich dies bischen Leben flüchtet, mit den ewigen Lichtgebilden des Weltalls vergleichen zu wollen?“

„O Du meine holde jungfräuliche Bescheidenheit! laß mich den Hauch von Deiner Rosenlippe küssen zur immerwährenden Erinnerung an diese wonnevolle Stunde, in der unsere Herzen das erste Mal den Doppelschlag der Sympathie fühlen durften!“

Sie umschlangen sich auf's Neue, unschuldig wie zwei Kinder, welche die Welt in Gedanken verschenken. Endlich müßte geschieden werden. Agnes bat ihn drin-

gend, als sie beim Gitter standen, bald mit ihrer Mutter zu sprechen, sie wollte ihr nicht mehr länger auch nur den kleinsten Umstand verheimlichen.

Als er Zweifel darüber fallen ließ, ob sie wol dann ihre Einwilligung zu seinen ferneren Besuchen geben werde, floß von Agnes Lippen wie quellendes Silbergemurmel der Ausruf: „O meine Mutter ist gut, unendlich gut! Adolf, sie wird auch Deine Mutter sein!" Noch einen Kuß — noch einen Blick — und sie verschwand unter den Fliederbüschen.

Adolf wandelte über den bunten Wiesenteppich nach Hause. Wer war glücklicher in der Welt als er! Die Scheidewand des Gitters war gefallen — wol hundert Mal blickte er zum sanften Mondlicht auf, ihm glaubte er Alles danken zu müssen. Empfänglich für die leisesten poetischen Eindrücke fuhr ihm ein Gedicht durch den Sinn, was die Lichtgestalt, die Blumenseele seiner Agnes verherrlichen sollte. So schritt er als ein ächter Musensohn, durch Liebe beglückt, beseligt, allein durch den Tempel der Nacht, im Geiste noch immer bei der Geliebten. —

Am nächsten Morgen wurde Adolf durch die Ankunft eines Vetters überrascht, der auf der Durchreise nach Süddeutschland wenigstens die hervorragendsten Merkwürdigkeiten der Stadt sehen wollte. Adolf opferte also, obgleich ungern, den ganzen Tag. Der Vetter, ein lustiger Bruder, ließ keine Entschuldigungsgründe

gelten; Adolf mußte mit ihm Abends ein Paar Flaschen Johannisberger ausstechen, und hinausfahren auf den Bahnhof, von wo er mit dem Nachtzug weiter eilte. Dem zu Folge kam Adolf etwas später als gewöhnlich nach Hause. Er machte Licht. Bemerkend, daß die Flamme heftig flackere, ging er, um das Fenster zu schließen, in die Schlafkammer, wo außer dem Bette nichts stand als ein großer Schrank, überfüllt mit Büchern und alten Geräthschaften. Die Thüre hinter sich zulehnend, setzte er sich in seiner Studirstube auf das Sopha. Vom Weine aufgeregt befürchtete er nicht einschlafen zu können; er griff nach einem der auf dem Tische liegenden Bücher — es war ein Band von Hoffmann's Erzählungen. Nichts störte ihn. Er versetzte sich nach und nach so lebhaft selbst auf die Scene der handelnden Personen, ließ sich dermaßen von der phantastischen Verwickelung der Hoffmann'schen Schilderungsgabe mitfortreißen, daß er nach einer Stunde für die ihn umgebende Wirklichkeit kein Auge mehr hatte. Mitternacht war vorüber. Der Mond lächelte durch faltenreiche, weiße Gardinen den einsamen Leser an. Adolf las just eine jener schauerlichen Stellen, wo Hoffmann durch das Hereinragen-Lassen eines mystischen geistigen Princips in den sonderbarsten Personenkreis das Nervensystem der Jugend auf das Höchste zu spannen weiß: als plötzlich ein Gerassel in der Schlafkammer losdonnerte, daß Adolf, das Buch wegschleudernd, erschreckt aufsprang, und eine halbe

Minute wie eine Bildsäule vor der Thüre seiner Schlafstube stehen blieb.

„Was war das?" Diese Frage entschlüpfte endlich seinen Lippen, während ihn noch unheimliche Hoffmann'sche Bilder umgaukelten. Sein erster Gedanken, als er sich wieder ganz im realen Bereiche seines Domicils selbst fand, war der, es müsse sich während seiner Abwesenheit Jemand eingeschlichen und im großen Schranke versteckt haben; denn nur ein Erwachsener könne ein solches Gepolter verursachen. Kein Wunder, wenn ihm, vom Weine erhitzt, die drohenden Worte jenes Bettlers einfielen, und er sich der Ueberzeugung hingab, das widerliche Blaßgesicht werde vor ihm stehen, sobald er die Thüre öffne — vielleicht ihm hinterlistig einen Schlag oder Stich versetzen. Sich ermannend und selbst zurufend, daß Furcht hier nichts nütze, ergriff er das Licht, stieß die Thüre auf, warf einen Rundblick in die Stube, sah jedoch nichts, als daß sich der rechte zugelehnte Flügel des Schrankes noch etwas bewege.

„Da steckt er drinnen!" rief Adolf halblaut. Zaudernd trat er näher; vorsichtig öffnete er den Schrank — wer malt sein Erstaunen, als er auf einem Haufen von Geräthschaften, die von den höhern Fächern polternd herabgestürzt waren, eine schneeweiße Taube sitzen sah. Er belachte nun laut seine kindische Furcht. Die Taube blieb so schüchtern auf demselben Flecke sitzen, daß sie Adolf sehr leicht erhaschen konnte.

„Wie kommst Du da her?“ fragte der Dichter naiv das unschuldige Thier, als wär' es im Stande zu antworten. Er wußte sich das sonderbare Abenteuer nicht anders zu erklären, als daß die Taube durch irgend etwas erschreckt, unmittelbar vor seiner Zurückkunft sich in die Stube und in den Schrank geflüchtet habe; daß sie endlich ihr Gefängniß — der Luftzug hatte wol den Flügel des Schrankes zugelehnt — wieder verlassen wollte, und, ungestüm flatternd, den Erdglobus auf die alte Kaffeemaschine geworfen habe; so sei, ein Gegenstand über den andern stürzend und ihn mitreißend, jenes seltsame Gerassel entstanden, das ihm einen panischen Schrecken momentan einjagte.

Er streichelte und liebkos'te die Taube, öffnete das Fenster, rief: „Ich will Dich Deiner Freiheit nicht berauben, Du sanftes Kind der Natur!“ Einen Kuß auf ihr blendend weißes Gefieder drückend, ließ er sie mit den Worten: „Bring' diesen Kuß meiner Agnes!“ in die helle Mondnacht hinausfliegen. Zufällig flog die Taube gerade in der Richtung weiter, in der das von Agnes bewohnte Haus lag. Nun kam sie dem träumerisch-nachblickenden Adolf erst recht wie der beflügelte Bote seiner Herzenswünsche vor. Immer kleiner und kleiner wurden die milchweißen Flügel und endlich zerfloß der lichte Punkt im Silberduft des Vollmonds. „Schlafe süß, meine holde Agnes!“ murmelte Adolf sehnsüchtig, und sah noch lange nach jener Weltgegend, die all' sein Glück umschloß.

Ein einziger von der Höhe des Thurmes weit hinschallender Schlag mahnte ihn endlich, daß es nun wol Zeit sei, zu Bette zu gehen. Eben im Begriffe das Fenster zu schließen, gewahrte er über einem runden, seitwärts liegenden Dachfensterchen des Gebäudes eine schwache Rauchsäule, die senkrecht weißlich-grau in den Himmel emporstieg. — Adolf stutzte; schon im nächsten Momente schossen ein Paar glühende Funken hervor — der Rauch qualmte stärker und stärker — es war keine Täuschung, es brannte unter dem Dachgiebel, wenn auch die Flamme noch nicht lichterloh aufleuchtete. Seine Stube zu verschließen, über den langen Gang zu laufen, und durch wiederholten Feuerruf die Bewohner des Hauses aus dem Schlafe aufzuschrecken, war das Werk weniger Minuten. Alles rannte mit Laternen, Wassereimern und Krügen herbei. Die Bodenthüre wurde geöffnet; neben altem Gerumpel, das schon halb verkohlt nur matten Gluthschimmer um sich warf, brannte die Seitenwand einer Kiste, die dadurch Feuer gefangen hatte.

Den vereinten Bemühungen gelang es bald, das große Unglück, das Allen drohte, in der Wurzel zu ersticken. Augenscheinlich war das Feuer absichtlich gelegt, und man beschloß, den ganzen Boden auf das Genaueste zu untersuchen; der Thäter konnte bei versperrtem Hausthore unmöglich entwischt sein. Alle Winkel wurden durchstöbert, die Verschläge bei Seite geschoben — keine Spur war zu entdecken. Schon

wollte man unverrichteter Dinge den Schauplatz des Schreckens verlassen, als Adolf auf den Gedanken verfiel, eine alte Matratze, die in einer Ecke an der Wand lehnte, umzuwerfen. Eine Magd, mit der Laterne leuchtend, stieß einen Angstschrei aus; denn leichenblaß glotzte die dämonische Fratze eines zerlumpten Gesellen hervor, der zusammengekauert wie ein zehnjähriger Knabe in dem zum Versteck gewählten Dachwinkel nicht Raum genug hatte, um aufrecht zu sitzen. Adolf erkannte augenblicklich den frechen Bettler wieder. Von mehreren Thüren im Hause fortgejagt, ohne Almosen zu empfangen, nahm sich der Boshafte vor, an Allen Rache zu üben. In der allgemeinen Verwirrung hoffte er, wenn es einmal lichterloh brenne, sich unbemerkt unter die Spritzenleute und Wasserträger mischen zu können.

„Nur hervor, Du nichtswürdiger Tagedieb!" schrie ihm Adolf entrüstet zu — „das Verstecken-Spielen hat nun ein Ende! erbärmlicher Wicht! eine solche Visite hast Du uns zugedacht? sie wird Dir theuer genug zu stehen kommen! marsch fort, zu Gericht!"

Der heimtückische Verbrecher schoß Adolf einen durchbohrenden Blick zu, schlug eine übermäßig laute Lache höhnisch auf, und rief den Umstehenden verächtlich zu: „Schade! hätte nicht gedacht, daß ein Schwefelfaden so langweilig sein könnte!" Seine Faust zuckte krampfhaft — seine Wuth verbeißend folgte er jenen Männern, die sich bereitwillig erklärten, ihn gleich an Ort

und Stelle zu bringen, wo er durch eine Reihe von Jahren umsonst Quartier bekomme.

Die Hausleute zerstreuten sich; sie waren froh, daß dieses unheilvolle Ereigniß so schnell eine günstige Wendung genommen habe. So mancher drückte Adolf warm die Hand mit der Versicherung, er sei der Schutzgeist des Hauses gewesen. „Nicht ich, eine Taube!" entgegnete der Dichter. Die seltsamen Erlebnisse dieser Nacht, das sonderbare Zusammentreffen der an und für sich ganz unscheinbaren Dinge ergriff ihn so lebhaft, daß der Schlaf sein Auge floh. Er trat wieder ans Fenster. Die grünumdämmerte Landschaft lag noch eben so still und ruhig wie früher im Mondlicht draußen, als ob gar nichts geschehen wäre; die Sterne gehen ihren alten Gang, nichts vermag sie aus dem Geleise zu bringen. „Seltsam — sehr seltsam! — Eine weiße Taube hat einem Verbrecher durch seine schwarze Rechnung einen Strich gemacht!" rief Adolf aus, „wie weiß der unendliche ewige Weltgeist Alles zu verketten! durch die kleinsten Umstände eine unübersehbare Folgenreihe zu paralisiren! — Das Weltall ist ein großes Wunder, und das menschliche Leben kein kleines!" —

Fünf Jahre später in derselben Nacht fand er in einem andern schönereu Schlafkämmerlein noch eine schönere weiße Taube. Adolf war Bräutigam, und die Taube? war Agnes.

IX.

Starkgläubig.

Erzählung.

An dem Ufer der Donau saß eine Frau in gesegneten Umständen. Ihr Antlitz — sie zählte dreißig Jahre — überflog, während sie das Spiel der hüpfenden Wellen ununterbrochen mit dem Auge verfolgte, ein wehmüthiges Lächeln, das dem Menschenkenner sagte: ich muß mich zwingen, heiter zu sein, nicht meinetwegen, nein, dem Kinde zu Liebe, das ich unter dem Herzen trage. Das kleine, noch ungeborene Würmchen hatte seinen Vater verloren, eh' es das Licht der Welt erblickte. Er war ein Beamter niedern Ranges in einem jener mittelgroßen Städtchen Oberösterreich's, die malerisch am Donauufer liegen. Im kräftigsten Mannesalter wurde er plötzlich vom Nervenschlage gerührt. Martha Werner — so hieß die Witwe — hatte in ihrer Jugend eine gründliche Bildungsschule durchgemacht; sie war

Das, was man im gewöhnlichen Leben mit dem Ausdrucke „ein starker Charakter" zu bezeichnen pflegt. Wer sie näher kannte, wußte, daß sie, ein tiefsinniges, gläubiges Gemüth, eine besondere Vorliebe für die Religionssysteme sämmtlicher orientalischer Völker hatte, daß sie sich — so zu sagen — ihrer indogermanischen Abstammung, die sich an ihr durch blondes Haar und blaue Augen kennzeichnete, lebhaft bewußt war. Vorzüglich gern las sie die Legenden des Vischnu und seines griechischen und römischen Nachfolgers Neptun. Das Meer war ihr das Symbol der Reinheit — kein Wunder, daß sie behauptete, die schönste, die gehaltreichste Stelle der Bibel sei: Buch Mose 1. Cap. 2. V. „Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser." Sie bedauerte jeden Menschen, der nie in seinem Leben Gelegenheit hatte, das Meer zu sehen. In Ermangelung dieses großartigen Anblicks begnügte sie sich mit der Donau. Sie bezwang ihre Thränen über den Verlust des Gatten, wenn sie stundenlang in die blitzende Wellenfluth dieses herrlichen Stromes blickte — allerdings ein seltsames Trostmittel! —

Sechs Jahre verstrichen. Die gute Frau war bemüht, ihren Kindern, so weit es ihr möglich, den Vater zu ersetzen. Nichts betrieb sie mit solchem Eifer, als ihre Kenntnisse auf ihre Nachkommenschaft fortzupflanzen. Maria, ihre älteste Tochter, ein hübsches, geistreiches Mädchen von zwölf Jahren, glich der Mutter sehr, hierauf folgte die lebhafte Ottilie und die schüch=

terne Therese; Martha's Liebling jedoch war ihr einziger Sohn Christel, ein sechsjähriger blühender, starker Bube, der seinem, ihm unbekannten Vater, dessen Bildniß an der Wand hing, wie aus dem Gesicht geschnitten schien.

Diese Familie bewohnte ein niedliches Häuschen nahe am Ufer der Donau, die jetzt eben im letzten Wintermonate noch silberblank mit Eis gepanzert, jenes Bersten und Krachen vernehmen ließ, das einen bald zu erwarteten Eisstoß verkündigt. Zur allgemeinen Sicherheit war Nachts ein Wächter bestellt, der stark geladene Böller lösen mußte, wenn sich die zahllosen Schollen in Bewegung setzten. Da aber die Donau durch eine längere Reihe von Jahren ihre Ufer nicht überschritten hatte, auch Reisende aus Südosten erzählten, im unteren Lande sei der Eisstoß bereits glücklich von Statten gegangen, so wurde dadurch die Besorgniß der älteren Leute, die sich einer oder der anderen großen Ueberschwemmung erinnerten, gänzlich eingeschläfert. Man täuschte sich jedoch mit dieser Hoffnung. Denn plötzlich einst nach Mitternacht staute sich das Eis dermaßen auf, daß es über die ganze Breite der majestätischen Donau einen mächtigen Wall bildete; die Wassermassen drängten aus dem oberen Stromgebiete mit fürchterlicher Gewalt gegen dieses von der Natur errichtete Bollwerk, das ihrem Sturmlauf kühn Trotz bot. Die Folge davon war, daß die Donau rasch ihre Ufer überstieg; nun erst feuerte der nachlässige Wächter einen

Böller ab, der die in süßem Schlummer liegenden Bewohner des Städtchens aufschreckte.

Die kleinen Häuser in der Nähe des Stromes enthielten fast alle nur Wohnungen zu ebener Erde; daher mußten die Leute schleunigst zu ihren Bekannten in die größeren Gebäude der innern Stadt flüchten. Alles schrie und lief in der ersten Bestürzung durcheinander; die Verwirrung stieg auf's Höchste.

Als beim ersten Böllerknall die Fensterscheiben klirrten, sprang Martha aus dem Bette, machte Licht, weckte Christel, der in demselben Gemache schlief und ermahnte ihn ängstlich: „Kleide Dich rasch an, Christel!" worauf sie hinauseilte in die erste Stube, in welcher die drei Mädchen noch von Traumbildern umgaukelt, lagen.

„Marie! Ottilie! Therese — auf, auf!" erscholl es so laut, daß die guten Kinder emporfuhren wie Gazellen, im Lager erschreckt.

„Was ist denn los, Mutter?" stammelte schlaftrunken Marie.

„Der Eisstoß geht, das Wasser beginnt schon zu steigen, auf, auf! Wenn Ihr fertig seid, so lauft zu Frau Weiler auf dem Marktplatze — sagt, ich käme gleich nach." Das Licht auf dem Tische der Mädchen anzündend, rannte Martha hastig mit den Worten: „Nehmt den Christel auch mit!" in ihr Zimmer zurück.

Sie machte sich nun darüber her, ihre werthvollsten Effecten in ein Bündel zu packen, um wenigstens einige theure Angedenken und ihr goldenes Geschmeide

zu retten. Christel, der unterdessen beide Strümpfe und einen Stiefel angezogen hatte, sah, auf dem Stuhle sitzend, eine Weile der Mutter zu, wie sie bald dort, bald da, eine Lade hervorzog. Darüber vergaß er, sich anzukleiden; der Schlaf überwältigte ihn. Er stieg vom Stuhle in's Bett der Mutter und legte sich, wie Kinder nun sind, querüber am untern Ende der Bettstelle, wo die von der Lehne herabsinkende Decke ihn fast gänzlich verbarg.

Theils die Eile und das Geräusch, das Martha selbst verursachte, theils der Lärm auf der Straße lenkte ihre Aufmerksamkeit in den ersten Minuten der Bedrängniß von Christel ab; als sie nach einer Weile auf sein Lager zurückblickte und es leer sah, meinte sie, er sei bereits in die Stube hinaus zu den Schwestern gegangen und fuhr emsig in ihrer Beschäftigung fort. Eine halbe Viertelstunde verstrich so.

„Mutter, wir gehen!" rief Marie zur Thüre herein, als Martha just für sich murmelte: „Die Silberlöffel darf ich auch nicht vergessen" — — „geht mit Gott, Kinder!" entgegnete sie laut. Sie wußte ja, daß Marie ein ganz kluges Mädchen sei und der Ort, den sie ihr bezeichnete, keine 300 Schritte von hier entfernt liege.

Das Brausen der Fluthen wurde immer heftiger; der Wächter rannte die Häuserreihe entlang und klopfte an die Fenster, um zu mahnen, es sei nun die höchste Zeit zur Flucht, falls sich dort oder da noch Jemand

verspätet habe. Schauerlich klang im Dunkel der Nacht das Toben und Rauschen der Wogen, das Bersten und Knacken der sich übereinander thürmenden Eisblöcke, welche die Brückenpfeiler in Belagerungszustand versetzten.

Mit klopfendem Herzen eilte Martha, ihr Bündel unterm Arm, durch jene Straße, die auf den Marktplatz führte. Ein dunkles Gefühl, ihr immer zurufend: Kehr' um, du hast etwas vergessen! hemmte für Augenblicke ihre Schritte, aber das Geschrei der Flüchtlinge trieb sie zaghaft vorwärts. Fort und fort liefen die Menschen, zuletzt Alles im Stiche lassend.

Als Martha Frau Weiler's Haus erreichte, wurde sie von ihr mit Besorgniß empfangen.

„Großer Gott, welche Nacht! Mir liegt der Schreck in allen Gliedern!“ rief Martha, sich mit der Hand über die Stirne streichend.

„Hier sind Sie in Sicherheit, meine gute Martha,“ erwiderte die Hausfrau, ihr über die Treppe das Geleite gebend. Doch kaum waren Beide in ein geräumiges Zimmer getreten, worin die Kinder auf die Mutter warteten, stieß Martha nach einem Blick auf die Häupter ihrer Lieben den Angstschrei aus: „Um Gotteswillen, wo ist denn Christel?“

„Ich glaubte, Du würdest ihn mitbringen,“ entgegnete Marie hastig.

Martha erblaßte; das Bündel entfiel ihren Händen. Wie vom Blitz getroffen stand sie da; denn ihr Inneres

klagte sie laut an, daß nur sie allein, nicht Marie, Schuld an diesem Unglück sei. Das Mädchen, noch im Taumel des Erwachens, konnte ja leicht ihre paar Worte überhört haben. Martha wagte ihr keinen Vorwurf zu machen; sie starrte wie ein reuiges Steinbild zu Boden — ihren Lippen entfuhr der Verzweiflungsruf: „Ich muß zurück!“

Marie schluchzte laut auf. Frau Weiler, bei dieser Schreckensscene bis jetzt vergeblich nach Worten suchend, stieß bebend die Frage aus: „Zurück? — Zurück? unmöglich! laßt diesen Gedanken fahren; es ist keine fünf Minuten, daß mir der Welser-Seppel, am Thore vorüberschreitend, zurief: Bei den Fischerhütten steht das Wasser schon eine Elle hoch!“ Dabei trat sie vor die Thür, um Martha den Ausweg zu versperren.

„Laßt mich fort! Jede Secunde ist kostbar. Hindert mich nicht, bei Allem, was Euch heilig! — es ist Mutterpflicht, für mein Kind zu sterben!“ flehte Martha immer zudringlicher und brach sich mit Gewalt Bahn.

Die Mädchen schrien laut auf; Frau Weiler schlug die Hände über den Kopf zusammen und rannte nach den Knechten, ob nicht Einer das Wagniß unternehmen wolle.

Martha flog in höchster Bestürzung durch die Straße. Der Athem stockte in ihrem Busen, als sie das Ende erreichte; die Wellen peitschten hier die Zaunpflöcke des Laufgrabens. Eben im Begriff, das letzte trockene Erdreich zu überschreiten, fühlte sie sich in der Dunkelheit

von einem Männerarm erfaßt und zurückgerissen. „Weib, bist Du von Sinnen?“ donnerte sie eine Baßstimme an; „ich stehe fester auf den Beinen als Du, doch keine zwanzig Schritte von hier hätte mich der schuhhohe Wellendrang bald wie einen Grashalm hingeschleudert. Laß Dich lieber im Trocknen lebendig eingraben, statt diesen nassen Sarg zu wählen!“

Der Mann, der Niemand anders war, als der Wächter, stellte nun Marthen auf all' ihr Bitten und Flehen die Unmöglichkeit ihres waghalsigen Unternehmens vor. Das zitternde Weib schrie herzzerreißend in die Nacht hinaus: „So ist denn Niemand da, der mir mein Kind rettet?“

„Was Gott will, wird geschehen! — Besser: ein gewisses Leben erhalten, als zwei ungewisse auf's Spiel setzen!“ rief der Wächter und zog sie mit unwiderstehlicher Kraft am Arme durch die Straße zurück. Sie folgte ihm wie vernichtet. Das Rauschen der Wogen klang ihr wie der dumpfe Grabchoral ihres Kindes. Der Wächter war froh, als sie zu Weiler's kamen, denn Martha gab ihm ein paar Antworten, als ob sie den Verstand verloren hätte.

Die unglückliche Mutter zog sich in ein Nebenzimmer zurück, während die gutmüthige Hausfrau die weinenden Kinder zu Bette brachte und sie tröstete, so gut es gehen wollte. Kinder überwinden am Ende Alles.

Martha, allein, brach wie eine Ohnmächtige vor dem Sopha zusammen; ihre Kniee berührten den Boden, indeß ihr Oberleib auf die Kissen sank. Mit beiden Händen bedeckte sie das Antlitz — ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen. Nachdem sie auf diese Weise ihrem schwergeprüften Mutterherzen Luft gemacht hatte, rief sie aus: „O, ich sündhaftes Weib! An mein goldenes Geschmeide konnte ich denken, aber meinen Sohn, meinen einzigen Sohn habe ich vergessen!"

Sie schluchzte wieder so heftig und so lange in dieser Stellung, daß sie zu ersticken glaubte. Ihre Seele litt die entsetzlichste Qual, die eine Mutter je gefühlt. Plötzlich hob sie das Haupt empor, faltete die Hände und begann inbrünstig, laut zu beten: „Und der Geist Gottes schwebt über den Wassern! Du unendlicher Geist, umschwebe die Seele meines Kindes! Du unendlicher Geist, der Du überall wohnst, in den Lüften und in den Wellen, Deine Allmacht hat keine Grenzen! Laß die Mutterschuld nicht auf das zarte Haupt des Kindes fallen, strafe mich — mich, du großer Allgott, die auf dem Sündenpfade irdischer Habsucht gewandelt. Errette der Mutter den Sohn, den Schwestern den Bruder! Leite seine Hand, stärke seinen Muth, umlichte seinen Blick; Du unendlicher Geist, versenk' Dich in die Seele meines Kindes!"

Das Geschrei eines Menschenhaufens unter den Fenstern unterbrach ihre Andacht. Sie stützte den Kopf mit beiden Händen und fühlte die fieberhaft jagenden

Pulse an den Schläfen. Ihr war, als stände der Tod hinter ihr.

Christel schlief unterdessen fest fort, bis ihn die Schlagkraft eines riesigen Eisblocks, den die erzürnten Wogen gegen das Hausthor schleuderten, aus seinen unschuldigen Träumen weckte. Er richtete sich im Bette in die Höhe; ein zufälliger Griff auf den Stiefel seines linken Fußes erinnerte ihn an den Befehl, sich anzukleiden. Er tappte im Dunkeln mit beiden Händen um sich her und rief: „Mutter, Mutter, ich finde meinen zweiten Stiefel nicht!" Er glaubte nämlich, die Mutter sei mit dem Lichte im Vorgemach bei den Schwestern. Als er jedoch auch auf seinen lauter wiederholten Ruf keine Antwort erhielt, streckte er das rechte Bein aus, um das Bett zu verlassen, zog es aber so schnell, als wäre er geknippen worden, zurück — eiskaltes Wasser durchnäßte seinen Strumpf höchst unangenehm. Die Fluth hatte bereits das Innere aller jener Ufergebäude einen Schuh hoch unter Wasser gesetzt. Christel stutzte einen Augenblick; das wußte sich sein kindlicher Verstand noch nicht zu erklären, wie so viel Wasser in die Stube käme. Furchtsam war er nicht; ein Frost, der ihn momentan überrieselte, bestimmte ihn, seine Beinkleider und seine warme Jacke anzuziehen. Als er jedoch merkte, daß dieses kalte Naß immer höher steige und die Unterkissen es einsögen, wurde ihm doch

recht bange um's Herz. Aengstlich schrie er: „Mutter, Mutter! Marie — wo seid Ihr denn?" Keine Antwort. Er flüchtete instinktartig über die Lehne des Bettes auf den Tisch, um nur höher als das Niveau der Fluth im Trocknen zu sitzen.

Da donnerte plötzlich ein Wasserschwall gegen das Häuschen, daß alle Fenster in tausend Scherben zersplitterten; nun tobte und tos'te das Element mit grauser Gewalt herein und rüttelte und schüttelte an allen Schränken und Wänden. Christel's Herz stand vor Schreck still, als der Tisch, auf dem er saß, mit einem Ruck in die Höhe gehoben, wie ein Floß in der Stube herumgetrieben wurde. Er klammerte sich mit beiden Händen an und segelte von einer Ecke der Stube in die andere; dabei schrie er, was er nur aus der Kehle brachte. Bald carambolirte er mit einem schwimmenden Schranke oder Stuhle, bald hatte er gegen eine zudringliche Eisscholle zu kämpfen, doch der kleine Steuermann hielt gut Gleichgewicht. So stieg sein seltsames Fahrzeug immer höher und höher mit ihm; seine Kraft war durch stundenlanges Balanciren in sitzender Stellung erschöpft. Ueberdies fror ihn sehr, besonders in den Fäusten; Christel benutzte freilich ruhigere Momente, um sich die Hände tüchtig zu reiben und so zu erwärmen; aber das Schaukeln und Tanzen ging bald wieder auf's Neue an.

Um vier Uhr Morgens war der Wasserstand so hoch, daß der Knabe nicht mehr aufrecht sitzen konnte

— sein Kopf stieß an die Zimmerdecke. Da verließ ihn der Muth beinahe gänzlich; er schrie nach der Mutter und den Schwestern aus voller Brust. Bitterlich fing er zu weinen an; jedoch der Stoß eines schwimmenden Pultes zwang ihn, wieder an seine Selbsterhaltung zu denken. Er streckte sich seiner ganzen Länge nach auf den schwankenden Brettern aus, die den armen Jungen wie einen Schiffbrüchigen trugen und klammerte sich rechts und links mit beiden Händen am Tischrand an. In dieser schrecklichen Situation brachte er beiläufig eine halbe Stunde zu, als er plötzlich fühlte, daß seine Stirne an etwas anstreife. Unwillkürlich griff er danach, machte aber die schaudererregende Entdeckung, daß sich sein Mund ganz nahe an der Decke befinde. Der Todesgedanke zuckte nun als dunkle Ahnung durch das kindliche Gemüth. Er hatte einmal eine Mücke ertrinken sehen.

„O, meine Mutter, meine gute Mutter, wo bist Du? Komm' zu mir — ich bitte Dich, komm!“ seufzte er tief auf; große Thränen perlten über seine Wangen. Er wußte nicht, was beginnen, um dieser verzweifelten Lage zu entgehen. Er rührte endlich kein Glied mehr und ergab sich schweigend seinem Schicksale. Jedoch wie alles Schlimme auch etwas Gutes mit sich führt, so wurde auch der Wellenschlag in der Stube seit der Zeit schwächer, als die Fluth das höchste Fensterkreuz überstiegen hatte. Christel lag wie ein kleiner Todter aufgebahrt auf dem Brette; was in seiner Seele vor-

ging, ist wol unbeschreiblich — es lebte unauslöschlich in ihr fort. Er schloß die Augen und sah unmittelbar über seiner Stirne ein Lichtbild, das ihn mit den sanften, milden Zügen seiner Mutter visionartig umschwebte.

Wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten. Die ungewöhnlich hochgestiegene Fluth hatte endlich die Kraft, den Eisdamm zu durchbrechen; mehrere Brückenpfeiler wurden im Verlauf der Katastrophe weggerissen, dadurch gewannen die Wassermassen, die gesprengten Eisschollen stromabwärts treibend, einen breiten Abzugcanal, und das Fallen des empörten Elementes ging eben so rasch vor sich, als sein Steigen.

Der Thurmwächter verkündigte den Bewohnern in der Morgendämmerung durch das Ausstecken einer rothen Fahne, daß die Stunden höchster Bedrängniß vorüber seien. Um 11 Uhr Vormittags ließ sich Martha von Frau Weiler nicht mehr länger abhalten. Ihr Herz pochte wie ein Hammer, als sie das Ende der Straße erreicht hatte. Hier stand das Wasser, nun ruhig wie ein Spiegel, noch anderthalb Fuß hoch. Martha besann sich aber auch nicht einen Augenblick, die Strecke von 80 Schritten bis zu ihrem Häuschen zu durchwaten. Je näher sie zum verhängnißvollen Thore kam, desto mehr eilte sie. Für das Bild der Verwüstung hatte sie kein Auge, sie wollte ja nur Eins in der Welt sehen, lebendig, oder es wenigstens todt im Uebermaß des Schmerzes noch einmal an die Brust drücken.

Angelangt, riß sie zitternd die Thüre auf — wer malt die Freude des Mutterherzens! Unversehrt saß der Knabe mitten in der Stube auf dem Tische, den die allmälig sinkende Fluth endlich wieder auf den Boden gestellt hatte.

„Christel, mein Herzenschristel! Du mein Augapfel!" schrie sie freudetrunken auf in der reinmenschlichsten Entzückung, umschlang das Kind und preßte es an den seligen Mutterbusen. Sie tastete in seinen blonden Locken, küßte ihn auf Lippen, Wange und Stirn, daß er kaum so viel Athem hatte, um zu rufen: „Mutter, meine liebe Mutter!" Nach einer neuen Umarmung sagte er naiv: „Mutter, stell Dir vor, der Tisch war mein Schiff!"

„Und Gott Dein Steuermann!" Martha wischte sich die Freudenthränen aus ihren glänzend blauen Augen und trug den Liebling „Huckepack", das Wasser durchwatend, bis zum Hause der Frau Weiler, die ihr mit Christel's Schwestern ein Stück Wegs entgegenkam. War das ein Jubel, war das eine Freude!

Während Martha dem kleinen Fährmann die durchnäßten Kleider abstreifte, machte Frau Weiler ein Bett zurecht und lief nach dem Doctor, befürchtend, Christel könnte doch in Folge des anhaltenden Frostes erkranken; aber der Junge klagte nur über Hunger und Ermüdung. Nachdem er eine kräftige Suppe genossen, schlief er ein und stand am nächsten Morgen frisch und gesund auf.

Das ganze Städtchen sprach von der wunderbaren Rettung des Kindes. Jedermann wollte den kleinen Lootsen sehen. Man überhäufte ihn mit Geschenken. Wenn Martha schon früher eine Vorliebe für Christel hegte, so kannte nun ihr Muttergefühl wirklich keine Grenzen mehr; er war ihr so zu sagen in's Herz hineingewachsen. Jene Schreckensnacht hinterließ in seinem Gemüthe die lebhaftesten Eindrücke; oft sprach er davon und stellte der Mutter sonderbare Fragen über großartige Naturereignisse, daß Martha darüber erstaunte, wie in dem Gehirn eines siebenjährigen Knaben solche Ideen auftauchen könnten. Auch machte sie die Bemerkung, daß ihn unter allen Gegenständen, in welchen er Unterricht erhielt, keiner so sehr fesselte, als Geographie. Sie schenkte ihm einen hübsch illustrirten Robinson; dies Buch ließ er nicht aus der Hand; des Nachts schob er es unter das Kopfkissen. Wenn er am Ende war, fing er augenblicklich wieder von vorn zu lesen an; die Schwestern machten der Mutter den Vorwurf, Christel spiele gar nicht mehr mit ihnen. Um nur die Mädchen zu versöhnen, las Martha Allen Columbus' Entdeckung von Amerika vor. Wie funkelten da Christel's Augen, wie lauschte er, um kein Wörtchen zu überhören, und wie stolz kam er Tags darauf zur Thür herein und rief: „Mutter, Mutter! heute bin ich ganz allein auf der Donau Kahn gefahren!"

„Ums Himmelswillen, Christel, Du bist noch zu klein!"

„Mutter, mir thun die Wellen nichts!“ entgegnete er, mit Zuversicht den Ausruf eigenthümlich betonend, daß man daraus den Schluß ziehen konnte, der Donau schenke er sein ganzes Vertrauen. Auf die großen, täglich vorüberrauschenden Dampfboote hatte er ein besonderes Augenmerk. „Juchhe, tralla! Mutter, wenn ich einmal so ein Schiff commandire, dann nehme ich Dich mit!“ rief er frohlockend aus.

„Was fällt Dir ein, Christel!“ entgegnete jene, den Gedanken des unternehmenden Knaben belächelnd. Martha fuhr selbst gern an schönen Sommerabenden auf dem freundlichen silberblauen Strome; die Fischerleute verlangten nur eine Kleinigkeit für ihre Mühe. Um sich aller Angst zu entschlagen, ließ sie Christel schwimmen lernen. Keine 14 Tage verstrichen, so tummelte sich der Junge mit den Karpfen in den Wellen umher, als wären sie seine ältesten Freunde. Kein Vergnügen ging ihm darüber. Plätschernd tauchte er unter; wenn er das Haupt wieder erhob und in die wolkenlose unendliche Wölbung des Himmels aufblickte, rief er hocherfreut, seelenvergnügt: „Jetzt gehört die ganze, schöne, weite Welt mir!“

Das häufige Baden stärkte seinen Körper sehr; wie ein junger Baum schoß er in die Höhe. Martha's Mutterauge ruhte mit Wohlgefallen auf seiner blühenden Gestalt. In seinem Wesen zeigte sich eine Energie, die fast etwas Männliches an sich hatte, und doch sprach sich auch in dem Charakter des Jünglings eine Sanft-

muth und Gutherzigkeit aus, durch die er sich Aller Gunst erwarb. —

So strichen einige Jahre dahin. Martha lebte im Kreise der Ihrigen still und zufrieden, als ein an und für sich unbedeutendes Ereigniß Anlaß gab, daß über Christels Zukunft bestimmt entschieden wurde. Er führte einst allein im Kahn unfern des Ufers kräftig das Ruder, als der laute Ruf erscholl: „Daher zu mir!"

Christel, sich umwendend, sah einen Mann in lichtgrauem Sommerrock den weißen Cylinderhut original in's Genick gestülpt, mit einer langen Angelruthe auf dem Strande sitzen; das Kinn steckte halbverborgen in einer ungewöhnlich großen Cravatte, und den Kopf nach der Seite neigend, prüfte er mit scharfem Blicke den jungen Steuermann, der unterdessen anlandete.

„Kannst Du mich an das jenseitige Ufer bringen?" fragte der Fremde in einem harten Deutsch, das den Ausländer verrieth.

„Ei ja, recht gern!" erwiderte Christel mit neugierigen Blicken die sonderbare Gestalt musternd, die ohne ein Wort zu verlieren in's Schiffchen stieg. Der Fremde folgte Christels Bewegungen; er hatte seine Freude daran, daß es dem Jüngling theils durch sicheres Dirigiren, theils durch einen Kraftaufwand, den er ihm nicht zugetraut hätte, gelinge, die Macht der Donauströmung zu brechen. Anlangend zog der

stattliche Herr eine zierlich gehäckelte Börse, und sagte, im Begriff seinem Fährmann einen Zwanziger in die Hand zu drücken: „Da nimm! hast gut gefahren — sehr gut gefahren!“

Christel sah ihn sonderbar an; es war das erste Mal, daß ihm Jemand in seinem Leben für eine Dienstleistung Geld bot. Sich stolz auf das Ruder stützend und dem Fremden offen in's Antlitz blickend, entgegnete er: „Ich nehme kein Geld; so etwas ist keine Arbeit — mir ein Vergnügen.“

Der Fremde stutzte; die Antwort gefiel ihm. „Nun, my hardy sailor, da muß ich diesmal Dein Schuldner bleiben,“ sagte er aussteigend, und Christel noch einmal fixirend, fuhr er fort: „Kannst Du mich in etlichen Stunden wieder zurückrudern?“

„Wann's Euch beliebt!“ erwiderte Christel höflich.

Der Engländer nickte freundlich mit dem Kopfe, ohne den Hut zu lüften, setzte sich schweigsam in der Nähe eines großen Baumes, dessen Aeste die Wellenbahn überragten, auf einen Steinklumpen und warf die Angel aus, regungslos, unverwandten Blicks in das Blau des Stromes stierend.

Christel ging, darüber sinnend, wer wol der Fremde sei, waldeinwärts und streckte sich auf einer Anhöhe in's weiche Gras, den lieblichen Anblick des weiten Donaugebietes genießend. Eine Stunde mochte so verflossen sein, als Christel herab zum Ufer schlenderte. Er blieb verblüfft stehen, denn der Engländer saß ge=

nau in derselben Stellung auf dem alten Flecke wie ein lebloses Wesen.

„Nein, das wäre mir denn doch zu langweilig! einen halben Tag wie eine Bildsäule sitzen und keinen einzigen Fisch zu fangen! Sonderbarer Geschmack!“ Doch Christel hatte kaum diesen Monolog gemurmelt, als der Engländer, der wol auch der Meinung war, heute sei kein glücklicher Tag, laut vor sich hinrief: „Strange! — very strange!“*) worauf er die Angelruthe unwillig hob, um den Köder weit in die Fluth zu schleudern. Jedoch während des Fluges fing sich die lange Schnur zwischen zwei Aesten; so stark er auch zerrte, all' sein Bemühen blieb vergeblich — der Widerhacken der Angel hatte sich festgeklemmt.

„Wartet nur einen Augenblick!“ rief Christel herbeispringend; „ich steige auf den Baum und mache den Haken los.“ Er erkletterte den Stamm so geschwind, daß der Engländer, sein Kinn endlich einmal aus der Höhlung der Cravatte hebend, ihm seinen Beifall zu erkennen gab durch den Ruf: „God dam! Junge, Du solltest Matrose werden; Du kletterst wie eine Angorakatze!“

In der nächsten Minute saß Christel auf dem Aste, befreite die Angel, und warf sie sammt der Schnur hinab. Wie auf ein schönes Bild sah der Engländer

*) „Seltsam! — sehr seltsam!“

in die Höhe, denn um die stramme, kräftig schöne Gestalt des Burschen, der kühn über den Wellen in einer höchst malerischen Stellung in einer Astgabel saß, formten die dichten Laubpartien einen natürlichen grünen Rahmen.

„Wie heißt Du?" rief der Angler.

„Christel Werner!" erwiderte sehr laut der Angesprochene, dem es auf seinem hohen luftigen Sitze so gut gefiel, daß er vor der Hand nicht Lust verspürte, den Baum zu verlassen.

„Möchtest Du nicht das große Weltmeer sehen?" fuhr der Engländer zu fragen fort.

„Sehen wollen und sehen können sind Zweierlei!" rief Christel, auf dem Aste thronend und den Blick zum grünen Baldachin der Blätterwölbung erhebend. „Ja, das Meer und die großen Segelschiffe, denen Robinson begegnete, das muß eine Pracht sein!"

„Aber die Courage darf Einem nicht ausgehen, wenn plötzlich ein Sturm daherbraust," sagte der Gentleman, Christels Mienen prüfend.

„Mir ginge die Courage nicht aus, lieber Herr! Mir thun die Wellen nichts!"

Die letzten Worte fielen dem Fremden auf. „Mir thun die Wellen nichts!" murmelte er, den Satz wiederholend. „Das ist originell — gefällt mir das — mir thun die Wellen nichts!" Als er bemerkte, daß sich Christel anschickte herabzuklettern, rief er ihm mit seinem tiefen Gutturallauten zu: „Junge, gieb Acht,

falle nicht! Unter Dir ist die Donau — Wasser genug, um zu ertrinken."

„Keine Sorge! Wenn ich auch hineinplumpe, ich bin kein Kartoffelsack, ich kann eben so gut schwimmen als klettern," scherzte Christel, keck auf einem Aste balançirend.

Der Engländer lachte über diese Rede; es fuhr ihm augenblicklich durch den Sinn, Christels Entschlossenheit auf die Probe zu stellen.

„Getraust Du Dich, wie Du auf dem Aste jetzt oben stehst, in die Donau zu springen? Hm?"

„Getrauen?" wiederholte ironisch Christel, sich nachlässig nur mit einer Hand an dem häuptlings hinlaufenden Aste haltend." „Getrauen? Das wäre mir nur Spaß! doch meine Mutter würde böse werden, wenn ich so schonungslos mit meiner Kleidung verführe."

„Kleidung? Was? Ausflüchte!" warf der Engländer rasch darauf hin. „Ich lasse Dir eine schönere Kleidung machen; Du hast mir heute schon mehr als einen Dienst erwiesen. Da Du Dich weigerst, Geld dafür zu nehmen, so stelle ich Dir diesen Antrag, um mit Dir quitt zu werden."

„Ein Mann, ein Wort!" schrie Christel lustig.

„Ein Mann, ein Wort!" wiederholte der lange Engländer gravitätisch, noch immer zweifelnd, daß der Jüngling den Muth habe, den Sprung zu wagen; denn der Ast war mindestens 15 Fuß über dem Wasserspiegel erhaben.

Christel besann sich auch nicht eine halbe Minute länger, richtete seinen Körper kerzengerade in die Höhe, streckte beide Arme horizontal aus und flog per Kopf — wie es die Schwimmer nennen — wie ein aus dem Wipfel abgeschossener Pfeil in die Donau, daß der Schaum klafterhoch aufspritzte.

„Splendid!"*) rief der Engländer.

Als Christel nach einer Weile wieder auftauchte, jubelte er, in der Rechten einen Stein vorweisend: „Ich bin auf dem Grunde gewesen!" und wollte ihn gleich wegschleudern.

„Not at all, scoundrel!**) her mit dem Stein! ich will ihn als Andenken an die Donau nach England mitnehmen."

Ein närrischer Kauz! dachte Christel, an's Ufer schwimmend und dem Fremden den Kiesel überreichend, der ihn mit dem Taschentuche sorgsam trocknete und einsteckte, hierauf spendete er dem kühnen Springer das höchste Lob und lenkte wieder auf das vorige Gespräch zurück, schilderte ihm die Wunder des Oceans und stellte zuletzt die Frage: „Nun, willst Du nicht in eine Marineschule gehen und dann auf einem stolzen Dreimaster Seecadett werden? Hm?"

Christels junge Seele durchzuckte der Blitzstrahl der Freude; seine großen Augen glänzten; sehnsüchtig rief

---

*) „Prächtig!"

**) „Auf keinen Fall, Schlingel!"

er aus: „Ja, wenn ich Seecadett werden dürfte! Wenn es meine Mutter zugäbe!“

„Führe mich zu Deiner Mutter!“ sagte gebieterisch der Fremde. Sie stiegen Beide in den Kahn.

Wie überrascht fühlte sich Martha, als plötzlich die Thüre aufflog und die originelle Gestalt des Engländers eine Weile mit bedecktem Haupte auf der Schwelle stehen blieb; beide Hände in den Seitentaschen, nickte er zutraulich, wodurch die Cravatte bis an die Oberlippe geschoben wurde, was dem schlankgewachsenen Manne ein drolliges Aussehen verlieh.

Martha, befürchtend, die Mädchen möchten ihre Lachlust nicht länger zügeln, fragte mit einer gewissen Hast: „Bitte einzutreten, mit wem hab' ich die Ehre?“

„John Stanley aus London,“ warf der Angesprochene ohne Stolz, aber doch mit einem Anflug von Selbstbewußtsein hin, während er das Haupt entblößte.

Martha bot ihm höflich Platz. Christel, der seinem Gönner eine Schatulle trug, verschwand in der Nebenstube, um sich der nassen Kleider zu entledigen. Stanley erzählte kurz, was sich im Laufe des Nachmittags unter dem Baume zugetragen.

Die Mädchen, die unterdessen dem Tische, worauf die blankpolirte Schatulle stand, immer näher rückten, wisperten sich heimlich Fragen zu, was sie wol ent-

halte. Stanley öffnete sie. Wie aus einem Munde entfuhr den Mädchen der Ruf der Verwunderung: „Ah!“ als sie niedliche rothe, grüne und blaue Käferchen, Insekten und Würmchen aus blitzenden Edelsteinen ungemein künstlich gefertigt erblickten. Stanley erklärte ihnen, wie er sie als Lockspeise beim Fischen benütze, und schenkte mit der Bemerkung, da schon ihr Bruder etwas von ihm bekomme, so dürften die Schwestern nicht leer ausgehen, jeder solch ein Thierchen, das aus Rubinen und Smaragden zusammengesetzt war. Nun kannte die Freude keine Grenzen mehr. Welch ein Drehen und Wenden, Begucken und Lächeln!

„Christel, Christel!“ so komm' doch und sieh' Dir einmal diese herrlichen, wunderschönen Dinger an!“ rief eine um die Andere.

Christel kam; er hatte jedoch kein Auge für die schönen Geschenke, sondern warf dem Fremden bedeutsame Blicke zu.

„Ich bin eigentlich gekommen, Frau Werner, Ihnen folgenden Antrag zu machen, der Ihnen vielleicht in dem Munde eines Mannes, den Sie kaum kennen, sonderbar klingen mag. Ich reise in 14 Tagen zurück nach England; geben Sie mir ihren Sohn mit.“

„Christel nach England?“ fiel ihm Martha in die Rede, als traute sie ihren Ohren nicht.

„Mein Bruder ist dort Vorsteher einer Marineschule. Der Junge kann sein Glück machen; ich habe ihn liebgewonnen, verspreche Ihnen für ihn zu sorgen;

wenn Sie vielleicht die Versicherung ganz beruhigen kann: ich bin kinderlos, will bei ihm Vaterstelle vertreten."

„Mein Gott, aber so bald!" seufzte Martha tief auf, für die der Gedanke, sich von ihrem Liebling zu trennen, etwas Bitteres hatte.

„Gute Frau," sagte Stanley scherzend, „ich bin verliebt in die Donau — ein Prachtstrom das! Ich mache ihr jedes Jahr eine Visite, um mich an ihren lachenden Ufern, Gebirgen und Burgen zu ergötzen; da bringe ich Ihnen den jungen Seecadetten mit. Er kann die Ferienzeit im Kreise seiner Familie angenehm verleben. Ein Bursche gehört in die Welt hinaus, in der Jeder das sein soll, wozu er taugt, sonst ist er das fünfte Rad am Wagen. Nur praktisch! Ich sage Ihnen, Frau Werner, der Junge ist ein geborener Schiffscapitain!"

„Mutter, laß mich nach England!" rief nun Christel, als drängte sich die Bitte wie ein Quell aus seinem tiefsten Innern hervor.

„Kind, das ist ein Schritt für's ganze Leben, der wohl überlegt sein will," meinte Martha. „Mir fällt es nicht ein, Dich zu zwingen, irgend einen Stand zu ergreifen, zu dem Du keinen Beruf fühlst, aber —"

„Aber?" wiederholte maschinenmäßig Stanley, die Fortsetzung erwartend; jedoch Martha stockte; sie wußte sich in Christels Wunsch noch gar nicht zu finden — „aber? — was Ihr Deutsche doch immer mit Euerm

Aber habt! Das Wort ist ein Hinterpförtchen, durch das einem alle Sterne wie ein Wettrenner durchgehen, wenn man sie schon in der Tasche hat!" rief der Engländer ungeduldig.

Martha, obgleich sehr ernst gestimmt, mußte über Stanley's Bemerkung lachen. Der Sohn Albions benutzte die lustige Wendung des Gesprächs so pfiffig zu seinen Gunsten, daß er, nach Entkräftigung aller ängstlichen Zweifel, Martha zur Einwilligung geneigt stimmte. Er empfahl sich eben so originell, als er eingetreten war.

Zwei Wochen verstrichen, man wußte nicht wie. Martha war schwer um's Herz; auch Christel verlor in den letzten Tagen seine gewöhnliche Heiterkeit. Die Stunde des Abschieds schlug. Martha und die Schwestern zerflossen in Thränen; Christel that sich Gewalt an und zeigte sich gefaßter, als er es wirklich war. Die Mutter segnete ihn und sprach im liebevollsten Tone: „Sei starkgläubig all' Dein Lebenlang und Gott wird Dir immer helfen, mein Kind!"

Stanley trieb zur Eile. Der Dampfer athmete schon ungeduldig — noch ein Winken und Schwenken weißer Taschentücher, noch der überlaute Ruf vom Verdeck her: „Leb' wohl, Mutter! Lebt Alle, Alle wohl!" und die Donau entführte Beide auf ihrem stolzen Wellenrücken.

Stanley bemerkte an Christel's Einsylbigkeit, daß

die Trennung von seinen Lieben im Heimathlande einen tiefen Eindruck auf sein weiches Gemüth gemacht habe. Der Engländer sparte deshalb nicht mit dem Gelde, um ihn durch Vergnügen aller Art in größeren Städten zu erheitern. Es wollte ihm jedoch nicht gelingen; erst in Calais war Christel plötzlich wie umgewandelt. Er sah hier zum ersten Male das Meer. Den ganzen Tag saß er wie versteinert auf dem äußersten Ende des Hafendamms und starrte in die unendliche Fluthenwelt hinaus. Wie magnetisch angezogen fühlte er sich von dem unbeschreiblich schönen Anblick. Nie war ihm die sich in sich selbst spiegelnde Schöpfung so wundervoll vorgekommen, nie hatte sich ihm die göttliche Selbstthat klarer gezeigt. Als in der heiligen Stille des Abends der Goldball der Sonne sich in den blauen, unübersehbaren Spiegel des Friedens versenkte, rief er nach stunden-, ja beinahe tagelangem Schweigen, tief ergriffen von dem Urbilde der Weltharmonie: „Jetzt schließt Gott sein Auge! Gute Nacht, großer Gott!" Der Schleier der Dunkelheit verhüllte endlich den Rundbau des Alls.

Von diesem Augenblicke an war Christel ein anderer Mensch. In der Marineschule angelangt, vertiefte er sich mit eisernem Fleiße in die vorgeschriebenen wissenschaftlichen und linguistischen Studien. Er überflügelte beinahe in allen Zweigen seine Kameraden; schon am Ende des ersten Cursus gewann er die Prämie, welche das Institut zur Anspornung auf die beste

Landkartenzeichnung ausgesetzt hatte. Welche Freude für Martha!

Wir überspringen die Periode seiner Lehrjahre; es genüge zu wissen, daß Stanley in Allem Wort hielt, und jährlich der glücklichen Mutter den Sohn in die Arme führte. Wie groß, wie stark, wie blühend war der Seecadett Werner in schmucker Uniform!

Er zählte 19 Jahre, als ihm in Berücksichtigung seiner ausgezeichneten Kenntnisse die große Ehre zutheil-wurde, auf dem gewaltigen Dreidecker eines Admirals als jüngster Schiffslieutenant angestellt zu werden. Es dauerte aber nicht lange, so wisperten sich die höheren Offiziere zu, es stehe eine Expedition in den stillen Ocean bevor; ein ganzes Geschwader sei vor der Hand durch den Beschluß der Regierung an die Westküste Amerika's beordert. Außer dem Admiral schien Niemand den wahren Grund zu wissen; es verlautete nur die Muthmaßung, daß es eine für Englands Welthandel sehr wichtige Frage sei. Dies schlossen wenigstens die Offiziere aus der ungewöhnlichen Eile und Hast, mit der das Marineministerium trieb, vier Linienschiffe von 120 Kanonen und 900 Mann Besatzung, fünf Fregatten, Corvetten, Kutter und Kriegsschooner segelfertig zu halten.

Welche Gefühle durchkreuzten Werner's Brust, als er, am Hauptmaste des Admiralschiffes lehnend, das Knarren der Ankerwinde vernahm! Seine erste große

Reise in die Welt hinaus! Europa im Rücken! Was liegt nicht Alles in diesen drei Worten!

Der günstige Wind förderte die Eile der Unternehmung. Das Geschwader passirte glücklich die Linie. Werner entging nicht der hier üblichen Matrosentaufe, und wurde hinsichtlich seines Eisstoßabenteuers „der Admiral vom viereckigen Tisch" genannt. Er that sich darauf etwas zu Gute, und entgegnete den Muthwilligen: „Nota bene ohne Steuerruder!"

So mancher fremde Dreidecker strich als Ehrenbezeugung vor dem majestätischen Admiralschiff die Segel und brasste sie wieder voll, um Curs zu halten. Werner lauschte oft mit Rührung, wenn ein oder der andere alte Matrose von den Schiffen wie von belebten klugen Wesen sprach, die sich gleichsam instinktartig selbst noch retten, wenn sie der menschliche Verstand im Stiche läßt. Welche Abenteuer, welche Gefahren wurden da erzählt.

Um den Strömungen an der brasilianischen Küste auszuweichen, steuerte man, in einer Entfernung von 150 englischen Meilen, südwärts; aber je mehr man sich dem berüchtigten Cap Hoorn, der äußersten Südspitze Amerika's, näherte, desto mehr Zeichen deuteten darauf hin, daß seine Umschiffung im Monat Juni, wo dort widerwärtige Winde ihr Unwesen treiben, ein höchst gefährliches Wagniß sei. Die ältesten Matrosen wußten von Beispielen zu berichten, wo Schiffe, welche den günstigen Moment versäumt hatten, drei, selbst

vier Wochen lang von Stürmen herumgehetzt wurden ohne die Passage um das Cap Hoorn erzwingen zu können.

Forschende, oft sogar zaghafte Blicke flogen über den dunkel umwölbten Himmel; schwärzlich und glanzlos lag der Ocean da, als wollte er heimtückisch durch erheuchelte Ruhe zur Fahrt verlocken. Als sich das Geschwader just dem Cap St. John gegenüber befand, waren die Ansichten der Offiziere getheilt, ob es nicht gerathener sei, in seinem Hafen Schutz zu suchen, als unter so drohenden Umständen die Umschiffung zu wagen. Während diese Berathung in der Kajüte des Admirals vor sich ging, hatte Werner Zeit, sich die wilde Größe der Naturscene aufmerksam zu betrachten.

Imposante rauhe Felsmassen erhoben sich steil im dunkelsten Grau unmittelbar aus der Tiefe des Oceans und waren ringsumher von den sich großartig daran brechenden Riesenwogen von halber Masthöhe umgeben. Diese kolossale Brandung brachte den Beschauer unwillkürlich auf den Gedanken: hier wolle das Meer alles Land verschlingen. Die cyclopenartigen Felsgestalten schienen die Vorposten zu sein, um den ewig wachen Feind im Auge zu behalten in diesem Kampfe des Flüssigen mit dem Starren. Den Hintergrund des Bildes schloß hohes zackiges Gebirge von schwarzem Gestein, auf dessen Gipfeln sich die trotzig drohende Masse finsterer Wolkenzüge lagerte, was der ganzen coulissenartigen Scene einen tiefen Ernst verlieh.

Die Kajütenthüre knarrte. Werner blickte in der höchsten Spannung auf die heraustretenden Offiziere. Die Umschiffung war beschlossen. Ein ergrauter Matrose neben ihm schüttelte bedenklich den Kopf. Man bediente sich bloß der Winterbramsegel, die kleiner sind und nur in stürmischer Jahreszeit gebraucht werden. Man hatte jedoch so kaum einige Seemeilen zurückgelegt, als eine heftige Wellenströmung aus Südwesten, hier nach langjähriger Erfahrung das untrüglichste Zeichen eines herannahenden Sturmes, die Hoffnung einer raschen Umseglung des Cap's vernichtete. Jenes bekannte verdächtige Kräuseln der Wellen stellte sich ein, der Wind wurde immer heftiger und pfiff durch's Takelwerk so unmelodisch, daß Werner, der diese neptunische Musik noch nie vernommen, meinte, es hätte sich eine Legion von Kobolden in den Mastkörben einquartirt. Nun ging ein Tanzen und Schaukeln an, als wäre selbst das große Admiralschiff, dessen Bugspriet oft unter dem Schaum der Wogen begraben wurde, nur eine Nußschale. Die Wogenberge rollten immer höher und massenhafter daher, die Wolken ballten sich immer schwärzer zusammen; ein unheimliches Zwielicht verwandelte die Himmelswölbung in ein Gezelt der schwächsten Dämmerung. Es kam mit schrecklichem Brausen der in der Matrosensprache sogenannte „fliegende Sturm,“ wo selbst das vortrefflichste Fahrzeug nur vor Topp und Takel treiben kann und Raaen und Stenge streichen, ja zuweilen sogar die Masten

kappen muß, um nur weniger Wind zu fangen. So wüthete das unermüdliche Element Tag und Nacht. Werner hatte sich mit der Mannschaft auf dem Hintertheil versammelt, wo Stricke querüber gespannt wurden als Anhaltspunkte, da das tolle Brechen der Wellen Alles — Brett oder Mensch — vom Verdeck riß, was nicht hinlänglich befestigt war. Werner, die Geistesgegenwart nie verlierend, las da aus den gespensterbleichen Gesichtern der Schiffsjungen und aus den durchfurchten benarbten Physiognomien alter Matrosen, die wie aus Gußeisen geformt, keine Miene verzogen, mehr, als er je in Büchern gelesen hatte. Der empörte Ocean lehrte ihn, die allgemeine Naturkraft wie ein Weltwunder anstaunen. Beim Grauen des zweiten Tages wurden sie inne, daß sie durch Seeströmung und Sturm mindestens um acht geographische Meilen zurückgeworfen waren.

Neu ausgerüstet wurde ein zweiter Versuch gemacht; aber das treulose Meer runzelte sogleich düster die Stirne und brummte wie ein alter Murrkopf: Ich will es nicht! Nach gräulichen Stürmen lief das bedrängte Geschwader wieder unverrichteter Dinge in die Bai San-Francis ein, die unmittelbar neben Cap Hoorn, dem Schrecken aller Seeleute, liegt. So verfolgte sie ihr Unstern den ganzen Monat Juni. Der Admiral war höchst verstimmt, die Mannschaft gänzlich entmuthigt.

Werner, der alle Erlebnisse und ihre Rückwirkung

auf die verschiedenen Charaktere und Persönlichkeiten mit Falkenblick beobachtet hatte, stand eines Abends sinnend auf dem Salondeck, als der Admiral eben im Begriff war, sich in seine Cajüte zurückzuziehen. Der junge Lieutenant wußte, daß er sich seiner besondern Gewogenheit erfreue. Werner flüsterte die Worte: „Herr Admiral! Gönnen Sie mir ein Gespräch unter vier Augen.“

Der greise Seemann blieb stehen, warf seine hohe Gestalt in die Brust und fixirte den Sprecher, denn in der letzten Dämmerung erkannte er ihn nicht gleich.

„Werner, Sie sind's? Was wollen Sie? Sprechen Sie ungehindert hier!“

„Hier nicht, Herr Admiral! Ich habe eine außerordentliche Bitte vorzutragen.“

„Eine außerordentliche Bitte?“ Der Greis stutzte; er hatte mehr als einen Beweis, daß Werner ein ausgezeichneter Kopf sei. Seine Verstimmung beherrschend, winkte er dem erwartungsvoll Harrenden, ihm hinab in die Kajüte zu folgen. Dem Lieutenant mit flüchtiger Handbewegung einen Sitz anbietend, warf er kurz die Worte hin: „Nun, Werner?“

Dieser blieb subordinationsmäßig vor seinem Obern stehen und begann bedächtig: „Wir Offiziere wissen, Herr Admiral, daß Ihnen, seitdem sich der Umseglung des Cap's mit dem ganzen Geschwader unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt, sehr viel daran liege, wenn es wenigstens einem Schiffe gelänge, den Hafen von

Valparaiso zu erreichen, um den dort stationirten Capitainen wichtige Nachrichten zu überbringen. Alles läßt bereits den Muth sinken. Herr Admiral! Vertrauen Sie mir den „Delphin“ an, einen der besten Segler Altenglands. Mir thun die Wellen nichts! meinen Kopf zum Pfande, ich bin in zwei Wochen in Valparaiso!“

„Mir thun die Wellen nichts!“ wiederholte der silberbehaarte Greis, erstaunt über die Bestimmtheit und den kräftigen Tonfall, der Werners Lieblingsspruch begleitete. Das edle Feuer, der militärische Anstand, mit dem der junge Mann seine Bitte vortrug, gefiel dem Alten. „Woher wissen Sie denn Das so gut, Lieutenant, daß Ihnen die Wellen nichts thun? Setzen Sie sich doch, Werner, — setzen Sie sich!“

Er erzählte dem Admiral die Geschichte jener Schreckensnacht aus den Tagen seiner Kindheit. Der Greis war fast bis zu Thränen gerührt; er dachte sich als Seemann lebhaft in die hilflose Lage des Knaben inmitten der Eisschollen. Nach einer Pause stellte er die Frage: „Sie sind stark im Glauben, Werner?“

„Ja, das bin ich! so starkgläubig wie meine gute Mutter!“ rief dieser mit einem Blicke, wie ihn der Admiral noch nie an einem menschlichen Auge gesehen hatte.

„Werner, Sie segeln morgen mit dem „Delphin“ ab! Die Mannschaft hat Ihnen unbedingt Gehorsam zu leisten. Kommen Sie in einer Stunde wieder zu

mir; ich werde Ihnen einen Brief an den ältesten unserer Capitaine in Valparaiso einhändigen. Junger Mann! entledigen Sie sich dieses Auftrages zu meiner Zufriedenheit, dann sollen Ihrer goldne Tage warten!"

Werner verließ triumphirend die Cajüte. Wie steckten die älteren Offiziere, und noch mehr die Mannschaft die Köpfe zusammen, als die Ordonnanz bekannt wurde: „Schiffslieutenant Werner erhält interimistisch das Commando des „Delphin." Der Ehrgeiz stachelte den gesunkenen Muth wieder auf.

In der ersten Morgendämmerung war der „Delphin" segelfertig; das Glück schien ihm zu lächeln, denn ohne erhebliche Schwierigkeit brachte es Werner dahin, dem Cap Hoorn gerade gegenüber in einer Entfernung von drei englischen Meilen zu steuern. Da lag die große, einsame, majestätische Felsenmasse, der Endpunkt des colossalen Continents, dessen Granithaupt frei in die tobende Südsee hinabblickt, wie ein Weltweiser erhaben über alle Stürme.

„Welch eine schweigsame, tiefernste Größe!" rief Werner aus, unwillkürlich immer wieder hinblickend auf die schwärzliche Felsengruppe, die seit den ersten Tagen der Schöpfung nicht müde wird, eine Welt gegen den Wogensturm zu vertheidigen.

Noch ging es immer gut. Doch plötzlich erhob sich der Nordwest mit so heftigen Stößen, daß Werner alle Segel aus dem Vorder-Sturm-Stapsegel einzuziehen befahl, um einen südlicheren Curs zu gewinnen,

da die Nähe des Landes unter diesen Umständen zu gefährlich drohte. Die Stärke des „Delphin" wurde bald auf die härteste Probe gestellt; der Wellenschlag war hier von einer Heftigkeit, von der sich früher Werner keinen Begriff machte. Höher und höher stiegen die Wogen, auf deren Kämmen ein schneeweißes, blendendes Licht gespensterartig saß, schrecklich anzusehen. Zugleich brach der Orkan, wie von der Tiefe des Meeresgrundes losgelassen, wüthend aus. Der Sturmwind rüttelte die Segelstangen, daß es wie in einer Mühle klapperte.

„Weg vom Backbord-Radkasten!" schrie Werner einem tollkühnen Matrosen zu, der sich auf diesen gefährlichen Punkt hinaufgewagt hatte, um das furchtbare, wildprächtige Schauspiel der Fluthenrevolution besser überschauen zu können. Wassermassen, 30 Fuß hoch, wälzten sich wie Panzerrücken lebendiger Ungethüme, rollten wie rasend vorüber, und endigten, sich in kegelförmigem Kamme überstürzend, oft in einem völligen Schaumgestöber. Woge jagte Woge. Die Masten erzitterten vom Fuß bis zur Wipfelspitze; das Schiff ächzte wie ein verwundetes Meerweib. In die gähnende Kluft schoß das Fahrzeug, als sollte Mann und Maus begraben werden, und augenblicklich wurde es wieder berghoch hinangeschleudert. Eine Woge verlor sich in die andere, so immer neue Schreckenskinder gebärend; der erzürnte Ocean tanzte einen schauerlich chaotischen Riesentanz, und der Sturm heulte dazu eine

Melodie des Entsetzens, daß so manches Menschenherz wie welkes Laub erbebte.

„Der Wind springt!" rief plötzlich Werner (ein seemännischer Ausdruck, wenn der Wind wider Vermuthen schnell aus einer Himmelsgegend in die andere umsetzt); aber keiner der Matrosen hatte im Sturmgebrause und Wirrwarr diesen Ruf vernommen. Der junge unerschrockene Commandeur sprang daher selbst zum Hauptmast und ließ das große Marssegel aufflattern. Er hatte jedoch kaum dieses falkenkühne Manöver begonnen, so wurde von allen Seiten geschrieen: „Unsinn, Wahnsinn!" und ein vierschrötiger Matrose war so keck, gleich Hand anzulegen, um das Segel, das die Gewalt des Windes in Fetzen zu reißen drohte, wieder einzuziehen. Aber Werner gab ihm einen so derben Ruck, daß er an den Mast antaumelte.

Mit einem Blick auf die Sturmwolken schrie der Entrüstete: „Glaubt Ihr vielleicht, daß —"

„Glauben, ja glauben muß der Mensch!" fiel ihm Werner donnernd in's Wort: „Wer nicht glaubt, der ist schon verloren — der braucht nicht erst im Meere unterzugehen!" Dabei gab er auch das große Bramsegel den Lüften preis. Das Schiff, flach auf die Seite geworfen, erzitterte in all seinem Gebälk wie ein Wesen in den letzten Todeszuckungen. Die Spitzen der Masten schienen in den Ocean tauchen zu wollen. Die Mannschaft stieß unisono einen Schrei der Verzweiflung aus. Doch Werner ließ sich dadurch nicht irre machen;

er riß auch noch mit staunenswerther Behendigkeit ein drittes Segel auf, während die geisterbleichen Matrosen ihn anglotzten, als ob er dem Dämon des Wahnsinns verfallen sei. Da erhob sich im Nu der „Delphin," stolz wie ein Riesenschwan, und flog pfeilschnell über die Wogen hin, die sich, seit der Wind gewechselt, wenigstens etwas besänftigt hatten. Alles staunte. Der junge Commandeur triumphirte. Das, was im ersten Moment mit unvermeidlichem Untergange gedroht, bewerkstelligte gerade ihre Rettung.

Von Stunde an gestaltete sich das Wetter immer günstiger. Werner steuerte nun vorsichtig in die hohe See, um den tückischen Klippen von Chiloë auszuweichen; er hatte die Freude, in einer sternenhellen Nacht, viel eher als er dachte, in den Hafen von Valparaiso einzulaufen.

Nach augenblicklicher Ueberreichung der Depesche und einigen Stunden Ruhe schrieb Werner sogleich einen langen Brief an seine liebe Mutter, da ein verläßliches Packetboot nach Liverpool abging.

Vierzehn Tage später traf der Admiral in Valparaiso ein. Werner wurde von ihm allein in der Kajüte auf das Freundlichste empfangen. Nach ausführlicher Schilderung aller Erlebnisse, sagte der biedere Greis scherzend: „Machen Sie doch, Werner, daß Sie einen Bart bekommen! Eher kann ich Sie nicht zum Capitain ernennen. Vor der Hand also weiß ich, im Namen der Regierung, Ihren Diensteifer und persön=

lichen Muth nur auf diese Weise zu belohnen." Dabei drückte er dem sich sträubenden Lieutenant fast gewaltsam etwas in die Hand und fuhr fort: „Der arme Capitain des „Delphin" ist noch immer schwer krank, Sie bleiben noch sein Stellvertreter; halten Sie sich heute noch segelfertig, Werner, Sie gehen mit Depeschen von mir zurück nach Europa." Mit dieser Weisung entließ er ihn.

Man denke sich das Erstaunen des jungen Seemanns, als er, das Papier öffnend, 200 Guineen vor seinen Augen blitzen sah. Die Vorbereitung zur Rückreise erlaubten ihm jedoch nicht, lang darüber nachzugrübeln. Ueber dem „Delphin", der sich so tapfer im Sturm bewährt, leuchtete ein guter Stern; in auffallend kurzer Zeit warf er Anker am europäischen Gestade. Werner entledigte sich seines ehrenvollen Auftrages. Welche Freude, seinen alten Gönner Stanley in die Arme zu schließen! Mit seinem nie schlummernden Humor rief er, das Kinn in die große Cravatte versteckend: „God dam! Mr. Christel, die Welt ist keine Haselnuß, das Meer keine Milchsuppe!"

Werner bedauerte, ihn, der — wie er sich ausdrückte — just wieder den Donaukarpfen eine Staatsvisite machen gehe, nicht begleiten zu können; denn Martha's letzter Brief enthielt die äußerst überraschende Nachricht, daß Werner's drei Schwestern sich an einem und demselben Tage verehelichen würden. Augenblicklich beschloß er, seiner Mutter die 200 Goldstücke mit

der Bitte zu übersenden, sie möchte den Theil der Summe, den sie selbst nicht bedürfe, zur Aussteuer verwenden. Stanley war natürlich der Ueberbringer. Die drei glücklichen Schwestern riefen oft: „O der gute Bruder! der herzensgute Bruder!"

Wo aber war Werner am Tage der Hochzeitsfeier? Weit, weit im großen Weltmeer draußen! Diesmal war der „Delphin" nach Australien beordert.

Nach China und Japan segelte er sechs Jahre später schon als Fregattencapitain. Er brachte von seinen Reisen stets eine Menge seltener Dinge mit, wofür ihm Naturforscher oder reiche Leute viel Geld anboten. So erwarb sich Werner nach und nach ein hübsches Vermögen, das ihm erlaubte, Martha's alte Tage zu versüßen. Alle fünf Jahre nahm er Urlaub und feierte ein herzliches Wiedersehen mit den Seinigen. Wenn er dann sah, wie sich die Scene verändert hatte, wie Alles älter geworden, ging er, seine wehmüthige Stimmung verbergend, hinaus zum Donauufer, blickte lange in den Silberstrich der Wellen und flüsterte ihnen zu, als könnten sie ihn verstehen: „Ihr Wellen! Ihr unverdrossenen Pilger, zufrieden mit der vorgeschriebenen Bahn, Ihr klaren lebendigen Wellen, was ist das Leben anders, als eine Reise?"

Die Donau murmelte sanft ein Echo und rauschte dem unendlichen Meere zu.

Wenn er dann nach stundenlanger Abwesenheit nach Hause kam und die alte Martha, ihm gutmüthig mit

sanfter Hand die Haare aus der Stirne streichend fragte: „Was ist Dir denn, Christel?“ da blickte er lächelnd der Mutter tief in die hellblauen Augen und rief: „Mir ist es in der Stube manchmal zu enge, mein Wohnhaus ist die weite Welt — Mutter, ein weiter Horizont erweitert die Seele; willst Du nicht die Wahrheit dieses Ausspruches prüfen? willst Du mir nicht einmal die Freude machen, mich auf einer größeren Seereise zu begleiten — sag' ja, Mutter! ich habe nichts als Dich und das Meer!“

Martha war so überrascht von diesem Antrag, daß sie momentan keine Worte der Entgegnung fand. Sie ließ ihre Blicke lange auf Werner ruhen.

Er fuhr endlich fort, in sie zu dringen: „Verspürst Du keine Lust, mich nach Ostindien zu begleiten, dort die Ruinen von Elora, die wundervollen Riesenmonumente unserer indogermanischen Ahnen zu sehen? diese urältesten Bauten der Welt! hast Du Deinen Liebling, Vischnu, ganz vergessen? möchtest Du den Legenden Bramahs nicht an den Ufern des heiligen Ganges lauschen? Soll mir, Deinem einzigen Sohne, nicht auch einmal das Vergnügen zutheilwerden, Dich längere Zeit in meiner Nähe zu haben? ein Vergnügen, das meine Schwestern durch eine Reihe von Jahren erheiterte? Bin ich nicht mehr Dein Christel? — Sag' ja, Mutter!“

Martha brachte es nicht über's Herz, ihm die Bitte abzuschlagen. Der Gedanke, daß er glauben

könnte, sie liebe seine Schwestern mehr als ihn, wäre ihr zu drückend gewesen.

Einige Monate nach dieser Unterredung segelte der „Delphin" an der Ostküste von Afrika. Noch auf keiner Seefahrt war Werner so außerordentlich vom Wetter begünstigt gewesen. Er nannte Martha scherzweise den Schutzgeist des Schiffes. Einst, an einem milden Juni=Abend, ging der Vollmond so herrlich auf, wie es eben nur in der Tropenzone zu sehen ist. Das Meer lag lautlos wie ein entschlummerter Gott da — groß, weltumfassend, unendlich! Der Silberstreifen des Reflexlichtes zitterte prachtvoll über den Elementarspiegel hin — den Rundbau des Weltalls durchfloß eine Sanftmuth, eine Milde, die dem Ganzen den hauchartig verschleierten Charakter des Ur=weiblichen, des Mütterlichen verlieh. Das Mondauge blickte auf die Wellenbahn des „Delphin", wie das Mutterauge auf die Wiege des schlafenden Kindes.

„Könnte ein Erdenwanderer noch etwas Schöneres sehen?!" rief Werner Marthen zu, die im Helldunkel des Verdecks an der Seite des Sohnes saß. Es war bald Mitternacht. Die Mannschaft hatte sich zur Ruhe begeben; nur aus den Mastkörben ertönte von Zeit zu Zeit ein heiserer Ruf. Doch Mutter und Sohn konnten sich noch immer nicht trennen von dem zauberhaft schönen Anblick der Tropennacht.

„Was ist denn jene unenträthselte Sehnsucht, die Mensch und Thier erfaßt, ja selbst im Element sich

kundgiebt, wenn Nachts sich Alles, der Ruhe bedürftig, besänftigt in den unendlich mütterlichen Schooß des Weltalls einschlummernd versenkt?" fragte Werner nach einer Pause.

„Was das ist? Du hast es selbst schon genannt, mein Sohn; es ist eben die beseligende Rückkehr in die Allmutter des Lebens — das Aufgeben des persönlichen Ichs, die Opferung des Eigenwillens, der die Creatur so häufig auf Irrwege leitet — im Schlafe begeht Niemand eine Sünde."

„Aber worin besteht der Urgrund dieses magnetischen Seelenzuges des individuellen Wesens zum universellen Ganzen?" fuhr Werner, die Hand der Mutter ergreifend, zu fragen fort.

„Im Mangel!" entgegnete tiefsinnig Martha; „darin daß Jeder ahnt, es müsse über sein kleines spannlanges Leben hinaus, ein größeres, ewiges, wenn auch in der Form wechselndes Urdasein geben. Jeder Athemzug sagt dem Menschen, er sei bedürftig. Dieser Mangel treibt das Kindchen zur Mutterbrust, die junge Lerche zum Neste, die Pflanze zur Lichtseite; diesen Mangel klagt das Lied der Nachtigall, brüllt der Tigerrachen in die Sahara hinaus, diesen Mangel spürt sogar das Element. Das sich thurmhoch empörende Meer will zurück in den zarterbeleibten Aetherocean und so möchte Alles, Alles der irdischen Schwere entfliehen, von der die gefangene Seele, fruchtlos widerstrebend, gefesselt ist. Alles wünscht sich ein zarteres, leichteres Leben."

„Du hast Recht!" rief Werner, in das Gekräusel der winzigen Wellchen hinausblickend. „Darum fühlt sich der Mensch wie neugeboren unmittelbar nach dem Erwachen, weil er noch frisch in sich die Nachwirkung der süßen cosmischen Wohlthat des Schlummers verspürt, weil er fühlt, daß er an der Brust der alten Großmutter Natur gelegen, mit ihr wieder Eins gewesen, während ihn bald darauf das drückende Gefühl der Entzweiung beschleicht, und er sich selbst wie einen aus dem harmonischen Allverbande Herausgerissenen betrachtet."

„Es ist alles Sehnen das Selbe, es ist aller Schmerz der Eine: hier giebt es keine ganze, volle Zufriedenheit! Der Glaube, sie sei irgendwo anders zu finden, liegt dem Menschen nahe," sagte Martha wehmüthig.

„Vielleicht im bewußtlosen Zustande des Todes, sind wir doch im ähnlichen des Schlafes weit glücklicher als den Tag über," entgegnete Werner.

„Vielleicht — ja vielleicht, mein Sohn, hast Du diesmal Recht! Weshalb sind Kinder so glücklich, weil sie sich ihres Glückes nicht bewußt sind. Es scheint demnach beinahe, als ob von dem Gedanken: „Bewußtsein", der Gedanke: „Schuld" gar nicht zu trennen sei. Es hat die altindische Lehre von dem Abfall der Geister von Gott eine urweltliche Tiefe, als ob sie bis in die Mittelpunkte der Sonnensysteme ihre Wurzeln schlüge — im Centrum wohnt nie das Heil."

Werner machten diese sonderbaren, von Marthen im prophetischem Tone gesprochenen Worte schweigsam. Endlich sagte er: „Ja, es ist kein Heil im Centrum, diesem Bilde der Alles an sich reißenden, Alles haben wollenden Schwere! Darum zieht es die Creatur zur Peripherie hin; darum hab' ich mein Meer so lieb, daß mitten inne zwischen irdischer Starrheit und unsichtbarer Nebelluft die Mittelstraße hält. Gab es doch alte und neue Weltweise, die in ihren Büchern behaupten, alles Leben gehe aus dem Flüssigen hervor — wird wol so sein! Das Wasser reinigt den irdischen Schmutz; ein ganzes, ein in sich abgerundetes, gleichgewichthaltendes Leib- und Seelenleben geht auf Reinigung aus. Das Meer ist das Bad, worin die jungfräuliche Erde sitzt, — sieh' hin, liebe Mutter, wie es silberblank da liegt im Strahlenglanz des keuschen Mondlichts!"

„Jetzt schläft Vischnu (d. i. der Durchdringer) auf dem Boden des Oceans, oder auf der Schlange der Ewigkeit im Meere fluthend, wie unsere indogermanischen Ahnen meinten; — komm', mein Sohn, laß uns auch schlafen gehen!" Sie drückte einen Kuß auf Werner's Stirne und erhob sich mit den Worten: „Christel, Du bist ein guter Mensch geworden, an Dir habe ich meine Freude!" Noch einen Blick warfen Beide in die schweigsame Mondnacht hinaus, und die Cajütenthüre schloß sich hinter ihnen.

Lange brachte Werner dieses Gespräch nicht aus dem Sinne, ja selbst nach Jahren, wenn er einsam auf dem

Verdecke stand, und den Mond aus dem endlosen Wasserrund auftauchen sah, fielen ihm wieder die Worte der Mutter ein. So wurde er im stets regen Marinedienst älter und älter. Nur noch eine größere Reise unternahm Werner in den Norden. Das Bild jenes Donaueisstoßes hatte sich seiner Phantasie so unauslöschlich eingeprägt, daß er, sein Alter herannahen fühlend, nicht vom Schauplatze der Welt scheiden wollte, ohne auch die Wunder des Nordens gesehen zu haben. Sein treuer „Delphin" trug ihn sicher durch die ungeheuren schwimmenden Eisberge, die in tausend verschiedenartig phantastischen Gestalten gegen sie drohend anmarschirten und südwärts eilten, als hätten sie vom silberhaarigen Großpapa — Nordpol — Grüße an alle kleine Inselkinder zu überbringen.

Der Abschied von seinem Schiffe wurde ihm bitterschwer: doch Martha, die nun ein steinaltes Mütterchen war, drang in jedem ihrer letzten Briefe so innig darauf, den theuern Sohn für den Rest ihres Lebens um sich zu haben, daß Werner glaubte, diesen Wunsch unbedingt erfüllen zu müssen. Gerührt schnitt er mit zitternder Hand seinen Namen in den Hauptmast ein und behielt zum immerwährenden Andenken das kleinste Segel des „Delphin". Er umarmte seine Matrosen wie Brüder, rief dem Meere, das er in der letzten Zeit nie anders als seine „große Freundin" nannte, aus der tiefsten Brust ein Lebewohl zu, und eilte nach dem Ufer der Donau, um es nie wieder zu verlassen.

Als er in seinem Geburtsorte anlangte und ihn Martha

mit schneeweißem Silberhaar entgegentrat, fühlte er sich von Ehrfurcht dermaßen durchschauert, daß er, eh' er sie zum Willkomm küßte, das Knie beugte und feierlich die Worte sprach: „Mutter, segne Deinen Sohn!" Martha that es mit tausend Freuden, zog ihn empor zu sich und schloß ihn, wie einst ihren „Herzenschristel" nach jener Nacht des höchsten Drangsals, an das bewegte Mutterherz. Die Umarmungen wollten kein Ende nehmen; Marie, Ottilie, Therese, jede umringt von einer blühenden Kinder- und Enkelschaar, begrüßten den sehnlichst Erwarteten.

Werner versäumte nun keine Gelegenheit, wo er Martha ein vergnügte Stunde bereiten konnte; er lauschte ihr die Wünsche von der Lippe ab, und freute sich, die Urgroßmutter im Kreise der Ihrigen glücklich zu sehen. Nach einigen Jahren starb die hochbejahrte Frau. Werner hatte in der ersten Zeit keine Worte für seinen Schmerz. Sogar der Gedanke tauchte in seiner Seele auf, am Meere Trost zu suchen, jedoch mahnte ihn die Erzählung der Verblichenen, daß sie nach dem Verluste seines Vaters an den Donauufern Trost gefunden habe, ein Gleiches zu versuchen. Er ließ ihr ein schönes Denkmal aus Marmor setzen, worauf die einfache Grabschrift stand: Hier ruht eine Menschen-Mutter! und pflanzte eigenhändig eine Fülle von Blumen auf ihren Grabhügel. Dabei sah man ihn manchmal in der Abenddämmerung. Derselbe Mann, der in hundert Stürmen unerschütterlich wie ein Fels gestanden — hier war er weichherzig wie ein Kind. Er schämte sich nicht der hellen Thränen, die ihm über den eisgrauen

Schnurrbart hinabperlten und auf den Rosenblättern wie heilige Thautropfen der Kindesliebe erglänzten. Wenn er dann über das Grab hingebeugt, so seine eigenen Thränen, in tiefste, reinmenschliche Wehmuth versunken, betrachtete, lispelte er, als dürfte es nur die d'runten sanft Schlummernde hören: „Nimm diese kristallklaren Dankopfer von mir an, beste der Mütter! Du hast mich starkgläubig gemacht; Dein Herz hat auf mich den Ursegen des lichtumflossenen Weltalls verpflanzt.“

Um sich zu zerstreuen, betrieb er mit allem Eifer die Vollendung und Herausgabe seiner Reisebeschreibungen. Aus alter Neigung setzte er sich mit den Capitainen der Donaudampfer in's Einverständniß und übernahm zuweilen für kürzere Zeit die Leitung eines Schiffes, wenn sein gewöhnlicher Führer erkrankte. Einige seiner Großneffen unterrichtete er in der Geographie und Geschichte. War er bei besonders guter Laune, so las er den Kleineren den Robinson vor. So lebte er still und zufrieden, zurückblickend auf sein, wenn auch nur in allgemeiner Beziehung, dennoch thatenreiches Leben. Ganze Tage brachte er im Freien zu, fuhr über zu dem alten Baum, in dessen Wipfel er einst mit Stanley vertraut wurde und sagte: „Wer weiß, wie es mit mir gekommen wäre, wenn sich nicht vor einem halben Jahrhundert an diesem Ast die Angelschnur verfangen hätte — nun denn! so wär' es anders gekommen; die Welt ist eine große blaue Stube, in der wir Alle Platz haben!“

Manchmal feierte er solche Tage ganz eigenthümlich.

Wenn die Sonnenstrahlen ihre Goldfäden zu spinnen begannen und sich rings eine heilige Stille über die Waldlandschaft lagerte, da sah man einen alten Mann allein auf einem Floß die Donau hinabgleiten, selig sich mitten im Strome seiner Knabenjahre erinnernd. Oft streckte er im Liegen den Körper aus, just wie er es damals in der höchsten Noth auf dem Tische schwimmend gemacht hatte, blickte, das Floß der Strömung überlassend, lange in die unermeßliche Tempelwölbung des azurblauen Aethers und rief heiterlächelnd unter Wellengemurmel aus: „Der Geist Gottes schwebt auf den Wassern!“

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Ferner:

Abenteuer des jungen Grafen Potowski.

Roman

von

Jean-Paul Marat

(ehemaligem Convents-Deputirten.)

Aus dem Französischen übersetzt

von

Ferdinand Heine.

2 Bände. Schillerformat. 1856. geheftet 20 Ngr.

Antoinette von Steinwart.

Roman

von

Oswald Stein.

2 Bde. 8°. 1856. geh. 3 Thlr.

Eugenie du Plessy oder der Eid.

Historische Novelle

von

J. Satori-Neumann.

8°. 1856. geh. 20 Ngr.

Wunder und Märchen des neunzehnten Jahrhunderts.

Lebensbilder aus der Gesellschaft.

Von

Amalie Winter.

8°. 1856. geh. 25 Ngr.

Wickerhauser, Rudolf

Aus der Mappe eines Cosmopoliten Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken von Emanuel Raulf

Leipzig 1857